

Riesengebirgs- Buchkalender 1991






1991

Riesengebirgs- Buchkalender

www.riesengebirgler.de
Herausgegeben von Helmut Preußler



Helmut Preußler – Heimatverlag – Nürnberg



36. Jahrgang



Urewiger Reigen

Es läuten die Glocken, ein Jahr wieder um,
der feiert es lärmend, der andere stumm.
Ein Jahr nur aus einem urewigen Reigen,
man kann es besingen, man kann dazu schweigen.
Es eilen die Jahre für Eltern und Kind,
es wechseln die Wolken, es wechselt der Wind.
Das Alter wird müde, das Kind wächst heran,
das Mädchen wird Frau und der Knabe ein Mann.
Und keiner kann's halten, es geht, wie es muß,
es bleibt für den Weg nur ein flüchtiger Gruß.
Sie streben mit Hoffen und Bangen zum Ziel,
der eine will wenig, der andere viel.
Das Schicksal, das blind seine Füllhörner leert,
schenkt manchem bedenkenlos, was er begehrt;
der andre kann schinden schweißnassen Gesichts,
kann zittern und beten und er bekommt nichts.
Doch nichts geht verloren, es kommt auf die Waage,
gezählt sind für jeden die irdischen Tage;
und was er auch hat, ist zum Schluß nur ein Schemen,
denn dort mit hinüber kann keiner was nehmen.
Und gehen die einen, die anderen kommen,
und wieder sind Böse auch unter den Frommen,
es wechseln die Zeiten, es wechseln die Namen
und so geht es weiter in Ewigkeit. Amen.

ALBERT
ROTTER

Gruß an den Kalenderfreund

Ich bin das Jahrbuch für das Volk
In seiner breiten Masse,
Für Dorf und Stadt, für Hütte, Schloß
Und für die enge Gasse.



Du liest und blätterst . . . Ich weiß nicht,
Ob ich Dir so gefalle –
Kein Lehrbuch und kein Verikon:
Ein treuer Freund für alle.

Zeig Dir die Welt, die um Dich ist
Soll vorzefern bis heut',
Bin Brücke aus Vergangenheit
Und über schwere Zeit.

Umdeut Dich Not, dann will ich ihr
Durch guten Zuspruch wehren,
Und weißt Du nicht, wie Kleinmut weicht,
Dann will ich es Dich lehren.

Ist Dir der Bruder mal nicht hold
Und will Verdruß und Streit,
Dann zeig' ich Dir, wie Galligkeit
Humor und Liebe heilt.

Kommt Frost und Sturm in unser Land,
Und wankt sein Baugerüst,
Dann tröst' ich Dich und scherz' und lach',
Bis daß es Frühling ist.

Heinrich Ripper



Morgengebet.

1. O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durchs stille Feld.

2. Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen;
Wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wolt' erschaffen,
Ich schäm' mich des im Morgenrot.

3. Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, froh bereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

www.riesengebirgler.de

J. v. Eichendorff.

Notizen:

Gedenktage:



Datum	Namenstage	Mond	Februar (Feber) – Hornung
1 Fr	Sigisbert, Brigitte		Trotz Winterkälte und brausendem Schneesturm geht die Natur der Sonne und dem Licht entgegen. Sonne und Licht bringen Leben. Auch in uns ringen die Stürme der Leidenschaft und Sündenkalte mit dem Sehnen nach dem Leben, Glück der Seele. Über wie gar vielen Seelen lagert aber trotz der Sehnsucht nach dem klaren Licht ein ungewisser Feberdämmerchein, der nicht Licht noch Schatten ist; sie suchen auf diesen falschen Wegen die Fährte zum Licht, gehen aber die Pfade der Finsternis. Ihr Wollen ist zu schwach mit ihren ungewohnten Gewohnheiten zu brechen und trotz des Verlangens nach den Lichtwegen des Lebens kommen sie nicht über die Zweifel zwischen gut und böse hinaus, sie sind zu wankelmütig, um das Erkennen mit dem Wollen kraftvoll zu einen. Gerade das Wollen, des siegvolle Entscheiden, das als recht Erkannte auch zu tun, ist die edelste Fähigkeit der Seele, die den Menschen adelt und ihn unendlich hoch über das unvernünftige Tier hinaushebt. Wären wir Menschen nicht so willenlos, nicht so feige und bequem im Streben nach dem Guten, wir würden nicht so viel im Zwielft des Zweifels herumtappen, sondern uns dem reinen, klaren Licht der ewigen Wahrheiten Gottes zuwenden.
2 Sa	Dietrich, Bodo		
3 So	Ansgar, Michael		
4 Mo	Gilbert, Veronika		Der Wille ist des Werkes Seele.
5 Di	Adelheid, Alice, Elke	☾	
6 Mi	Amandus, Paul, Dora		
7 Do	Richard, Ava		
8 Fr	Philipp		
9 Sa	Gottschalk, Julian	●	
10 So	Wilhelm, Sigurd		
11 Mo	Theobert, Anselm		Der Wille gibt dem Werk den Namen.
12 Di	Fasching, Helmward		
13 Mi	Aschermittwoch, Gosbert		
14 Do	Valentin, Kurt	●	
15 Fr	Siegfried, Amarin		
16 Sa	Juliana		
17 So	Lucas, Adolf		
18 Mo	Bernadette, Angelikus		
19 Di	Irmgard, Hadwig		
20 Mi	Falko, Jordan		
21 Do	Eleonore, German	☾	
22 Fr	Isabella, Margarete		
23 Sa	Romana, Rupert, Otto		
24 So	Ida, Irmengard		
25 Mo	Adeltraud, Walburga		Wassermann (21. 1. – 18. 2.)
26 Di	Ulrich, Mechthild		
27 Mi	Alexander, Markward		
28 Do	Silvana, Oswald, August	○	



Heimat, du heiliger Name



Wenn ich dich rief und rief
über den bangen Tag,
wenn ich dich schmerzlich tief
im dunklen Herzen trag,

Find ich die Worte nicht,
leidvoll und schön zugleich:
Vor deinem Morgenlicht
werden sie bleich.

Heiliger Name du,
bleib immer ungenannt.
Mein Werk und meine Ruh
liegen in deiner Hand.

Friedrich Czerny

Notizen:

Gedenktage:



Datum	Namenstage	Mond	März – Lenzing
1 Fr	Albin, Roger		<p>Was nie an den Märzstürmen seine Kraft erprobt, bleibt klein und unansehnlich. Kraft von außen erfordert Kraft von innen und nur in zäher sich stets getreu bleibender Erziehung werden wir den Stürmen, die uns das Erdenleben bringt, standhalten können. In unserer Jugend, in der wir alles in den rosigsten Farben sehen, verstehen wir noch lange nicht, daß das Leben für uns einst Dornen bieten wird, daher müssen wir schon in der Jugend an die Entbehrungen und die Leidenstunden gewöhnt werden, sollen wir einst mit ganzer Kraft den Stürmen der Heimsuchungen und Prüfungen machtvoll widerstehen. Wir wollen ganze Menschen werden, keine Krüppelgewächse, keine sittlichen Zwergpflanzen. Für uns gibt es kein „Geschick“, dessen Launen wir als uns vorher bestimmt skeptisch hinnehmen; für uns gibt es einen, der über dem „Geschick“ steht, der alles lenkt und leitet, der uns die Leiden und Kümmernisse schickt, um unsere Seelenkraft zu erproben und einst, bewährt gefunden, ewig lohnt für das, was wir in geduldigem Vertrauen auf ihn getragen haben.</p> <p>Ein Mann, der will, kann mehr als zehn, die müssen.</p> <p>Die Stärke wächst im Geduldgarten.</p> <p>Eigene Kraft schafft.</p> <p>Der Amboß fragt nach keinem Streich.</p> <p>Fische (19. 2. – 20. 3.)</p>
2 Sa	Karl, Agnes		
3 So	Kunigunde, Tobias		
4 Mo	Humpert, Rupert		
5 Di	Dietmar, Oliver		
6 Mi	Fridolin, Franziska	☾	
7 Do	Volker, Reinhard		
8 Fr	Michael, Beate		
9 Sa	Dominikus, Barbara		
10 So	Gustav, Emil		
11 Mo	Rosina, Ulrich		
12 Di	Beatrix, Aimud		
13 Mi	Leander, Paulina		
14 Do	Gottfried, Mathilde		
15 Fr	Clemens, Luise, Pia	●	
16 Sa	Heribert, Gunnar		
17 So	Diemut, Gertrud, Henriette		
18 Mo	Eduard, Cyrill		
19 Di	Josef		
20 Mi	Wolfram, Christian, Irmgard		
21 Do	Axel, Benedikt		
22 Fr	Elmar, Herlinde	☾	
23 Sa	Rebekka, Merbot		
24 So	Katharina, Elias, Gabriele		
25 Mo	Jutta, Ancilla		
26 Di	Larissa, Ludger		
27 Mi	Frowin, Heimo		
28 Do	Gründonnerstag, Guntram		
29 Fr	Karfreitag, Helmut, Gladys	○	
30 Sa	Karsamstag, Diemut, Quirin		
31 So	Ostersonntag, Kornelia		





Auf dem Acker

Nun furcht der Pflug die feuchte Ackererde.
Der Morgen ist von Lerchenlaut erfüllt.
Der Pflüger lenkt mit lautem Ruf die Pferde.
Die Tiere sind in weißen Dampf gehüllt.

Die Frauen gehen zum Kartoffellegen
gebückt die langen Ackerzeilen hin
und grüßen, winken nach den Nachbarwegen,
wo Bauernkarren in die Felder ziehn.

Ein blauer Tag wird aus der Dämmerblässe.
Das ferne Bergland kommt in klare Sicht.
Der Frühwind treucht die graue Nebelnässe
der Niederung ins Morgensonnenlicht.

Anton Hüttig

Notizen:

Gedenktage:



Datum	Namenstage	Mond	April – Ostermond
1 Mo	Ostermontag, Irene, Hugo		<p>Zeit der Aussaat. Der Sämann streut den Samen, die Furchen seines Ackerlandes durchschreitend. Bald erwacht der Keim und sucht seinen Weg zum Licht. Die Erde muß durchbrochen werden, um an die Sonne und zum Leben zu kommen. Auch Gott säte Menschen ins Ackerland dieser Erde, damit wir gleich dem Keime des kostbaren Brotkornes aufwärts zum himmlischen Lichte streben. Tief müssen unsere Wurzeln schlagen, um uns im Urgrund Gottes an den Gnadenströmen zu nähren zur Kraft, das sündenharte Erdreich zu durchdringen, uns frei zu machen von allem Verstrickt- und Verschlungensein in das bloß Irdische. „Suchet zuerst das Reich Gottes und alles Übrige wird euch beigegeben werden,“ sagte einst Christus selbst. Daher wollen wir emporstreben zum vollkommenen Himmelslicht, um, seiner Gnade zugekehrt, durch die Wechselstürme und Leiden geläutert, in der beseligenden Gottesnähe zu reifen für den Seelensämann, für die Seelenerte.</p> <p>Tageslänge: Der Tag nimmt zu von 12 Std, 53 Min. bis 14 Std, 38 Min.</p>
2 Di	Franz v. Paula, Sandrina		
3 Mi	Richard, Irene		
4 Do	Heinrich, Konrad		
5 Fr	Thea, Dora, Vinzenz		
6 Sa	Notker, Wilhelm, Isidor	☾	
7 So	Johann Baptist, Hermann		
8 Mo	Beate, Walter		
9 Di	Waltrud, Konrad		
10 Mi	Engelbert, Gerold		
11 Do	Hildebrand, Reiner	☉	
12 Fr	Herta, Julius		
13 Sa	Martin, Paulus, Ida	●	
14 So	Hedwig, Ernestine		
15 Mo	Waltmann, Nidger		
16 Di	Bernadette		
17 Mi	Eberhard, Rudolf		
18 Do	Ursmar, Agia		
19 Fr	Werner, Leo		
20 Sa	Odette, Hildegund	☾	
21 So	Anselm, Konrad		
22 Mo	Wolfhelm, Georg		
23 Di	Georg, Adalbert, Gerharo		
24 Mi	Egbert, Marion		
25 Do	Hermann, Franka, Markus		
26 Fr	Trudbert, Consuela, Helene		
27 Sa	Floribert, Zita	☉	
28 So	Ludwig, Hugo, Peter		
29 Mo	Roswitha, Irmtrud		<p>Widder (21. 3. – 20. 4.)</p> 
30 Di	Wolfhard, Rosamund		

Heimatfrühling

Neben den blassen Brachen,
rund um Distel und Dorn,
schaukelt des Frühlings Nachen
grün im jungen Korn.

Hinter der Felderschwelle
hämmern die Spechte im Holz,
pfeift aus greller Helle
der Falke: sirrender Bolz.



Stehn in verschollenen Schluchten
Bäume und Blüten bunt,
summen die immer gesuchten
Lieder aus Heimatmund.

www.riesengebiet.de *Reinhold Keuschka*

Notizen:

Gedenktage:



Datum	Namenstage	Mond	Mai – Wonnemond
1 Mi	Augustin, Arnold		<p>Alles blüht; in Feld und Wald, in den Tälern und auf den Bergen neues Leben, blütenübersät die ganze Erde. Alle Jahre das Gleiche, heute, gestern und vor Jahrtausenden. Nach seinen unabänderlichen Gesetzen, die Gott in die Natur hineinlegte, ist es so und nicht anders, immer das Gleiche: Jede Blume ihre selbe Blüte, jeder Strauch sein gleiches Kleid, jeder Baum seine ihm eigene Krone. Sie können aus sich nicht anders, Gott gab der Natur sein ehernes Gesetz und sie ist ihm untertan. Nur der Mensch, der von Gott mit Erkennen und Wollen ausgestattet, dem er eine Seele nach seinem Bild und Gleichnis einhauchte, tritt diesen Gesetzen mit Trotz entgegen. Ich will nicht dienen, ich will herrschen, ruft er seinem Schöpfer zu. Nur er verläßt die Gesetze Gottes, daher das lodernde Feuer in seinen Augen, den mißratenen Blüten des Seelenkelches, daher der schrille Falschton in der Harmonie der Schönheit und Ordnung. Hier Tugend, dort Laster – hier Blütenfeld, dort Trümmer der Verwüstung – das ist das Bild, wo Ordnung zur Unordnung, Schönheit zur Lüge wurde. Wie herrlich strahlt da der Menschen erhabenstes Vorbild, die hehre reine Gottesbraut, unsere Maianmutter, als Gegenbild in dieses menschliche Gewir, unendlich in ihrer Heiligkeit und Seligkeit, weil einst unendlich in ihrer Vollkommenheit. „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, durch mich und an mir geschehe nichts als dein heiliger Wille“, das war der süße Hauch der reinsten Blume, die je in dieser Erde blühte und sich in Gottes Gesetz einfügte ganz Geschöpf dem Schöpfer gegenüber.</p>
2 Do	Sigismund, Gerhild		
3 Fr	Viola, Alexander		
4 Sa	Guido, Valeria, Monika		
5 So	Godehard, Sigrid, Angelus		
6 Mo	Antonia, Gundula	☾	
7 Di	Gisela, Boris		
8 Mi	Klara, Ulrike		
9 Do	Christi Himmelfahrt, Volkmar		
10 Fr	Gordianus, Bertram		
11 Sa	Joachim, Gangolf		
12 So	Muttertag, Nereus, Pankrätius		
13 Mo	Christian, Servatius	●	
14 Di	Bonifatius		
15 Mi	Rupert, Sophie		
16 Do	Johannes, Ubald		
17 Fr	Walter		
18 Sa	Burkhard, Erich		
19 So	Pfingstsonntag, Kuno		
20 Mo	Pfingstmontag, Bernhardin	☾	
21 Di	Wiltrud, Konstantin		
22 Mi	Rita, Renate, Julia		
23 Do	Bartholomäus, Wilpert		
24 Fr	Sophie, Dagmar		
25 Sa	Urban, Heribert		
26 So	Alwin, Eva		
27 Mo	Eleonore, August	○	
28 Di	German, Rudhard		
29 Mi	Irmtrud, Magda		
30 Do	Fronleichnam, Reinhild		
31 Fr	Mechthild, Hiltrud, Angelika		
			<p>Stier (21. 4. – 20. 5.)</p> 



Mairegen.

Solltest doch lieber ins Häuschen gehn,
wirst ja am Ende ganz nah!
Wozu doch willst du im Regen stehn,
sag, wozu nühst dir das?
Mairegen macht, dah man größer wird,
größer doch möcht' ich gern sein.
Wär' ich wie's Mütterchen groß genug,
wüßte ich's recht wohl, wie ich hinein!

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Notizen:

Gedenktage:



Datum	Namenstage	Mond	Juni – Brachet
1 Sa	Luitgard, Regine		<p>Das Reisen geht durch die wogenden Ährenfelder, der Tag der Ernte ist nicht mehr weit, dann fallen unter dem Rauschen der Sicheln die Halme mit den schweren Ähren, es stürzen unter dem schneidendem Hiebe die tauben, stolzen Schwestern, aber auch das Unkraut wird von der Wurzel getrennt, die aus dem Boden kostbare Nahrung gesogen. Und der Herr der Ernte wird den Weizen von dem Unkraut säubern, das Unkraut in Bündel schnüren und verbrennen, den Weizen aber in die Scheuern fahren. Geht nicht auch der Mensch auf der Höhe seines Lebens gleichsam auf der Höhe seiner Scholle, wohin ihn der Herrgott gestellt, seiner Reife entgegen? Dann aber führt der Lebenshügel abwärts, hinab zum Grabe – ob es schon in der Nähe, ob es noch in der Ferne liegt – er geht der Seelenreife, der Seelenernte entgegen. Die Demut, gebeugt von der Last der goldenen Körner, geht neben dem innerlich leeren, verdienstarmen Stolz und dem Unkraut der Gottlosigkeit. Gott läßt seine Gnadensonne über Gute und Böse scheinen, alle will er selig machen; doch wenn sie nicht wollen, dann läßt er in seiner Weisheit oft das Böse gegen das Gute sich mit aller Bosheit auswirken, ohne daß er hindernd eingreift. Nur einen persönlichen Eingriff hat sich Gott vorbehalten, wenn er einst am großen Tage Seelenernte halten wird. Dann wird er den goldenen Weizen zu seiner Rechten, das Unkraut und die leeren Ähren zu seiner Linken legen und er wird den gerechten Ausgleich herstellen zwischen Gut und Böse. Wohl dem, der da als reif zu seiner Rechten befunden wird.</p>
2 So	Marcelle, Blandine		
3 Mo	Klothilde, Paula		
4 Di	Werner, Christa	☾	
5 Mi	Winfried, Fulger		
6 Do	Claudius, Bertrand		
7 Fr	Robert, Gottlieb		
8 Sa	Engelbert, Helga		
9 So	Ephräm, Felician		
10 Mo	Olivia, Gerlach		
11 Di	Rimbert, Jolanta	●	
12 Mi	Leo, Odulf		
13 Do	Anton, Bernhard		
14 Fr	Burkard, Meinrad		
15 Sa	Lothar, Bernhard		
16 So	Benno, Luitgard		
17 Mo	Rainer, Fulko		
18 Di	Elisabeth, Felicia		
19 Mi	Andreas, Rasso	☾	
20 Do	Adalbert		
21 Fr	Alois, Alban, Radulf		
22 Sa	Eberhard, Christine, Thomas		
23 So	Edeltraud		
24 Mo	Theodulf, Johannes		
25 Di	Eleonore, Dorothea		
26 Mi	Anthelm, Vigilius	○	
27 Do	Creszenz, Daniel		
28 Fr	Ekkehard, Diethild		
29 Sa	Judith, Gero, Peter, Paul		
30 So	Otto, Ernst, Adolf		
			<p>Zwillinge (21. 5. – 21. 6.)</p>

Rudi Köppl

Sommersonnenwende



Rotleuchtend der Himmel mit Sternen besät
umbuschten die Leuchtkäfer heimwärts den Weg.
Warm war die Nacht und lind
umkoste die Heimat der Wind.

Auf allen Bergen, Hügeln und Höh'n
waren die leuchtenden Feuer zu sehn,
rings um im weiten Gelände:
Zur Sommersonnenwende.

Am Berg der Holzstoß mit flackernden Flammen;
sie trugen das Lied, das die Menschen sangen,
als stolzen, gewaltigem Chor
zum nächtlichen Himmel empor.

Über den Flammen die Sterne sich neigen,
es drehten sich Paare im Sonnwendreigen,
den sie nach ihrer Väter Art
gepflegt und treu bewahrt.

Der Spruch überböte das prasselnde Holz!
Die Burschen und Mädchen voll Mut und Stolz,
übersprangen das Feuer mit weiten Sprüngen:
Was sie gelobten, möge gelingen!

Notizen:

Gedenktage:



Datum	Namenstage	Mond	Juli – Heuet
1 Mo	Dietrich, Eckard	☾	<p>Wem ist nicht schon einmal ein andächtig: „Gib uns unser täglich Brot“ über die Lippen geschlüpft, wenn er bewundernd den ertereiften Tisch der Natur Gottes überschaut? Und wir haben auch Grund dazu, da uns der gütige Geber im Himmel ob unseres armen Sündenlebens nicht durch Unwetter alles zerschlug, sondern mit dem Erntesegen uns freigebig beschenkte. Ist unsere Seele nicht auch ein Erntefeld? Können wir da auch so freudebewegten Herzens den Fruchtereichtum beschauen? Haben wir auch da schon, überglücklich im Gnadenleben, unser: „Gib uns unser tägliches Brot für die Seele“ dankend und bittend zum Himmel gesandt, daß wir das Leben vor dem Fluch der Sünde bewahrten? Wieviel Brachland liegt doch in den Menschenseelen noch nutzlos und verwildert. Stolz, Haß, Rachegeist, Zorn, Bosheit, Wollust des Herzens sind Giftgewächse, die die hoffnungsvollen Saatenfelder ersticken. Wie weite Gebiete draußen auf den Missionfeldern der Kirche sind noch zu bebauen. Millionen hungemde Menschenseelen rufen nach dem sättigenden Seelenbrote und niemand kann es ihnen reichen, da die Arbeiter fehlen, die das Herzensland bebauen sollen. „Betet“, sprach einst der Erlöser, „daß der Herr der Ernte Arbeiter in seinen Weinberg sende.“ Ja opfern und beten wir, die wir den Herrn kennen, für die irrenden und verstockten Brüder, daß auch auf ihr Seelenland der erquickende Tau der Gnade Gottes sich herabsenke und mit Ewigkeitsfrüchten reich segne, von denen sie einmal nach dem großen Erntetage ewig sich nähren können.</p>
2 Di	Petrus, Wiltrud		
3 Mi	Thomas, Leo		
4 Do	Bruno, Berta, Ulrich		
5 Fr	Anton, Wilhelm		
6 Sa	Marietta, Mechthild		
7 So	Willibald, Ethel		
8 Mo	Kilian, Edgar, Adolf	☾	
9 Di	Veronika, Johannes, Dieter		
10 Mi	Engelbert, Erich, Olaf		
11 Do	Olga, Oliver		
12 Fr	Sigisbert, Fortunat		
13 Sa	Mildred, Sarah		
14 So	Kamillus, Roland		
15 Mo	Heinrich, David, Bernhard	☾	
16 Di	Reinhild, Elvira		
17 Mi	Alexius, Marina		
18 Do	Arnulf, Arnold, Friederike		
19 Fr	Makrina, Bernulf		
20 Sa	Wilmar		
21 So	Florentin, Laurentius		
22 Mo	Verena, Eberhard	☉	
23 Di	Apollonia, Birgit		
24 Mi	Luise, Siglind, Christine		
25 Do	Thea, Jakob, Godhalm		
26 Fr	Christiane, Anna, Joachim		
27 Sa	Natalie		
28 So	Beatus, Benno		
29 Mo	Lucilla, Flora, Martha	☾	<p>Krebs (22. 6. – 22. 7.)</p> 
30 Di	William, Beatrix, Ingeborg		
31 Mi	Goswin, German		



GESEGNETE LANDSCHAFT

Ein Blumenstrauß hängt beim Madonnenbild,
Des letzten Weggasts rührende Gebärde —
Und mittagsmüd im Tale träumt das Dorf.
Des Kuckucks Ruf klingt fern vom Walde her.
Und braune Hummeln summen sonnenschwer.

Es ist als müßten Sonntagsglocken läuten
Und segnend weihen dieses stille Land,
Das selbst schon Andacht ist und auch Gebet.
So leis ist nur ein Kind, das schlafen will.
Ein Greis wohl auch, dem alles längst entfiel.

Margareta
Pechorn

Notizen:

Gedenktage:



Datum	Namenstage	Mond	August – Ernting
1 Do	Alfons, Ulrich	☾	<p>Die Sensen klangen hell im Schwunge und rauschend sanken die goldenen Halme mit der kostbaren Brotrucht, die arbeitsfrohe Hände zu dicken Garben banden. Erntefest, Jubelfest. Nach den Tagen des Schweißes köstlicher Lohn. Der Landmann fährt ihn in die Scheuer und wägend und messend bewundert er der Körner Reichtum und Güte, die auf der Tenne zu hohen Haufen sich türmen. Und er setzt sich hin und rechnet, wie weit er der Körner Fülle strecken kann. Aber wie es im Leben ist, war der Lohn groß, ist der Dank die schlechteste Münze. Nur wenn der Ernteseigen schmal war, hatte das Klagen und Murren kein Ende. So sind wir Menschen einmal alle. Geht es uns gut, nährt uns die Fülle, erinnern wir uns kaum des Dankes an den Geber; doch Brummen ohne Maß, wenn weise Einteilung uns vor Not schützen muß. Vergessen wir nie auch in guten Tagen des gütigen Gottes, der seiner Gaben Füllhorn so reichlich über uns ausgegossen hat, danken wir ihm für seine große Fürsorge, denn wir wissen ja nicht, wie lange wir aus den vollen Schüsseln schöpfen dürfen. Was nützen uns unsere Pläne, das schöne Haus, der volle Keller und der gefüllte Beutel, wenn uns der Herr zu unerwarteter Stunde plötzlich mit seinem Kommen überrascht und wir nichts mitnehmen können von unserem irdischen Reichtum. Darum seien wir wachsam über uns selbst und vergessen nie die Sorge um unsere Seele; denn auch unser Ernteherr wird einst wägen und messen und zählen und uns vergelten nach unserem Verdienst.</p>
2 Fr	Gundekar		
3 Sa	Lydia, Benno		
4 So	Hannes, Rainer		
5 Mo	Oswald, Isa	●	
6 Di	Gilbert, Eigil		
7 Mi	Afra, Donatus		
8 Do	Dominik, Hildiger		
9 Fr	Roman, Edith		
10 Sa	Astrid, Laura		
11 So	Susanne, Luise		
12 Mo	Radegund, Karl	☾	
13 Di	Kassian, Gertrud		
14 Mi	Werenfried, Eberhard		
15 Do	Patricia, Mechtild		
16 Fr	Theo, Joachim, Christian		
17 Sa	Karlmann, Jutta, Guda		
18 So	Helene, Claudia		
19 Mo	Reginlind, Lutz	○	
20 Di	Oswin, Ronald, Bernhard		
21 Mi	Gratia, Balduin		
22 Do	Regina		
23 Fr	Richhild, Rosalie, Isolde		
24 Sa	Amadeus, Rosa		
25 So	Patricia, Elvira		
26 Mo	Margarete	<p>Löwe (23. 7. – 23. 8.)</p> 	
27 Di	Gebhard		
28 Mi	Eimar, Adelind, August		
29 Do	Beatrix, Sabina		
30 Fr	Felix, Heribert		
31 Sa	Raimund, Paul		



Meiner Seele will erkunden
heiliges Geheimnis sich -
und erschauernd fühl ich mich
tief im Wesen erdvorbunden.

Altes Fentelied

Daß die Frucht zum Brote werde,
liegen Garben Hauf zu Hauf;
rundest wieder deinen Lauf,
ewiges Gesetz der Erde!

Samen ihrem Schoß gegeben
war, was heut dem Schnitter fällt,
in jede Ähre hält
neues Blühen, neues Leben.

Dichter unbekannt

Notizen:

Gedenktage:



Datum	Namenstage	Mond	September – Scheidung
1 So	Ruth, Alois, Werner	☾	<p>Des Sommers Glut sind erloschen, herbstlich singt der Wind durchs Land. Die letzte Reife bedarf nur noch des Sonnenglanzes, um die Früchte zu färben in bunter Pracht. Noch ist der Mensch in der Ernte tätig, aber er ist nicht mehr so schaffensfroh, wie damals, als sich des Sommers Glanz über ihn ergoß. Sehnsucht nach den sonnigen Tagen, nach dem Blühen des Mai, nach dem Wogenrauschen der Ährenfelder preßt sich wehmutsvoll in sein Herz. Sehnsucht, wer hat sie nicht schon verkostet nach Liebern und Schönerm, an dem das eigene Herz gehangen, das ein ganzes Glück ausgemacht? Unser Herz ist eben vielzuviel an die vergänglichen Güter verankert. Kaum einmal vermögen wir uns in leichtbeschwingtem Fluge über das Rauschen und Klappern und Hasten unseres Alltags zu erheben und doch tut die weltentrückte Einsamkeit dem vom Lärm betäubten Herzen wohl. In stillen Stunden fühlt man sich so recht emporgehoben, den Blick geweitet. Da kann man besser denken und urteilen. In stillen Stunden, nicht im Gerassel des Alltags lernten sich jene selbst kennen, die nun mit dem Siegeskranz des ewigen Jubels am Throne Gottes die Stunde segnen, welche sie zur Einkehr und Hinkehr zum Quell aller Freude geführt. Schließen auch wir uns manchmal ins stille Herzenskämmerlein und lernen wir in der Einsamkeit unsern wahren Lebenswert erfassen, wir werden diese Feiertagsstunde der Seele nie zu bereuen haben.</p>
2 Mo	Ingrid, Franz		
3 Di	Gregor, Sophie		
4 Mi	Ida, Irmgard, Iris	●	
5 Do	Roswitha		
6 Fr	Magnus, Theobald		
7 Sa	Melchior, Judith, Regina		
8 So	Hadrian, Sergius		
9 Mo	Otmar, Orthold		
10 Di	Diethard, Klaus		
11 Mi	Maternus, Adelmar		
12 Do	Gerfried, Guido, Maria		
13 Fr	Notburg, Tobias		
14 Sa	Kornelius	☾	
15 So	Dolores, Melitta		
16 Mo	Camilla, Hilde		
17 Di	Robert		
18 Mi	Irene, Ricarda		
19 Do	Bertold, Albert		
20 Fr	Priska, Eustach		
21 Sa	Debora, Wulftrud, Matthäus		
22 So	Mauritius, Gunthild		
23 Mo	Thekla, Elena	○	
24 Di	Mercedes, Rupert, Gerhard		
25 Mi	Gottfried, Firmin		
26 Do	Eugenia, Marius		
27 Fr	Gotthelf, Hiltrud, Vinzenz		
28 Sa	Wenzel, Gislar		
29 So	Michael, Gabriel, Raphael		
30 Mo	Viktor, Ursina		<p>Jungfrau (24. 8. – 23. 9.)</p>

In den Gärten meiner Seele



In den Gärten meiner Seele
Blühen Blumen sondergleichen,
Und sie reden eine Sprache
Wie aus fernen Königreichen.

In den Gärten meiner Seele,
Wenn die Schatten tiefer bringen,
Zum Geleucht der Himmelsfunken
Hebt die Sehnsucht ihre Schwingen.

In den Gärten meiner Seele
Sind versperrt die heiligen Türen,
Meines Wesens tief Geheimstes
Soll kein fremder Hauch berühren.

www.riesengehirne.de

Notizen:

Gedenktage:



Datum	Namenstage	Mond	Oktober – Gilbhardt
1 Di	Emanuel, Werner	☾	<p>Die letzten Früchte, die lange zur vollen Reife brauchten, die jeden Sonnenstrahl gierig einsaugen mußten, um ihren Saft zu süßen, das Edelobst, die köstlichen Weintrauben, werden vorsichtig in die Körbe gepflückt, daß kein äußerer Schaden den inneren Wohlgeschmack wertlos mache. Am längsten hatten sie das Ungemach des Weiters zu tragen, um als Edelfrucht befunden zu werden. Lohn ergebener Geduld und zäher Ausdauer. Waren andere Früchte früher reif, sie waren nicht so schön, so edel, nicht so fein im Geschmack, dem Edelobst war diese Krone vorbehalten. Wie ist es um uns Menschen? Sind nicht auch wir berufen im Garten Gottes unter seiner Pflege und seiner Sonne zu Edel Früchten heranzureifen? Je länger wir in dieser Zeitlichkeit stehen, umso mehr können wir die Gnade Gottes zu unserer vollkommenen Reife genießen; je mehr Leiden und Kümmerisse wir geduldig und gottergeben tragen, desto edler können wir unsere Seelen bilden und formen, sodaß nichts mehr an ihr fehlt, wenn einst der gütige Gottesgärtner kommen wird, um sie in seinem Fruchtkorbe zu sammeln. Wie vorsichtig und mit welcher Freude wird er dann die kostbare, vollkommene Seele auf die besten Plätze legen, um ihnen jederzeit nahe zu sein und sich ihrer zu freuen. Das wird einst der Lohn jener Seelen sein, die ihre Zeit weise nützten; je mehr Vollkommenheit sie einst geübt, umso vollkommener wird sie auch Gott schauen und seine Freude genießen dürfen.</p>
2 Mi	Hermann, Jakob		
3 Do	Ewald, Udo		
4 Fr	Aurea, Theresia, Franz		
5 Sa	Meinolf, Attila		
6 So	Erntedank, Bruno, Renata		
7 Mo	Günther, Simeon	●	
8 Di	Brigitte	☾	
9 Mi	Viktor, Flora, Sibylle, Günther		
10 Do	Meinhard, Quirin		
11 Fr	Pilar, Edwin, Jakob		
12 Sa	Herlinde, Andreas		
13 So	Simbert, Eduard		
14 Mo	Burkhard, Hedwig		
15 Di	Aurelia, Willa, Theresia		
16 Mi	Luitgard, Sophie, Hedwig		
17 Do	Anselm, Ignaz, Rolf		
18 Fr	Lukas, Mona, Paul		
19 Sa	Jean, Friedericke		
20 So	Vitalis, Wendelin		
21 Mo	Meiko, Himana, Ursula	○	
22 Di	Cordula, Ingbert		
23 Mi	Daria, Ludwig, Ute		
24 Do	Anton, Evergislus		
25 Fr	Severin, Oda		
26 Sa	Amanda, Wigand		
27 So	Wolfhard		
28 Mo	Alfred, Egbert	☾	
29 Di	Narzissus, Margarete		
30 Mi	Bernhard, Dietger		
31 Do	Notburg, Jutta, Wolfgang		
			<p>Waage (24. 9. – 23. 10.)</p>

Franz Xaver Fischer

Herbst

*Rote Blätter fallen
auf das braune Feld,
Sonnenlichter malen
Schatten in die Welt.*

*Gelbe Blätter kreisen
wirbelnd um den Strauch,
überm Spiel der Meisen
grauer Wolkenrauch.*

*Schwarze Blätter kleben
tot auf Weg und Stein,
sonnverblaß'nes Laub riesengebirgiger östlicher Tage Längen
verloren und allein.*



*Doch helle Knospen drängen,
ahnend ihre Zeit,
Frühling steht bereit.*

Notizen:

Gedenktage:



Datum	Namenstage	Mond	November – Nebelung
1 Fr	Allerheiligen, Harald, Rupert		<p>Leer sind die Felder, leer die Bäume, Novemberwind hat die letzten Blätter zur Erde gewirbelt: „Werde Staub, werde Erde,“ hat er schwermütig gesungen. Die Zeit des Blühens und des Reifens ist dahin, nun kommen die Tage der Ruhe, der Rast. Mensch, wie stehst du inmitten des Verwelkens, Vergehens, Verwesens? Kommt dir kein ernster Gedanke, wenn du selbst allein, verlassen stehst im November deines Lebens? Einst standest du im Blütenschmuck deiner Jugend, dann warst du umringt von fröhlicher Kinderschar, für die du sorgen konntest, dann sahest du sie eins nach dem andern von dir gehen, nachdem du sie ernährt und zum brauchbaren Glied der menschlichen Gesellschaft erzogen hattest. Heute bist du allein und denkst in der Verlassenheit aller Opfer, Kämpfe, Mühen und Sorgen, aller Heimsuchungen, die dich, den starken Mann, in die Knie zwingen, fühlst nochmals den Schmerz des Entsaftens, des Hergebenmüssens, als deine Lieben von dir gingen. Bist du nun wirklich ganz verlassen? Wohl einsam, aber verlassen nicht, wenn du einkehrst in dich, Gott, der Vater der Jugend, der einst an deiner Wiege stand, der mit dir durchs Leben ging, dich beseligte, wenn du ihn suchtest, ihm Herz und Seele öffnete, er steht auch an der Schwelle deines Grabes, wenn du ihn nicht von dir gewiesen hast. Gott bricht nicht mit uns, wenn wir nicht zuvor mit ihm gebrochen haben. Menschenseele, hast du hier etwas gut zu machen, tue es sofort, warte nicht mehr. Versüße dir deine irdische Verlassenheit mit der trostvollen Gottverbundenheit.</p>
2 Sa	Angela, Willebold		
3 So	Martin, Silvia, Viktorin		
4 Mo	Reinhard, Gregor, Karl		
5 Di	Bernhard, Berthild		
6 Mi	Rudolf, Christine		
7 Do	Karina, Gisbert	●	
8 Fr	Gotfried		
9 Sa	Theodor, Roland, Ranulf		
10 So	Leo d. Gr. Justus		
11 Mo	Martin, Menas		
12 Di	Christian, Kunibert		
13 Mi	Wilhelm, Stanislaus		
14 Do	Alberich, Sidonius		
15 Fr	Leopold, Marinus	☾	
16 Sa	Otmar, Walter		
17 So	Volkstrauertag, Gertrud, Hilda		
18 Mo	Roman, Paul, Odo		
19 Di	Mechtild, David, Elisabeth		
20 Mi	Buß u. Bettag, Edmund	○	
21 Do	Johannes		
22 Fr	Cäcilia, Sissy		
23 Sa	Klemens, Felizitas, Detlev		
24 So	Totensonntag, Herta, Flora		
25 Mo	Egbert, Margareta, Karin		
26 Di	Konrad, Albert, Ida		
27 Mi	Oda, Virgil, Modestus		
28 Do	Berta, Gunther	☾	
29 Fr	Jolanda, Jutta, Friedrich		
30 Sa	Andreas		
			<p>Skorpion (24. 10. – 22. 11.)</p> 

Allerseelen

Denk an die Heimat, der kleine
Friedhof wird einsam sein,
Grabhügel, Kreuze und Steine,
keiner kehrt mehr ein,

euch ein Licht zu entzünden,
euch ein Gebet zu weihn,
euch einen Kranz zu winden,
Schläfer im hölzernen Schrein.

Euch bedeckt die Erde
mütterlich, die uns gebar,
die unsre Kindheit nährte
und unser Acker war.

Wir, die für immer Vertriebenen,
treiben wie Spreu im Wind.
Ihr seid die Hinterbliebenen,
die geborgen sind.

Hans Anton Huttig



Stilles Gebet
Zeichnung Carl Rang

www.riesengebirgler.de

Notizen:

Gedenktage:



Datum	Namenstage	Mond	Dezember – Julmond
1 So	Erster Advent, Natalie		<p>Ein andachtsvolles Raunen geht durch die Wälder, die Tännchen und Fichten dehnen und recken ihre Äste und Zweige und flüstem einander das selige Geheimnis zu: „Christkind kommt“. Jedes Bäumchen möchte ein Lichtträger und Friedensbringer für die innerlich zerrissene Menschheit sein. Ja die Menschen sind innerlich entzweit, die tobenden Leidenschaften führten sie von einander. Und doch gehören die Menschen nach der weisen Naturordnung Gottes zu einander. Sie haben sich von einander getrennt, weil sie keine Kinder des gemeinsamen Vaters mehr sein wollten. Den beglückenden Kinderglauben warfen sie weg, weil sie ihn nicht mehr für zeitgemäß hielten, anderen selbstgemachten Glaubenssätzen jagten sie nach und tauschten Kindesfrieden gegen Selbstentzweiung und den Hader mit der ganzen Menschheit ein. Wahres Glück, reine Freude, beruhigende Zufriedenheit sind aber nur im Paradies der Kindschaft Gottes und wer nicht ein Kind Gottes sein will, wird auch nie die süßen Früchte der brüderlichen Einigkeit verkosten. Weihnachten, das Fest des Friedens, will mit seinem Hauch jeden Menschen beseligen, wenn er nur guten Willens ist, sich auszusöhnen mit seinem Gott und die Hand zu reichen den Brüdern und Schwestern, von denen ihn seine falsche Lehre trennte. Versuchen wir wieder Kinder zu werden mit einem Herzen glaubensfroh, hoffnungsselig und liebeentflammt, dann werden wir auch wieder das reine Kinderglück mit uns tragen.</p>
2 Mo	Bibiana		
3 Di	Gerlinde, Emma		
4 Mi	Christian, Adolf, Barbara		
5 Do	Hartwich, Niels	●	
6 Fr	Henrika, Nikolaus, Klaus		
7 Sa	Gerald, Ambrosius		
8 So	Zweiter Advent, Sabina		
9 Mo	Valerie, Liborius		
10 Di	Angelina, Bruno		
11 Mi	Tassilo, Arthur		
12 Do	Hartmann, Dietrich		
13 Fr	Otilia, Benno		
14 Sa	Franziska, Berthold	☾	
15 So	Dritter Advent, Christiane		
16 Mo	Adelheid, Alice		
17 Di	Jolande, Lazarus		
18 Mi	Philipp		
19 Do	Petrus, Konrad		
20 Fr	Regine, Heinrich		
21 Sa	Richard, Thomas	○	
22 So	Vierter Advent, Marian, Jutta		
23 Mo	Viktoria, Hartmann		
24 Di	Hl. Abend, Hanno, Adalbert		
25 Mi	Erster Weihnachtstag		
26 Do	Zweiter Weihnachtstag		
27 Fr	Fabiola, Johannes	☾	
28 Sa	Otto, Hermann, Margot		
29 So	Lothar		
30 Mo	Felix, Sabine		<p>Schütze (23. 11. – 21. 12.)</p> 
31 Di	Silvester, Melanie, Silvester		

Heimat, das ist ein Klang,
 es rauscht darin ein süßer Sang.
 Heimat, das ist ein Schrei,
 der löst die Brust und macht Dich frei.
 Heimat, das ist ein Gebet,
 das kein Sturm zerreißt und kein Wind verweht.
 Heimat, dem Fremden zum Spott,
 du bist unsere Liebe, unsere Sehnsucht
 und unser Gott!



Pflug im Winter

www.riesengebirgler.de

Bruno Hons Witzek

Notizen:

Gedenktage:

Über die „Sudetenländer“ und die „Sudeten-deutschen“

Das Wort „Sudetendeutscher“ habe ich zugleich mit dem Worte „Sudetenländer“ (Böhmen, Mähren, Ostschlesien) bewußt als zwei Sammelnamen in einem Aufsatz in dem Wochenblatte „Deutscher Volksbote“ in Prag, herausgegeben von Anton Kießlich, im Jahre 1902 angewendet. Ob der Aufsatz von mir mit F.J. gezeichnet ist oder mit xxx, ist mir nicht mehr erinnerlich. Ich habe damals als Wanderlehrer des B.d.D.i.B. (Bund der Deutschen in Böhmen, Anm. d. Red.) die Propaganda für die Gründung eines Deutschen Volksrates für Böhmen eingeleitet, nachdem ich vorher die Zusicherung der Unterstützung durch die Bundesleitung erhalten hatte. Ich arbeitete im Einvernehmen mit Dr. Titta. Besonders gefördert wurde ich durch den Obmannstellvertreter des Bundes (Kießlich), zugleich Herausgeber des Bundesorgans, durch den Chefredakteur der Leitmeritzer Zeitung, Melzer, durch den Schriftleiter der Deutschen Volkszeitung in Reichenberg, Knieschek, durch Dr. Köfer (später Gründer der Deutschen Volksbank) und durch den Reichstagsabg. Tschan in Bilin. Als Mährer war mir Sinn und Methode des dort von Hermann Brass geleiteten Volksrates bekannt.

Die genannten Herren teilten meine grundsätzliche Auffassung, daß eine Zusammenarbeit der beiden Volksräte eine nationalpolitische Notwendigkeit sei, schon deshalb, weil seit 1848/49 der Unfug um sich gegriffen hatte, den sogenannten nationalen Kampf als eine spezifisch „böhmische“ Angelegenheit zu behandeln. Man sagte: „Böhmen ist das klassische Land des Völkerkampfes.“ Man sprach daher in Deutschland, in Innerösterreich, sogar in vielen Orten Böhmens nur von den „Deutschböhmern“ als den „Kämpfern“ in diesem Ringen.

Die Folgen dieser Beschränkung des nationalen politischen Horizontes auf Böhmen haben sich im Laufe der Jahrzehnte als verhängnisvoll erwiesen. Man machte die Verhältnisse in Böhmen zu einem Schema für Mähren, Schlesien, die Steiermark, für Kärnten, Tirol, obwohl die siedlungsgeographischen, psychologischen, biologischen, sozialen Voraussetzungen grundverschieden von denen in Böhmen waren – und zwar bei allen Völkern oder Volksteilen.

Meinen Mitarbeitern und mir schwebte der Gedanke vor, den künftigen deutschen Volksrat in Böhmen ganz ebenso in den Dienst einer gesamtdeutschen Politik in Österreich zu stellen, wie das von Brass nachher in der Gründung der „deutschnationalen Geschäftsstelle“ in Wien getan wurde. (Nach 1920 als deutschpolitisches Arbeitsamt in Prag).

Um diese Blickvereinigung auf Böhmen zu bekämpfen, suchte ich nach einem Sammelnamen für die Deutschen in den drei Kronländern, deren bisheriger Sammelnamen reichlich umständlich war: Länder der böhmischen Krone.

In der wissenschaftlichen geographischen Terminologie wird seit vielen Jahrzehnten das System der nördlichen Randgebirge vom Tilenberg bei Eger bis zum Odergebirge als „sudetisches“ Gebirgssystem bezeichnet. In einer altrömischen Karte wird in der beiläufigen Nähe dieses Systems ein Waldgebirge verzeichnet mit der Benennung „Sudeta“. So fand ich denn zunächst einen Sammelnamen „Sudetenländer“ als Parallele zu den Donauländern (Nieder- und Oberösterreich), den Alpenländern, Karstländern und (von dem Historiker Kaindl eingeführt) den Karpatenländern. In diesen drei Sudetenländern wohnten neben einer kleinen Anzahl Polen in Ost-

schlesien vor allem Tschechen (mit Slowaken) und Deutsche. Da aber die Tschechen fast alle in diesen Ländern saßen, die Deutschen jedoch in fast allen Ländern der Monarchie vertreten waren, konnte auf einen Sammelnamen für die Tschechen verzichtet werden, und für die Deutschen ergab sich ganz zwanglos der Sammelname „Sudetendeutsche“ neben den Sammelnamen Donaudeutsche, Alpen-deutsche, Karpatendeutsche.

Die drei Sudetenländer waren also von zwei Partnern seit 700 Jahren bewohnt – von Tschechen und Sudetendeutschen. Diese wiederum waren Partner der Alpen-deutschen, Donaudeutschen usw. in Österreich.

Diese ausführliche Begründung enthielt mein Aufsatz von 1902 nicht – damals erschien mir all das, was ich heute im Rückblick als wesentlich erkenne, als eine Selbstverständlichkeit. Ich gebrauchte das Wort in einem Texte anderer Art. Ich glaube aber nicht zu irren, daß ich in dem mir übertragenen Referate in der Gründungsversammlung des deutschen Volkstrates für Böhmen das Wort gebrauchte zur Kennzeichnung der großen Interessengemeinschaft der Deutschen in den drei „Sudetenländern“. Nach 1918 nannte ich sie eine Volksgemeinschaft, die mehr ist als eine Sprach- und Kulturgemeinschaft, nämlich eine Schicksalsgemeinschaft, aus der keiner austreten, der sich keiner entziehen kann. Das erleben wir heute in furchtbarster Eindringlichkeit. Der Plan, diese Schicksalsgemeinschaft als Volksorganisation zu einem nationalpolitischen Instrumente zu machen, scheiterte an den Eifersüchteleien der Parteien, nicht der Parlamentarier, sondern der örtlichen Parteivertreter, vor allem der Vertrauensmänner der Parteien. Gebe Gott, daß wir diese sudetendeutsche Schwäche der Rechthaberei in nationalpolitischen Fragen heute überwinden können! Der Vollständigkeit halber führe ich an, daß mir im Jahre 1927 ein Zitat aus einer Rede

eines deutschböhmisches Abgeordneten des Frankfurter Parlamentes von 1848/49 bekannt wurde, das das Wort „sudetisch“ oder „Sudetenland“ enthielt. Der Name beginnt mit L.

Ich habe niemals diese Geschichte des Wortes „sudetendeutsch“ publizistisch verwendet. Bis 1917 konnte es sich nicht allgemein durchsetzen, vor allem nicht in Deutschböhmen. Als aber Wilson das Programm des Selbstbestimmungsrechts der „Völker“ verkündete, entdeckte man über Nacht die Existenz der 30 Prozent an Sudetendeutschen in Mähren und Schlesien und übernahm das Sammelwort zur Anmeldung des Rechtes auf Selbstbestimmung. Die deutschösterreichische Delegation in Saint Germain führte dann das Wort auch in die amtliche diplomatische Terminologie ein. Hier war es vor allem der aus Südmähren stammende Kanzler Dr. K. Renner, der damit operierte.

(Nach einem Brief Franz Jessers, geschrieben in Unter-Söckering am 1. 10. 1948, an Otto Zerlik.)

Das heilige Antlitz

VON ALFONS HAYDUK

*Du lädrest silbern durch die Städte,
Den blaffen Steernen wegverwandt –
Und wenn ich auch je zweifeln möchte:
Dein Antlitz trägt nicht, Heimatländ!*

*Ja hab' seit ersten Erdenstunden
Oft deines Kleides Saum gefühlt.
Im Schmerze alter Dastinauwunden
Hab' ich empfunden, was du bist.*

*Du Antlitz todumst wie ein Gemmen
Auf meiner Seele Kinheitsstein,
Verwurzelt bis zum tiefsten Innern
Schürffst du Etebnia in mein Sein.*

*Durch fernste Städte glänzt dein Schmeitel,
Den blaffen Steernen wegverwandt –
Und sind auch Ideale eitel:
Dein Antlitz trägt nicht, Heimatländ!*

Von vorgeschichtlichen Stätten in den Sudetenländern

An zahlreichen Orten im Sudetenland sind vorgeschichtliche Funde gemacht worden, die bezeugen, daß verschiedene unserer Heimatgebiete bereits in Urzeiten besiedelt waren.

So erlangte die Stadt Bodenbach durch den Fund eines Gräberfeldes (Friedhofes) auf dem Kleinen und Großen Sand mit Brandgräbern aus dem letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung erhebliche Bedeutung. Nach diesen Funden erhielt die frühgeschichtliche Kultur eines germanischen Stammes den Namen „Bodenbacher Kultur“.

Gleiche Gräberfunde wurden in Krischwitz bei Tetschen gemacht. Ausgrabungen am Sirmitzer See bei Franzensbad legten Grabstellen aus der Bronzezeit (Urnenfeld) bei.

Funde aus der Markomannenzeit (Eiszeit) (Eisbeile, Waffen, Urnengefäße) beweisen auch die frühe Besiedlung der Stadt Brüx. Berühmt geworden ist der Brüxer Schädelfund, der einem eiszeitlichen Menschen angehört.

Bei Stramberg (Krs. Neutitschein) weisen Funde im Höhlengebiet des Kotusch (bronzene Sonnenräder, Waffen, Scherben) auf vorgeschichtliche Siedlungen hin. In frühgeschichtlicher Zeit sollen hier Vandalen gesiedelt haben. In der Schipkahöhle des Berges wurden Überreste des Neandertalers gefunden. Südöstlich von Müglitz am linken Marchufer befindet sich eine vorgeschichtliche Wallburg, eine zweite, „Obersko“ genannt, südlich von Müglitz bei dem Dorfe Lechowitz.

Außerordentlich reiche Funde aus germanischer Zeit wurden in der Umgebung der Stadt Saaz gemacht, die zum Großteil im Saazer Stadtmuseum gesammelt sind. Es fanden sich Gräber mit Goldgegenständen, Stoffresten, Hausinventar, Waffen

usw. Besondere Beachtung fand das Grab einer Markomannenpriesterin mit reichem Glas-, Bernstein- und Silberschmuck.

Aus dem 1. Jahrtausend vor Christi sollen die Ringwälle am Hohen Guck und dem Rubinberg im Saazerland stammen. Eine keltische Ringwallsiedlung befand sich auf dem Hradek bei Groß-Tschernosek. Die Radelsteine bei Lobositz gelten als alter heidnischer Opfer- und Thingplatz.

In Sadschitz und in Trupschitz (Krs. Komotau) fand man vorgeschichtliche Abfallgruben mit Scherben und Knochen sowie Brand- und Hockergräber. In der Umgebung von Bischofteinitz befinden sich zahlreiche Hügelgräber der Bronze- und Eisenzeit, die Zeugen vorgeschichtlicher Besiedlung sind. Bei Podrasanitz liegen auch die Reste einer Flichburg.

Im Jahre 1845 legte der überschwemmende Elbestrom bei Waltirsche (Krs. Aussig) eine vorgeschichtliche Begräbnisstätte frei. Man fand um einen runden, etwas erhöhten, mit Steinen belegten Raum in mehreren Zirkeln gestellte, kesselförmige, meist gehenkelte, 30 bis 60 cm hohe, unglasierte Urnen (Keltengräber).

Ein uraltes Siedlungsgebiet ist auch Wannow bei Aussig. Dies bezeugen Funde aus der jüngeren Steinzeit (3000 v. Chr.), welche der linienbandkeramischen Kultur angehören. Funde aus der Stein- und Bronzezeit mit Ausgrabungen alter Grabstätten (Urnenfunde) werden auch aus Libochowan, Liboch, Lobositz, Lewin und Lichtowitz im Kreis Leitmeritz berichtet. Alle diese Orte sind alter Kulturboden, der infolge seiner günstigen Lage bereits in der Stein- und Bronzezeit von Menschen bewohnt war.

Nach dem Urteil der Vorgeschichtsforscher sind viele Gräber- und Bodenfunde

dieser Gegend germanischer Herkunft. Die am „Dreikreuzberg“ bei Lichtowitz befindliche uralte Ringwallburg mit noch erhaltenen, zweifachen tiefen Graben und 6 bis 8 m hohen Erdwällen war einst eine große Flichburg. Am Ratzknerberg bei Lewin befinden sich Keltenwälle. Diese Wälle, 90 × 50 im Rechteck, sind aus Erde, teilweise mit schwachen Steinplatten eingedeckt und stark in die Breite gesunken.

Großes Aufsehen erregten die Quelfunde in der 1878 versiegten Dux-Looscher Riesenquelle. Im Schlamm der Quelle wurden in 8 m Tiefe in einem Bronzekessel zahlreiche Altertümer aus der Latènezeit gefunden, die nach Feststellungen der Alttertumsforscher zum überwiegenden Teil der Kultur der keltischen Bojer (400–100 v. Chr.) angehörten.

Diese Duxer Riesenquelle ist als eine in vorgeschichtlicher Zeit bekannte „Warmquelle“ in die Literatur eingegangen und die Funde werden als „Opfergaben der Badenden“ bezeichnet. Den Römern und Kelten war auch Teplitz bereits als gut wirkendes Heilbad bekannt, ebenso der heiße Karlsbader Springquell, wie Funde von römischen Götterbildern und Münzen aus der Zeit des Markomannenkönigs Marbod beweisen.

Steinzeitgrabhügel und zahlreiche Tonscherben aus vorgeschichtlicher Zeit wurden in Konstantinsbad gefunden. Auf der nördlichen Kuppe des Spitzberges bei Schönfeld (Bez. Elbogen) befindet sich ein frühgeschichtlicher Opferstein und an der alten Salzstraße nach Krudum ein Keltenwall. In vorgeschichtlicher Zeit war auch die Gegend um die Stadt Liebenau in Nordböhmen schon besiedelt, worauf Gräberfunde aus der Stein- und Bronzezeit hinweisen.

In Neustadt (Bez. Tachau) bekunden Ausgrabungen von Gräbern aus der Zeit 2000 v. Chr. eine frühe Besiedlung. Sehr viele vorgeschichtliche Gegenstände, die zu meist der jüngeren Steinzeit angehören,

wurden auf dem Burgberg bei Jägerndorf gefunden. Auch die Fluren des Hotzenplotzer Gebietes waren von germanischen Völkern bewohnt, was die in Füllstein und Hotzenplotz gefundenen Schiefermesser, Ruffsteine, Beilhammer und Lanzenspitzen aus Feuerstein bezeugen. Beachtenswert wegen Funden aus der Steinzeit ist auch Braunsdorf im Oppatale (Reg.-Bez. Troppau).

Aus allen Teilen der Frühgeschichte stammen die Funde, welche bei Postelberg gemacht wurden. Hier haben sowohl Kelten, Germanen und Slawen gesiedelt. Die Fundorte der Frühgeschichte befinden sich nördlich und nordöstlich der Stadt, der größte davon ist der „Galgenhügel“ bei Ferbenz. Bei Nassengrub nördlich von Franzensbad wurden Urnengräber aufgefunden; bei Böhm. Hause (Sternberg) ein Urnenfeld aus der Bronzezeit (Lausitzer Kultur).

Weitere vorgeschichtliche Stätten sind der Burgwall „Alt-Elbogen“ a. d. Eger, beim Stadtfelsen (Auscha), der Spitzberg bei Hammer am See (keltische Ringwälle), der Radelstein bei Lukow (Bez. Bilin), ein germanischer Opferstein bei Gießhübel (bez. Grulich), der Freudenberg bei Gersdorf (Bez. Tetschen), eine vorgeschichtliche Flichburg am Hohen Hain bei Haindorf und eine Felshöhle am Birnbaumfelsen (999 m) in der Umgebung von Polaun im Isergebirge.

In Südmähren ist der nördlich von Nikolsburg gelegene Ort Unter-Wisternitz berühmt geworden durch die sogen. „Wisternitzer Venus“, die unter einer Schicht Lösboden und Schwemmsand lag. Das Alter dieser aus Lehm und Asche verfertigten Statuette wird auf 20 000 Jahre geschätzt. Hier am Fuße der Pollauer Berge wurden ein vorgeschichtlicher Lagerplatz und viele Gebrauchs- und Kunstgegenstände entdeckt. Auch fanden sich Beweise dafür, daß in der Steinzeit hier Mammutjäger gelebt haben.

Der Name „Böhmen“

Namen! Was sind Namen? Leerer Schall!
So meint mancher.

Er irrt aber. Weil er sich unter dem Worte nichts vorstellen oder weil er nicht erklären kann, meint er, es habe keinen Sinn. Und doch könnte man von vielen unserer Namen, seien es nun die von Orten oder Ländern, Personen oder Völkern, sehr viel Merkwürdiges erzählen.

Vom Wort „Böhmen“ zum Beispiel. Was bedeutet es? Wie alt ist es? Ist es deutschen oder slawischen Ursprunges?

Uralte Wörter, besonders Namen, die schon durch ganze Jahrtausende sich von Mund zu Mund und von Volk zu Volk vererben, sie sind wie die Steine in unseren Flußbetten, die sich schon Tagereisen weit gewälzt haben und dabei in der ewigen Reibung an seinesgleichen alle Ecken und Rauheiten verloren haben; sie sind wie alte Münzen, die vom vielen Umlauf ganz zugeschliffen sind, so daß wir uns an ursprünglichen Ziffern und Zeichen daran gar nimmer mehr lesen kann.

Die Geschichte unserer plattgeschliffenen Steine kann man ja flußaufwärts verfolgen, wobei man ihrem Ursprunge immer näher kommt; auch von den Münzen haben sich Gleichstücke in gutem Zustande erhalten, so daß sie sich bestimmen lassen; wäre das nicht auch bei alten Namen möglich? Es gibt ja alte Bücher, Chroniken, Urkunden und Inschriften. Selbst die Bücher der Griechen und Römer haben sich zum Teil bis auf unsere Zeit erhalten. Wissen sie nichts von unseren Namen?

Wir wollen in den Jahrhunderten rückwärts gehen, immer weiter und weiter; zunächst ins 18. Jahrhundert.

In einer alten Schrift in unserem Gemeindegarchiv und in unzähligen anderen Urkunden und Gesetzen nannte sich die Kaiserin Maria Theresia „Königin zu Ungarn und Böhme“. Noch älter ist die Schreibung „Böhme“. Das B am Ende

des Wortes wurde aber nicht gesprochen, sondern entsprang einer üblen Schreibersitte, wie man ja auch noch vor wenigen Jahrzehnten und zum Teile heute noch h und e in Menge schrieb und schreibt, die nicht ausgesprochen werden. Da liegt in der Lade unserer Schneiderzunft ein gedrucktes Heft, das die alte Ordnung dieses ehrsamten Handwerks enthält. Diese „General Zunft Artikulen für die Zünften deren königl. Böhmebischen Erblanden“ stammen aus dem Jahre 1739. Hier heißt sich Kaiser Karl VI., der Vater Maria Theresiens, König von „Böhme“.

In der lateinischen Bezeichnung des Landes, im Worte „Bohemia“ hat sich die alte Form noch deutlich erhalten. Das Wort Böhme kommt aber schon im Mittelalter vor und damals wurden auch die Einwohner des Landes so genannt. So zum Beispiel in der deutschen Übersetzung der alten Chronik des Ritters Dalimil aus dem dreizehnten Jahrhundert. Der Chronist schildert da die Deutschfreundlichkeit des Przemyslidenkönigs Ottokar II., der in Böhmen deutsche Kultur einführte und das Land zum Mittelpunkte des Deutschen Reiches machen wollte; er führt den König redend ein; dieser hat die Absicht, nach der siegreichen Heimkehr von seiner Heerfahrt gegen Rudolf von Habsburg sein Land zum Mittelpunkte des Deutschen Reiches zu machen und die deutsche Kultur noch mehr als bisher zu begünstigen.

wenn ich quam uz der heerfahrt,
ich will tun den Beheim leid
und ein groß verdrossenheit...
und uf der pruk zu prag
kein Beheim man gesehen mag.

Nach einer deutschen Chronik baten um 900 zwei Herzöge der „Beheimiten“ den deutschen Kaiser um Hilfe gegen das großmährische Reich.

Das Wort ist aber noch älter; schon zur

Zeit Karls des Großen, hundert Jahre früher, hieß das Land „Beheima“ und seine Einwohner die „Beheimi“ waren damals in ein Abhängigkeitsverhältnis zum mächtigen Frankreich getreten. Die Griechen und Römer schrieben den Namen nach ihrer Weise und nach ihrem Gehör. Zu ihrer Zeit klang das Wort noch voll und hatte damals auch noch nichts von seinem Sinne verloren. Der griechische Erdbeschreiber Strabo, der zur Zeit der Geburt Christi lebte, nannte Böhmen in seinen Schriften „Buaiaimon“; einige Jahrzehnte später erzählte der Römer Tacitus (78 nach Christi Geburt) in seinem Buche

„Germania“, einer Beschreibung des alten Deutschland, in diesem Lande hätten früher die Bojer gelebt und darum heiße dieses Stück Deutschland noch immer nach ihnen „Bohemum“, die Bojerheimat. Und wieder 50 Jahre später, als die germanischen Markomannen schon über hundert Jahre im Lande saßen, nannte sie der griechische Ptolemäus „Baiochaimai“, und die Markomannen selbst hießen das Land „Baiohaima“, auch „Baiohaimon“, das Bojerheim, das Land, in dem einst die Bojer gewohnt hatten, ein nichtgermanisches, keltisches Volk.

Dr. Ernst Schwarz

In Böhmen entstand ...

Das Nebeneinanderleben von Deutschen und Tschechen in den innerböhmisches Städten hat die Aufnahme ganzer deutscher Wendungen in ähnlich starkem Maße bewirkt wie sonst nur noch im Riesengebiet in Betracht, wie Peitsche, im Windischen. Es ist das sogenannte Kuchelböhmisches, das in Prag wie anderen böhmischen Städten daheim war und zur Erzielung komischer Wirkungen auch auf der Bühne verwendet wurde. Als Beispiel diene der Satz „dej Strozok na gong“ („gib den Strohsack auf den Gang“). Das zielbewußte Auftreten tschechischer Sprachreiner hat seit Generationen die Zahl der deutschen Lehnwörter aus dem Schrifttschechischen stark zurückgedrängt. Eine Untersuchung des Wortschatzes der tschechischen Mundarten, würde ohne Zweifel die Zahl der in den Wörterbüchern stehenden deutschen Wörter stark vermehren. Es ist heute möglich, aus der Darstellung des der deutschen Sprache abgeborgten Wortschatzes und mit Sichtung der verschiedenen zeitlichen Schichten eine Geschichte des deutschen Einflusses und der Einwirkungen der deutschen Kultur auf das Tschechentum überhaupt zu schreiben.

Weit geringer ist der Einfluß der tschechischen Sprache auf die deutsche Schriftsprache und die deutschen Mundarten. Für die Schriftsprache kommen sehr wenig in Betracht, wie Peitsche, tschechisch pič, Jause, Robot u.a., wobei zu bemerken ist, daß nicht immer die gebende slawische Sprache genau festzustellen ist. Zahlreicher sind die in die deutschen Mundarten eingedrungenen tschechischen Wörter, von denen aber auch nur wenige eine größere Verbreitung erhalten haben, wie Quark und Schmetten, die Erzeugnisse slawischer Viehzucht betreffen, oder Pawlatsch (tschech. pavlač „Söller, Gang“) für den sich an Bauernhäusern rings herumziehenden Gang. Besonders die Namen für die beliebten böhmischen Mehlspeisen sind in das Deutsche gewandert, wie Talken, Liwanzen, Kolatschen, Buchteln, weiter Powidl, Gasch (tschech. kaše „Brei“) u.a. Landschaftlich sind an der Sprachgrenze (z.B. in Prachatitz) noch andere Lehnwörter vorhanden, ohne aber größere Verbreitung erlangt zu haben. Dieses Mißverhältnis des beiderseitigen Lehnwörterchatzes entspricht ganz und gar dem kulturellen Verhältnis der beiden

Völker. Die Deutschen, die vor allem im Mittelalter den Tschechen stark überlegen waren, sind naturgemäß die Lehrmeister und Vermittler vieler Kulturschätze und der damit in Verbindung stehenden Wörter gewesen.

Wir haben die deutsche Sprache in einem Zeitraum von zwei Jahrtausenden in den Sudetenländern wirken gesehen. Aus einem rein germanischen Lande in den ersten fünf nachchristlichen Jahrhunderten war ein fast rein slawisches Land in der Zeit von 600 bis 1150 geworden. Dann drang die deutsche Sprache mit einer neuen deutschen Besiedlung wieder ein und erlebte einen neuen beispiellosen Aufschwung in der zweiten Hälfte des 13. und im 14. Jahrhundert.

Hier in Böhmen entstand zunächst am Hofe, bald auch von Dichtern und Urkundenschreibern gebraucht, eine mitteldeut-

sche Verkehrssprache mit den lautlichen Eigentümlichkeiten des Neuhochdeutschen, die später durch Luthers Verwendung in seiner Bibelübersetzung weite Verbreitung über ganz Deutschland fand und zur neuhochdeutschen Schriftsprache wurde. Die Hussitenkriege haben wohl schwere Einbußen des Deutschtums besonders in Innerröhmen und den Verlust fast des gesamten deutschen Städtewesens hier herbeigeführt, haben aber das Randdeutschtum, in Mähren auch das Inselfdeutschtum und damit die deutsche Sprache in den Sudetenländern nicht vernichten können. Sie hat sich noch im 16. Jahrhundert wieder emporgeschwungen und im 18. Jahrhundert einen neuen Siegeszug angetreten....

Der Lebenswille, der sie über die schweren Hussitenstürme hinübergeführt hat, soll auch jetzt in einem seiner Kulturgüter bewußten Volk vorhanden sein.



Landschaften der Heimat

Der Sehnsucht Flügel tragen uns in Traum und Wachen über die Lande, die einstmals unsere Heimat waren.

Doch sind sie es, trotz allem, nicht heute noch?

O Böhmen! rief unser Dichter vor Jahrzehnten aus; es klang schon damals wie eine schmerzliche Anklage. Heute ringt sich der Aufschrei von unseren Lippen als herzerreißendes Heimweh. Schwere Tränen an der Wimper, schaut unser Auge in dämmernde Erinnerung...

Die schimmernden Rauchsäulen über den Wipfeln des Böhmerwaldes; sein blaues Band auf dem mittäglichen Gebirgsrand Böhmens; das Seelicht unter der finsternen Braue des Hochwaldes am Blöckenstein und der Heide Traumversunkenheit: Stifterland!

Gegen Abend die Osserwälder, wie über-gossen von Gewitterfrische in ihrer urzeitlichen Unberührtheit, www.waldesdage.de Böhmenleben, im Rosenhauch des Frühlings, über der die Riesen Osser, Lusen, Arber und Rachel den Himmel tragen. Hans Watzliks dichterisches Werk wuchs hier auf.

Das sind die böhmischen Wälder im ureigensten Sinne. Unser aber blieb als trautes Heimatbild mehr: der weit hinausschwingende Arm der Gebirge, dazu ihr Vorland im Innern des Raumes, den sie so umfassen halten; wo seit Menschengedenken das wesentlich Deutsche fruchtete und gestaltete. Gerade so wie in Eis und Winterschnee auf den Rücken der Gebirge und an ihren Höhlen und Flanken unsere Vorfahren Mühsal und Kargheit auf sich genommen hatten; denn diese steinige Welt ist noch lange nicht willig, zu einer saarfrohen Krume zu zerfallen. Dies verscheucht den Feigling und zermürbt den Weichling.

Auch das Erzgebirge geht nicht anders mit seinen Menschen um. Der Keilberg, umstürmt zu allen Jahreszeiten, ist das Sinnbild des rauhen Landstriches. Erst drau-

ßen, in erhellter Ebene, im breitspurigen Egerland, strecken sich die Dörfer behäbig inmitten ihrer trächtigen Bauernflur; und hablich tut sich hier das Leben. Ihr Fluß und ihre Stadt sind eines Namens. Entlang dem Egertal sitzen noch zerfallene Schlösser wie unabgelöste Wachen rittlings auf den Bergen. Heilquellen stoßen aus dem Gestein: in Karlsbad schleudert ein heißer, rauschender Atem das heilsame Wasser in einem mächtigen Strahl empor.

Das Böhmisches Mittelgebirge liegt unter seinem zarten, lockeren Farbenschleier, wie es Caspar David Friedrich in seinen Gemälden entdeckt hat. Auch Ludwig Richter hat nach einem Umweg über Italien bei uns seine Landschaft gefunden, die deutsche Landschaft an der Elbe.

Das Elbeland! Mit Trunkenheit gesegnet, wenn wir es im Blühen seiner Hänge und im Rosenhauch des Böhmenleben, im Rosenhauch des Frühlings, oder wenn der junge Wein blüht; wenn die Kelter duftet und der Herbst purpurn überschäumt im Becher wie im Stromtal. Dazu des Stromes dahinschwankende Mächtigkeit, und der Himmel über ihm, eben jener wolkenfrohe Himmel über Strömen.

Und dann des Isergebirges tief eingeschnittene Täler, die unter dem Nebel der Wälder lebendig geworden sind von deutschem Fleiß; wo die Glut der Glasöfen dunkelte wie das Geschehen schwerblütiger Sagen. Gustav Leutelt hatte alle Stimmen im Gehör, die in den Adern des Isergebirges klingen.

Doch die Wogen des Gebirges stürzen auch wie Urtiere nieder; es verebbt Erdwelle und Hügelflucht, dort und da noch einmal aufgischend: oder wie hinausgeschleudert, abgeworfen: der Borschen und die Bösig.

In vielerlei Gestalt hebt sich das Gefels auß dem böhmischen Wall oder tritt aus ihm

ins Land. Andernorts öffnen sich wieder die Tiefen wie bei Brůx und Dux, wo die Kohle vorzeitlicher Wälder gebrochen wird.

Aus der Morgenseite des Gebirgsrandes schiebt sich das Riesengebirge, Růbezahls Reich, mit Wucht in die kristallene Stille seiner höchsten Höhe empor, nachdem es alles Wachstum um sich herum versinken ließ. Die Schneekoppe schimmert wie ihres Bergeistes unergründliches Auge aus den Wolken, bald tůckisch, bald m鋗chengütig. Die Quelle ihrer Brust pocht, jahrtausendalter Herzschlag, dem die 鋖testen Völker des bůhmischen Raumes gelauscht haben.

Diese Quelle, der Elbbrunnen, schüttet den grůbsten Strom Bůhmens aus.

Ehe wir ihr zu folgen vermůgen, lockt uns das Riesenspielzeug von Adersbach und Wekelsdorf mit seinen Trugbildern in Fels und Stein, die stundenweit aneinandergereiht stehen. Aus dem Riesengebirge lösen sich Koppen und Kuppen und wandeln gegen Osten.

Der Bergmantel des Altvatergebirges schlägt in leichten, feierlichen Falten hinüber an die schlesischen Bergzůge, an die Oderberge, wo die Weihe der Hůhen im Ostwind orgelt und alles Land hinsinkt, dem Osten geöffnet. Der Schlesische Wald ist als deutscher Wald unsterblich geworden; mit ihm sein Dichter Joseph von Eichendorff.

Im Schwesterland Mähren, vom Mittag des Landes her, hebt sich sacht welliges Gef鋘de einer Gegend, deren Fluß aber, die Thaya, Abstůrze und wildes Geklůft geleiten; ehe sich das Bild auseinanderfaltet zu blumen-, korn- und obstfruchttragenden Feldern, die bis vor die Tore Wiens fluten, zu Feldern, auf denen auch die Entscheidungen erbitterter Schlachten reifen. Die dunklen, waldigen Hůhen gegen Morgen und Mitternacht sind nur der Rahmen für den warmen, selbst unter dem Schnee hauch wie von Lebensinbrunst aus sich erglůhenden Landstrich,

dessen Scholle auch als Weingel鋘de von Fruchtbarkeit überfließt.

Nicht minder heiß überflammt uns die Wiedersehensfreude im Ausblick auf die Welt im Ringe aller dieser Berge und des deutschen Siedellandes aus grůner Wurzel. Doch auch dort blieb deutsches Siedlererbe in alten deutschen Grundmauern von St鋕ten ehrwůrdigen Alters zurůck; und übergrünen nicht die Acker- und Wiesenbreiten im Lande drinnen vor allem den Heimatboden germanischer Vůlkerstämme? Öffnen sich nicht immer wieder Gr鋒er ihres Zeitalters im Herzen des Landes?

Und ist es nicht mehr als sinnbildlich für das Wesenhafte im Schicksal dieses Landes, daß die meisten seiner Flůsse aus deutschen Quellgebieten in die T鋘ler und Senken der Sudetenl鋘der springen und strůmen und sich an das Erdreich verschwenden, das milder und williger vor dem Pfluge aufbricht und darum den Slawen verlockte.

Zwischen Pilsen und der Moldau recken sich mehrere nebeneinander hinziehende Gebirgszůge über die behutsam schwingenden Hůgelwogen empor; als „Kammwald“ (dem Brdy-Wald der Tschechen). Hier liegen auch Heiden, laufen weite, immergrüne Forste, stehen in sich versunken Einůdhůfe an Wildsteigen oder kleinen Wasserl鋘fen. Das ist die Bergwelt slawischer Siedler, die freilich auch hier lieber an den S鋕men drunten blieben, obgleich die Hůhen achteinhalbhundert Meter nicht übersteigen. Der Bergseggen bůhmischen Silbers blůhte voreinst in n鋗chster N鋗he durch deutschen Fleiß: in Pibrans (Přibram) und Birkenberg.

Unsere Bergflůsse tragen in ihren Stimmen den Widerhall der deutschen W鋘lder; wie die Moldau, die bei Außergefild im Bůhmerwald das Licht des Tages erblickt und mit ihrem Stromgebiet 30.000 qkm des Landes Bůhmen bedeckt. Harzbraun und silberschäumend tost sie aus den Heimatt鋘lern oder schimmert sie

durch seine grasigen Auen. Bei Oberplan, Stifters Geburtsort, versäumt sie sich in einer Herzlinie. Im Stadtgebiet von Budweis nimmt sie die Malsch, die Oberösterreicherin, in die Arme. Hier ringsum, wie aus dem benachbarten Wittingauer Becken, blendet den darüber schwebenden Blick ein wehendes, webendes Leuchten; „in einem fremden, goldnen Rauche lodern“, würde Adalbert Sitfiter sagen. Das sind die wellenüberwanderten Teiche, wahre Wasserfernen und Reiche größten Fischreichtums. Der „Rosenberger Teich“ schließt eine Fläche von 580 ha ein.

Die Moldau legt 425 km zurück, bis sie ihr brausendes Leben und ihren dunkellautenden Namen ihrer größeren Schwester hingibt: mitternachtwärts von Prag, an einem weinbesäumten Berge, trifft sie die Elbe.

Dann gesellt sich ihnen die Eger, die als unbeugsame Gebirglerin – sie kommt aus

den Fichtelbergen – sich unterwegs durch manchen Gebirgsstock gekämpft hat.

Die Elbe trägt die Gewässer des Ostens heran, eine Ebene durchziehend, die von Fruchtbarkeit dampft und gleißt: aus Weizenäckern, Gersten- und Kornfeldern, die die Waldbestände bedrängen und einengen; mit Uferauen, in deren unheimlichem, berückendem Flimmern in schwüler Mittagszeit der Schauer vor dem großen Pan erwacht. Der Abglanz üppigen Wachstums, das hier aus dem Erdreich bricht, mag in dem Namen des Landstriches widerleuchten: „Goldene Rute“.

Mit den Wogen der Elbe brechen dann die Gewässer Böhmens durch das Sandsteingebirge am Nordtor des Raumes hinaus in die deutsche Weite.

Im Talkessel von Prag, unter dem wunderbaren Gespinst von Nebel und Sonne, im Schatten eines Burgberges, um den Natur und Kunst in gleicher hoher Leidenschaft



Bergheimat

geworben, ist die Moldau, trotz ihrer größeren Schwester, der herrischen Elbe, der königliche Fluß des Landes. Sie ist der Fluß des „goldenen Königs“, Ottokars des Zweiten, an dem er am Böhmerwald sein Kloster, Goldenkron, und seine Stadt, Budweis, gebaut hat.

Jede der Jahreszeiten schüttet überdies einen Rausch von Schönheit über diese Erdenstätte. Draußen in der Landschaft, auf dem Steilufer der Beraun, lehnt sich der Felsenraum des Karlstein in die Wolken, die böhmische Gralsburg. Die Arbeitsgewalt der Gegenwart beherrscht weiter nordwärts, von Kladno aus, an 1700 qkm; Steinkohlengruben, das Feuer mächtiger Eisenessen – eine düstere, pochende, flackernde Hymne auf den Menschenwillen, der hier wie an vielen anderen Orten zwischen dem Egerland und den Karpaten den ersten Funken aus hartem Werk mit deutschem Willen schlug.

Doch uns fesselt diesmal nur das Land, das Erdreich in seiner Anmut, seiner Kraft, seiner Unerschöpflichkeit an natürlichen Schätzen.

Zwischen Eger und Elbe grüßt uns ein Berghaupt; der Georgsberg, der alte „Reif“, der große unverrückbare Zeuge germanischen Altertums dieser Lande, dessen Namen die erst viel später in die Sudetenländer einsickernden Slawen in ihrer Sprache so wundersam rein erhalten haben: als „Rip“.

Als Denkmale deutscher Vergangenheit blieben auch die erschöpften Bergwerke im Südosten Prags; bei Eule, dessen Gänge einst von Gold gleißten; bei Kuttenberg, dessen Silberruhm vor drei Jahrhunderten erlosch.

Quer über die Einheit des Raumes drängt der Böhmischo-Mährische Höhenzug, ohne ernstlich das Schwesterland Mähren abzuschneiden.

So breitet sich diesseits und jenseits dieses Höhenstriches das Iglauer Ländchen aus. Im Jahre 1750 hatte die Staatsverwaltung die nur auf den Landkarten zerteilende

Gemarkung in das Gelände gezeichnet: mit Steinen, auf deren einer Seite sich der böhmische Löwe bäumt, indessen Mähren zu der mährische Adler sein Fänge zeigt. In strengem Latein belehrt uns eine Inschrift: *Limites Bohemiam inter et Moraviam*. Die Namensgeberin des Ländchens stand voreinst auch auf silbernem Grunde.

Aus dem Mährischen wenden sich wieder die Wasser ins Deutsche hinüber, nachdem die Thaya alle gesammelt und sie der rüstig der Donau zustrebenden March zugeführt hat. Aus zwölfteinhalbhundert Meter Höhe entspringt die March dem Spiegglitzer Schneeberg und nimmt dann ihren Weg durch die Ebene der „Hanna“, wo Ernten prangen wie wenige ihresgleichen.

Über dem bäuerlich stillen Kuhländchen drüben, das sich an die Oder schmiegt, rauchen die Schlote des Ostrauer Gebietes, tost und braust in Witkowitz der Atem fließenden Eisens. Hier, an der Ostpforte Mährens, ballt sich der Reichtum seiner Erden mit seinen natürlichen Schätze mit seiner zähesten Arbeitskraft zusammen.

*Unser Bestand ist
Gnade
der Gemeinschaft,
Nicht in dir und in mir,
sondern in dem,
was aus uns wird,
liegt die Welt,*

E. G. Kolbenheyer

Von Denkmälern und Gedenktafeln im Sudetenland

An zahlreichen Orten unserer sudeten-deutschen Heimat befanden sich Denkmäler, Gedenktafeln und Erinnerungsstätten, die heute nur noch teilweise bestehen, jetzt meist ohne Inschrift sind oder ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet wurden. Viele Orte unserer Heimat besaßen Kriegerdenkmäler und Denkmäler für den Volkskaiser Joseph II. Auch dem Turnvater Ludwig Jahn waren viele Denkmäler gewidmet. Andere erinnerten an berühmte Persönlichkeiten aus Kunst, Politik und Wissenschaft, an kriegerische Ereignisse (Schlachtendenkmäler), an Ortsgründungen und Seuchen (Pestsäule). Über einige von ihnen wollen wir hier kurz berichten.

In Jauernig (Krs. Freiwaldau) befand sich ein Denkmal für den Freiheitsdichter J. Christian Freiherr von Zedlitz, der 1790 auf Schloß Johannesberg geboren wurde. Auch besitzt Jauernig eine noch bestehende Gedenktafel für den Komponisten Ditters von Dittersdorf, der hier als Leiter einer Opernbühne bedeutende Werke schuf. In Engelsberg über Freudenthal steht das Denkmal für den dort 1825 geborenen Tondichter E.S. Engelsberg. Einsiedl bei Marienbad besaß eine Gedenktafel für den Kapellmeister und Komponisten Theodor Krüttner.

In Bad Lieberwoda bei Friedland erinnerte eine am alten Kurhaus „Zum Helm“ angebrachte Gedenktafel an Carl Maria von Weber, der dort im Sommer 1814 zur Kur weilte. In Hammer (Bez. Brüx) befand sich eine Gedenktafel für den Tondichter Christoph Willibald Gluck. Die dem Komponisten Richard Wagner gewidmete Gedenktafel in der Burgruine Schreckenstein wurde 1939 erneuert.

In Preßnitz (Erzgebirge) erinnerte eine Gedenktafel am einstigen Wohnhause an den Komponisten des Andreas-Hofer-

Liedes, Leopold Knebelberger. Ebenfalls in Preßnitz befindet sich das Grabmal des Humanisten Bohuslaw Lobkowitz, dem auch auf der Burgruine Hassenstein eine Gedenktafel gewidmet ist. Für den Erzgebirgssänger und Dichter Anton Günther waren in Weipert eine Gedächtnisstätte, je ein Gedenkstein in Katharinaberg und Schwadenbach und das Denkmal in Gottesgab errichtet worden.

In Wölmsdorf im Böhmischem Niederland stand das Denkmal für die Dichterin Theresia Hentschel und in Bensen (Bez. Tetschen) ein Gedenkstein für Josef Willomitzer. In Bürgstein-Johannesdorf ehrte ein Denkmal den Bildhauer Emanuel Ritter von Wachstein und in Sebusen an der Elbe erinnerte ein Denkmal an die Elbtalwanderungen von Ludwig Richter.

Goethedenkmäler besitzen Karlsbad, Frýstebad, Marienbad, Asch, Elbogen, Freiwaldau-Gräfenberg, Markt Weißwasser (Gedenkstein), die Burgruine Hassenstein (Gedenktafel) und Nieder-Adersbach (Goethebüste in der Felsenstadt). Schillerdenkmäler befinden sich in Eger, Karlsbad, Mährisch Trübau, Reichenberg, Tachau, Troppau, Neutitschein, Bodenbach, Wartenberg am Roll und Deutsch-Gabel. Zahlreich waren auch die Hans-Kudlich-Denkmäler und Gedenksteine. Solche befanden sich z.B. in Barzdorf (Bez. Braunau), Friedland (Bez. Römerstadt), in der Bergstadt Platz (Bez. Komotau), in Reichenberg, in Reitendorf (Bez. Mähr. Schönberg), Saaz, Podersam, Teplitz-Schönau und Zauchtel (Bez. Neutitschein). In Warnsdorf befand sich ein Denkmal für den Bildhauer Vincenz Pilz. Jägerndorf besaß außer einem Schubertdenkmal eine Gedächtnisstätte für Viktor Heeger, E.S. Engelsberg und Bruno Hanns Wittek.

Am alten Postgebäude in Deutsch-Gabel

erinnerten Gedenktafeln an die Aufenthalte Napoleons I. und Kaiser Josef II. in der Stadt. In Graupen gedachte ein Denkmal des berühmten Augenarztes Prof. Dr. Ferdinand Arlt, der in Obergraupen geboren wurde, und an den ersten Feuerwehrmann Österreichs erinnerte das Robert-Rochlitz-Denkmal in Böhmisches Kamnitz. In Ossegg befinden sich das Grabmal des Prinzen von Sachsen und ein Nelsondenkmal, in Joachimsthal, ein Schlickdenkmal.

Teplitz-Schönau besitzt ein Seumedenkmal, ein Mozartdenkmal und ein Denkmal für König Wilhelm II. von Preußen. In Fulnek steht ein Comeniusdenkmal. Das einzige Lutherdenkmal im Sudetenland besitzt die Stadt Asch. In Landskron im Schönhengstgau gedachte das Pater-Wurst-Denkmal des Erzbischofs von Magdeburg und Kanzler Kaiser Karls IV. (geboren 1378 in Nieder-Johnsdorf Nr. 1). Dem einstigen Führer des Deutschtums in Böhmen, Dr. Franz Schmeykal, war ein Denkmal in seinem Geburtsort Böhmisches-Leipa errichtet. Die Graustätte des Vorkämpfers des Deutschtums in Nordmähren, Hermann Braß, befand sich in Hohenstadt (March). In Komotau stand ein Denkmal für Franz Josef Ritter von Gerstner (Erbauer der ersten Pferdeisenbahn auf dem europäischen Festland) und an den Astronomen Josef Johann von Littrow erinnerte eine Gedenktafel in dessen Geburtsort Bischofteinitz.

In Neutitschein befanden sich ein Eichendorff- und Mendeldenkmal, in Friedland das Wallenstein-Denkmal, in Bärzingen (Erzgebirge), das Pater-Renner-Denkmal und in Freiwaldau Gräfenberg das Prießnitz-Denkmal. In Dux und Wigstadt befanden sich Denkmäler für Walther von der Vogelweide, in Karlsbad Denkmäler für Beethoven und Körner.

Erwähnt seien auch die Schubertdenkmäler in Tetschen und Mährisch Altstadt und die Hermann-Löns-Denkmäler in Markusgrün, Rehorn und bei Reichenberg.

Bei Dessendorf im Isergebirge gedenkt ein Erinnerungsstein der großen Talsperrenkatastrophe vom Jahre 1916 (jetzt mit tschechischer Inschrift).

In der Baudenkolonie Klein-Iser steht eine Steinpyramide (jetzt ohne Inschrift), die an einen Besuch des Grafen Wilhelm Clam-Gallas in diese hochgelegene Isergebirgssiedlung erinnert. Ebenfalls in Klein-Iser steht ein Gedenkstein für den dort 1813 geborenen berühmten Frauenarzt Prof. Dr. Wilhelm Lange (jetzt ebenfalls ohne Inschrift). Auch der Gedenkstein für den Isergebirgsdichter Gustav Leutelt in Josefstal besitzt keine Inschrift mehr.

Dem wohl bedeutendsten Maler des Isergebirges, W.F. Jäger, war ein Denkmal in seinem Geburtsort Raspenau gesetzt. Ein Denkmal für den letzten Grafen Franz Clam-Gallas befand sich im Kreuzgang der Haindorfer Klosterkirche.

Noch gut erhalten ist das Denkmal für den heimischen Naturforscher P. Gottfried Menzel in Neustadt an der Tafelfichte, auch die Gedenktafel für den Erfinder der Schiffsschraube, Josef Ressel, in Heinersdorf a.d. Tafelfichte ist noch vorhanden. Dagegen fehlt die deutsche Gedenktafel für Josef Ritter von Führich an dessen Geburtshause in Kratzau. Der Theodor-Körner-Gedenkstein auf der Tafelfichte ist umgestürzt.

In Ober-Hasel (Bez. Tetschen) erinnert ein Gedenkstein an die Gefechte 1757, ebenfalls ein Denkmal aus dem Jahre 1757 befindet sich in Hillemühl. Eine Gedenktafel in Kaaden am Hause Nr. 18 gedachte des 1534 geschlossenen „Kaader Frieden“. In Sternberg (Ostsudeten) trafen am 19. Nov. 1805 vor der Schlacht von Austerlitz in der Kaisergasse 59 Kaiser Franz II. und Zar Alexander I. zusammen. Schlachtendenkmäler befinden sich bei Lobositz, Kulm, Tellnitz und Trautenau, in Georgswalde (Krs. Rumburg) ein Schwedendenkmal.



Als Deutschböhmen verspielt wurde

Oktober 1918. Der Krieg, der Weltkrieg ist aus. Ein trauriges Ende. Nach jedem Krieg mag es so sein; auch bei den Siegern. Nach dem Siegestaumel erwacht der Mensch zur Nüchternheit und zur Leere. Man sieht die Not im eigenen Land, die Lücken in den eigenen Reihen, in Dorf und Stadt, im ganzen Volk. – Doppelt schwer, wenn man Verlierer ist! Wie war es damals bei uns?

Gegen Ende des Krieges wird ein Leutnant frontdienstuntauglich und für den Garnisonsdienst bestimmt. Er hat seinen letzten Dienstort bei der Wachkompanie in Theresienstadt.

Mit dem Herannahen des Kriegsendes werden die Tschechen, die sich anfangs dienstbeflissen zeigten, in der österreichisch-ungarischen Armee immer widerlicher, verstockter. Die Faszination für einen gewünschten slavischen Staat scheint in ihnen zu stecken.

Längst waren ganze Einheiten tschechischer Regimenter zum Feind übergelaufen. In Rumburg und anderen Plätzen hatte es Meutereien gegeben.

Jetzt hat der Leutnant als Feindpropaganda-Abwehr-Offizier keine leichte Aufgabe. Die Mannschaft ist zu beobachten, soll geleitet werden. Anschlagtafeln im Lager sollen dazu verhelfen, die Mannschaft im positiven Sinne zu beeinflussen. Aufmunternde Zeitungsausschnitte und andere Schriften sind anzubringen.

Wie offensichtlich gering aber ist die Neigung der Mannschaft davon Notiz zu nehmen. Wozu auch? – Über die Hälfte sind Tschechen, auch die Deutschen zeigen zum Lesen wenig Lust. Wer will und wer kann noch an den Sieg glauben?!

Plötzlich wird der deutsche Leutnant zum tschechischen Hauptmann, dem Kompaniekommandanten, befohlen. Der bisher äußerlich den Habsburgern treu ergebene

Hauptmann zeigt nun sein wahres Gesicht. Dem Leutnant befiehlt er, die Einheit sofort zu verlassen. Auf dessen Einwendung hin wird ihm Verhaftung angedroht.

Man weiß schon lange, daß der Hauptmann ein Sokolführer ist. – Die Sokoln, die tschechische Turnerorganisation, verkörperten in ihren roten Hemden die tschechische Volksseele. Schon viel früher konnte man auch in deutschen Städten Böhmens bei Festen Sokoln in vollem Schmuck paradiere sehen; von den Tschechen ekstatisch gefeiert, von den Deutschen still gefürchtet.

Nicht zu spaßen ist also mit dem Hauptmann, der schon längst das rote Sokolhemd unter seiner habsburgischen Uniform trägt. Der Leutnant grüßt militärisch und verläßt ohne Händedruck und ohne einen Rückblick den plötzlich so unbegreiflichen Platz. – Dieses Gebiet gehört ohnehin zum tschechischen Sprachgebiet.

– Der Leutnant hat allen Grund rasch fortzukommen.

Auf der Straße vom Lager nach Theresienstadt überholt er mit seinem Fahrrad in der Dämmerung eine lange Kolonne marschierender Soldaten, die völlig schweigend auf beiden Schultern mehrere Gewehre tragen. Eine geheimnisvolle, merkwürdig leise Sache. Er kommt an den Reihen unbeachtet vorüber. Erst als er die Tête (Spitze) hinter sich hat, werden plötzlich rauhe Rufe laut: „Stoi-halt!“ – Da heißt es nun mit aller Kraft in die Pedale treten! Es fällt kein Schuß. – Wohin so viele Gewehre? –

In der Dunkelheit erreicht er die Einfahrt durch die Festungsmauer in Theresienstadt, dann den Paradeplatz inmitten der Stadt. Vor sich weiß er das Gebäude der Stationswache, doch kein Posten ist zu sehen, kein Soldat! Er traut seinen Augen

nicht: die Stationswache, das Symbol österreichischer Militärmacht unbesetzt! Nur eine hagere gebückte Gestalt schleppt schlürfenden Schrittes die letzten Gewehre ins Innere des Gebäudes. Es ist nicht zu fassen! Der Uniformierte ist General Nickl, der Stationskommandant selbst. Pflichtbewußt – auch in dieser Situation – tritt der Leutnant vor den General: „Herr General, Leutnant D. meldet sich gehorsamst zum Dienst“.

Er berichtet, daß eine größere Abteilung mit vielen Gewehren herannahe. Der General nimmt das kaum zur Kenntnis. Dann sagt er traumhaft: „Zum Dienst, Kamerad?“ Der gebrochene Mann staunt wohl, daß noch jemand von ihm Befehle will, da ihn doch schon alle verlassen hatten. Die letzten zwei Gewehre an den Riemen halb auf dem Boden nachschleppend, den so spät Dienstsuchenden aus seinen trüben Augen verwundert anblickend: „Danke, es ist aus, mein Kamerad!“ Der nächste Morgen bringt eine Offiziersversammlung in Leitmeritz. Es ist über-
www.tessengebuerg.de
voll. Nochmals sieht man General Nickl, auch General Podhaizky und andere hohe Offiziere.

Man berät, wie man das deutsche Sprachgebiet gegen die Tschechen abschirmen, wie man an der Eger – Elbe einen Schutz aufbauen könnte. Doppelte Menage (Verpflegung) und doppelte Löhnung würde man jetzt der Mannschaft geben können. – Ein schallendes „Ja“, besonders von den Reserveoffizieren. – Hier sind ja keine Tschechen mehr, sie haben sich längst abgesetzt.

Das Militärkommando müßte aber zum Kontrolldienst ein Auto zur Verfügung stellen. Keine militärische Einheit besitzt ein motorisiertes Fahrzeug. Autos sind Raritäten. Das einzige Auto brauche man selbst, hieß es von oben herab.

Oho- und Pfuirufe. Empörung im ganzen Saal. – Das sei Offiziersmeuterei – Gelächter. „Ihr braucht wohl das Auto zum Ausreißen!“ schreit man auf die Generale ein.

– Die Versammlung läuft auseinander. Österreich ist am Ende.

Während der ohnehin viel zu späten Offiziersversammlung strömen unten auf der Straße Soldatenmassen in Eile dem Bahnhof zu. Was da noch? Wer soll das deutschsprachige Land schützen?

Deutschböhmen, das erst gegründet werden soll, ist verspielt, verspielt durch das übereilige Nichthalten der Sprachgrenze, durch das Auseinanderlaufen der deutschen Männer.

Über die Zweckmäßigkeit eines so späten Widerstandes mag man hadern. Die Geschichte hat Beispiele, daß vollzogene Tatsachen Anerkennung fanden.

Der Leutnant wird vom Gewühl der Massen zum Bahnhof mitgerissen. Er kann sich gerade noch in den abfahrenden Zug quetschen. Der Zug ist arg überfüllt, auch die Dächer sind besetzt.

Kann es Wunder nehmen, wenn die Krieger nach all den Jahren der Entbehrung, der Strapazen und Gefahren nun dem Heim, der Familie zuströmen?! – Österreich war den Deutschen die Geborgenheit, jene Österreichisch-Ungarische Monarchie, die jetzt zusammenbricht. Von Deutschböhmen, das nun kommen sollte, wußte man bisher nichts. –

Von Deutschböhmen spricht man am „Bundes-Stammtisch“ im Gablonzer Kaffeehaus Metzler, an dem nun der Leutnant mit mehreren Kameraden und Bekannten beisammensitzt. – Der Bund der Deutschen war ein Schutzverband, der sich die Erhaltung deutschen Bodens zur Aufgabe gemacht hatte.

In Wien wird die Provinz „Deutschböhmen“ vom Nationalrat anerkannt. Als Landeshauptmann wird der deutschböhmische Abgeordnete Pacher gewählt, auf den bald Logdman von Auen folgt.

Österreich erklärt sich als Teil Deutschlands. Man hat wieder Hoffnung, ja man ist begeistert. Die Zeitungen bringen große Berichte, Radiosendungen gibt es noch nicht.

Professor Masaryk, mit ihm auch Benesch, die beiden Tschechenführer, hatten in der Emigration in England den neuen slavischen Staat vorbereitet. Die „Tschechoslovakische Republik“ wird auf dem Wenzelsplatz in Prag mit großem Pomp proklamiert (28.10.1918). —

Wie mag es in dem Geburtsort, wie im Elternhaus aussehen, was mag die alleinstehende Mutter tun? Der Leutnant will nicht mehr länger auf ruhigere Zeiten warten. Er entschließt sich zur Heimfahrt mitten durch das Tschechische. Er ist noch in Uniform.

Auf seiner Offiziersmütze prangt noch die österreichische Kokarde mit den Initialen Kaiser Karls. Man hört von vielen Übergriffen und Mißhandlungen durch den tschechischen Mob. Distinktionen, Aufschläge, Kokarden, Mützen habe man den heimkehrenden Soldaten heruntergerissen. Hiebe und Spucke ins Gesicht seien nicht selten.

Die neu zusammengestellten tschechischen Soldaten tragen noch die österreichische Uniform, die Offiziere verdecken das „K“ in der Rosette mit blau-weiß-roten Bändern. In dieser Unklarheit der

Erscheinungen bleibt der österreichische Leutnant zunächst noch unbeachtet. In Pilsen unterbricht er die Fahrt, um seinen Bruder zu besuchen, der Schüler der Handelsakademie ist.

In der Straßenbahn wird man auf ihn aufmerksam. Man tuschelt bei bedeutungsvollen Blicken. Eine tschechische Frage läßt er unbeantwortet, weil er nicht tschechisch kann. Ein Tschechenweib, noch jung an Jahren, das Gesicht voll Haß, springt ihn an. Es gelingt ihr nicht, die Mütze zu erreichen. Er aber kann von der gerade langsam fahrenden Straßenbahn abspringen. In der fast menschenleeren Straße kommt er unbelästigt weiter.

Sicherlich kein Heldentum! Ob es Sinn hat, auch jetzt noch die kaiserliche Kokarde zu tragen? — Man ist doch Deutscher und österreichischer Soldat! —

Im Heimatort, in Eisendorf, findet er Kummer und Not. Noch keine tschechischen Soldaten. Es war von eh und je ein reindeutsches Dorf. — Nur ein Tscheche ist da: der Pfarrer. —

Allüberall hoffen die Deutschböhmen auf günstige Friedensbedingungen. Die Tschechen aber sind schneller: Stadt um

Es gibt viele, die meinen leugnen zu müssen,
daß sie Vertriebene sind.
Und können stolz sein, weil sie aus eigener
Kraft aus der Luft des Elends emporstiegen.
Und weil sie ein Schicksal bezwangen
das andere nicht einmal verstehen.

Stadt, Dorf um Dorf werden von tschechischen, soldatenähnlichen Banden besetzt. Ein leichtes Spiel, nirgends Widerstand. Man hört sogar, daß deutsche Industrielle die Tschechen als Schutz rufen, aus angeblicher Angst vor der reichsdeutschen Industrie, noch mehr wegen des gefürchteten Kommunismus.

Hier im Dorf an der Grenze glaubt man sich fast geborgen, vielleicht vergessen, obwohl ringsum das Besatzungsgespensst umgeht.

Eine Versammlung wird einberufen. Auch die wenigen Volkswehrmänner sind da: heimgekehrte, arbeitslose Soldaten, die den Ort gegen Plünderung schützen, und auch das Wegschleppen der ohnehin knappen Lebensmittel verhindern sollen. Man dürfe sich nicht freiwillig einer kommenden tschechischen Besetzung ergeben, um den Gegner keinen Rechtsanspruch zu liefern, meint der Lehrerleutnant. Wenn man auch nicht schießen wolle, so müsse man gegen eine versuchte Besetzung protestieren, das aber müsse körperlich zum Ausdruck kommen. „Am Dorfeingang werden wir stehen, Mann an Mann. Nur der Gewalt wird gewichen!“ – Ein edles Beginnen; wenn nicht gerade zwecklos, so doch sicher ergebnislos. Es ist ja aus. –

Die Tschechen ersparen dem Lehrer und seinem Häuflein jede weitere Prüfung. Der geplante Protest war verraten worden. – Bei Nacht und Nebel wird das Dorf umstellt, am frühen Morgen werden die Leute aus den Betten gejagt, alle Waffen

werden abgefordert, die Häuser bis zum Dach durchsucht, Kaiserbilder zertrümmert, vieles in eifriger Wut zerschlagen, zerissen, manches fehlte später.

Nach Ablieferung aller Waffen, – es ist ein kläglicher Bestand – zieht der lockere Haufen wieder fort, eine kleine Besatzung bleibt. Der Lehrer, der vorübergehend festgenommen war, wird wieder freigelassen. Das letzte Grenzdorf ist in Tschechenhand. –

Noch etwas glaubt er für seine Heimat tun zu müssen. Er schreibt an den neuen Präsidenten Thomas Masaryk: „Eine undisziplinierte Horde, die sich als tschechisches Militär ausgab, hat in der Nacht unser deutsches Dorf überfallen, Häuser durchsucht, Dachböden durchwühlt, Waffen abgefordert, Bilder zerstört. Können Sie diese Banden zähmen und aus diesen irregulären Banden disziplinierte Soldaten machen?“ – Als dieser Brief abgeschickt war, überkam ihn denn doch ein Gefühl der bangen Erwartung.

Nach vielen Wochen erst hält der junge Lehrer überrascht einen Brief in der Hand mit dem Aufdruck: „Kanzlei des Präsidenten der CSR“. Die Antwort: „Bei Übergriffen werden Schuldige bestraft“ – Keine Maßnahmen gegen ihn –. Ob man nun vielleicht doch in einer freien Demokratie lebt?! –

Das Friedensdiktat von Saint Germain nimmt jede Hoffnung. Auch das deutsche Gebiet Böhmens gehört zur Tschechei. – Deutschböhmen ist nicht mehr. –

Lebensweisheit

Marie von Ebner-Eschenbach

In der Jugend meinen wir,
das Geringste, das die Menschen
uns gewähren können,
sei Gerechtigkeit.
Im Alter erfahren wir, daß es
das Höchste ist.

Für Heimat und Welt

Zweifellos liegt die Hauptleistung der Weltentwicklung im 19. Jahrhundert auf dem Gebiete der Naturforschung und der Technik. Wenn die Sudetendeutschen zu dieser großen Leistung, die ja eigentlich erst das Werk der Weltentdeckung des 16. Jahrhunderts vollendet hat, immerhin auch einiges beitragen durften, so müssen wir bedenken, daß sie als ausgesprochen meerferne Binneneuropäer eigentlich zu alledem einen weiten Anmarschweg hatten und Westeuropa ihnen gegenüber auch längst schwer aufholbaren Vorsprung gewonnen hatte. Um so beachtlicher bleibt, daß einer der verdientesten Erschließer des nördlichen Südamerika der aus Kreibitz in Nordböhmen gebürtige Naturforscher Thaddäus Haenke (1761–1817) ist. Ein anderer Nordböhme, Ignaz Pallme aus Steinschönau, wurde ein halbes Jahrhundert später zu einem der ersten europäischen Reisenden und Entdecker der Gegenden nilaufwärts bis Kordovan. Ihn hatte der traditionelle nordböhmisches Glashandel seiner Familie nach Kairo geführt, aber er sah die Welt Afrikas keineswegs nur mit dem Auge des Geschäftsmannes. Seine Schilderung der Sklavenjagden in Kordova war zu seiner Zeit ein erschütternder Mahnruf an das Weltgewissen, der auch in England Widerhall fand. Pallme war es aber auch, der als erster die richtigen Wege zu den damals noch unbekanntem Nilquellen wies; sein Plan, von der Ostküste Afrikas dorthin vorzudringen, fand aber in Wien keine Förderung, und so blieb das Verdienst, den Weg Palmes wirklich gegangen zu sein, später der englischen Forschung vorbehalten.

Nicht nur an der Erschließung der Erde, sondern auch an der Bereitstellung der neuen Mittel dazu, am Ausbau der Technik, haben Sudetendeutsche rühmlichen Anteil. So hat der aus Komotau gebürtige

Franz Josef Gerstner 1806 in Prag die erste Technische Hochschule auf deutschem Boden gegründet und sein Sohn Franz Anton Gerstner entwarf, auf den Bahnen seines Vaters fortschreitend, das Projekt des ersten Schienenstranges auf dem Kontinent, der Verbindungsbahn zwischen dem Donautal bei Linz und dem Moldautal bei Budweis; nicht nach seinem Plan, sondern aus Ersparungsgründen wurde die Strecke dann nicht für Dampftrieb, sondern nur als Pferdeisenbahn gebaut. Der jüngere Gerstner hat später wirklich Dampfisenbahnen gebaut, so die erste Strecke in Rußland zwischen Petersburg und Zarskoje Selo und wurde bei Eisenbahnstudien, die er dann in den USA betrieb, frühzeitig vom Tod ereilt. Ein ähnliches Schicksal tragischer Nichterfüllung waltete über den Bemühungen seines Altersgenossen Josef Ressel, das Prinzip der Schiffsdraube zu einem wirksamen Mittel des Überseeverkehrs auszubauen; seine Gedanken fanden im Vaterland kein Verständnis, wurden aber in Paris und London von Fremden aufgenommen und schlecht gelohnt.

Auch des 1771 in Prag geborenen Alois Senefelder ist hier besonders zu gedenken, dessen Erfindung, der Steindruck, eben sein 150jähriges Jubiläum feiern konnte. Senefelder ist nach bewegten Lebensschicksalen, die ihn infolge seiner vom Vater ererbten Verbindung zum Theater von Prag nach München, Mannheim, Offenbach und Wien führten, 1834 in München gestorben und zählt so zu dem gemeinsamen sudetendeutsch-bayrischen Kulturerbe.

Vielleicht darf man unter den Sudetendeutschen, die zwar selber ihre Heimat nicht verließen, aber mit ihrem Werk eine übergreifende Bedeutung erlangten, auch den Apostel der Wasserkur Vinzenz Priebnitz (1799–1851), den bäuerlichen

Autodidakten aus dem Altvaterland, nennen, gewiß aber seinen jüngeren Landsmann, den Augustinerabt Gregor Mendel (1822–1884), der die klassischen Gesetze der Vererbung erkannte, die dann von der Wissenschaft als grundlegend anerkannt wurden; noch die heuer viel beachtete Auseinandersetzung unter den sowjetischen Biologen ist eine Diskussion um die unbedingte Gültigkeit der Mendelschen Gesetze.

Auch das Lebenswerk eines weiteren Mährrs ragt noch in die Anfänge der sowjetischen Lehre hinein: der „Empiriokritizismus“ des Philosophen Ernst Mach (1838–1916), der die Dinge als Empfindungskomplexe auffassen wollte, erfuhr um 1900 in Rußland durch Bogdanow eine marxistische Abwandlung, gegen die als eine gefährliche Abweichung von der Lehre von Marx und Engels Lenin selbst sich veranlaßt sah, eine eigene Schrift zu verfassen – sein einziges rein philosophisches Werk aus seinen Londoner Jahren, 1909 unter dem Pseudonym Wl. Iljin erschienen, eine Erkenntnistheorie des dialektischen Materialismus.

Aber nicht nur mit namhaften Beiträgen zur Naturerkenntnis und Naturbeherrschung sind die Sudetendeutschen in diesen hundert Jahren vertreten, sondern auch mit hochbeachtlichen geistigen Leistungen. Es muß geradezu in Erstaunen setzen, daß in einer so sehr der Welt zugewandten Zeit das Sudetendeutschtum auch zwei heiligmäßige Männer hervorgebracht hat: den großen Redemptoristen und geistigen Führer der Wiener katholischen Restauration, den hl. Klemens Maria Hofbauer (1751–1820), einen Südmährer, und den Böhmerwäldler Johann Nepomuk Neumann, den der Glaubenseifer zum Einsatz in den Indianermissionen Nordamerikas trieb und der als Bischof von Philadelphia 1860 starb; er ist von der Kirche in die Reihe der Seligen aufgenommen und seine Heiligsprechung ist ein Anliegen der Deutschen in den

USA. In der Generation zwischen diesen beiden aber schenkte unsere Heimat der deutschen und europäischen Philosophie zwei bedeutsame Priester-Philosophen, Bernhard Bolzano und Anton Günther. Neben dem die Grenzen der Heimat überragenden Beitrag des Sudetendeutschtums zur bildenden Kunst und vor allem zur Literatur, der durch Namen wie Postl, Stifter, Ebner-Eschenbach und Rilke charakterisiert wird, ist der politische Anteil im 19. Jahrhundert merkwürdig gering. Unvergessen sei der schlesische Bauernsohn Hans Kudlich (1823 bis 1917), dem es beschieden war, im Wiener Reichstag den entscheidenden Antrag auf die völlige Beseitigung der letzten Reste der jahrhundertelangen bäuerlichen Unfreiheit gestellt zu haben. Ein anderer sudetendeutscher „Achtundvierziger“, Oswald Ottendorfer aus Zwittau, der ebenfalls in den USA Zuflucht fand, hat als Leiter der „New-Yorker-Staatszeitung“ ein gewichtiges Wort in der Parteipolitik der USA und beim Ausbau von New York gehabt. Seine Heimatstadt Zwittau hat er treue Zuneigung bewahrt und ihr neben einem Waisenhaus und Armenhaus auch eine musterhafte Volksbücherei gestiftet. –

Daß in der Heimat selbst keine politischen Leistungen von überragendem Format im 19. Jahrhundert mehr reiften, ja, daß wir allgemein ein Abebben der Hohen Schaffenskraft jenes Blütejahrhunderts feststellen müssen, mag nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein, daß der seit 1848 offen einsetzende Nationalitätenstreit die Kräfte zu sehr in diesen provinziellen Auseinandersetzungen in Anspruch nahm. Wir haben auch von diesen jüngsten Jahrzehnten noch zu wenig Abstand, um alle ihre Leistungen voll würdigen zu können. Daß aber auch dieser nationale Verteidigungskampf manche Kräfte weckte und zur Entfaltung brachte, ist wohl zu beachten, und manches, was die vorgeschichtliche oder historische, die volkskundliche oder historische, die volkskundliche oder soziologische in-

tensive Durchforschung der Heimat an Methoden und Ergebnissen vorbereitet hat, dürfte vielleicht noch einmal seine Fruchtbarkeit in einem weiteren Zusammenhang zu erweisen haben. Und daß die Leistung Sudetendeutscher auch heute noch als weltbedeutend anerkannt wird, beweist die Verleihung des medizinischen Nobelpreises an das Forscherehepaar Carl und Gerty Cori, aus einer alten Brüxer Bürgerfamilie und Schüler der Deutschen Karls-Universität Prag, deren Rektor der Vater des Preisträgers, Prof. Dr. Carl Cori, mehr als einmal war. Eine Übersicht der gültigen Beiträge des Sudetendeutschums zur Weltkultur kann hier nicht mehr als Auswahl, Bruchstück, Versuch bleiben. Die Namen, die wir hier nannten, sind nur Beispiele für viele, Beispiele, auf die wir stolz sein können, die uns aber auch verpflichten.

Diese bedeutenden Gestalten unserer Heimat sind uns heute doppelt lieb und wert: da es uns heute verwehrt ist, die Gräber der eigenen Ahnen zu bewahren, die für die Heimat lebten und wirkten, sind uns die weltbedeutenden Leistungen aus dem Sudetendeutschum, die Namen ihrer Träger und die Gedenkstätten an sie in aller Welt jetzt ein Stück unverlorener, unverlierbarer Heimat geworden. Wo immer an unseren Wegen der Brückenheilige Johannes von Nepomuk steht, wann immer wir zu den herrlichen Bauwerken eines Balthasar Neumann nach Neresheim, Vierzehnheiligen oder Pommersfelden ehrfürchtig wallen, wo immer uns Worte aus dem „Ackermann aus Böhmen“, aus Stifters Prosa, aus Rilkes Werken oder Weisen von Bieber, Starnitz, Gluck entgegenklingen, wächst uns ein neues Stück jener Heimat zu, die unsere Seele sucht.

Wer dieses umrißhafte Bild der Leistungen des Sudetendeutschums für die Welt vor Augen hat, kann sich wohl auch dem einen Eindruck nicht verschließen, daß zu den Wesenszügen unserer sudetendeut-

schen Art eine reiche Vielfaltigkeit gehört, in der stammlichen Prägung ebenso wie in fachlicher Richtung. Diese Vielfalt wohl zu beachten, wird uns vielleicht vor manchem Fehler der Vergangenheit bewahren: sie kann eine Stärke sein, der wir uns freuen können, sie kann aber auch zur Gefahr werden, die unser Wirken lähmt. Zu leicht liegt in ihr der Keim zur Entzweiung und Eigenbrötelei, die an der Andersartigkeit des Nachbarn Anstoß nimmt, statt sie zu achten und zu schätzen. Wenn wir erst anfangen wollen, eine öde Gleichförmigkeit zu erreichen, verbauen wir uns die Wege zueinander. Aber die Not hat uns schon mehr als einmal gelehrt, solche bedenkliche Neigungen zu vermeiden und zu überwinden: im Einklang der Herzen und im festen Zusammenhalt, der wirksamer sein kann als alle politischen Programme und Aktionen. Denn es ist eine deutliche Lehre unserer Geschichte: nie waren es eigentlich Politik und Kampf, die uns emporgebracht oder die uns schweren Rückschläge unserer Geschichte wieder wettgemacht haben. Unsere Stärke lag und liegt auf anderem Gebiet: in Werken des friedlichen Schaffens.

1937 hat der tiefste Kenner unserer sudetendeutschen Geschichte, unser Landsmann Prof. Dr. Wilhelm Wostry, in einer Untersuchung über die geschichtlichen Grundlagen des Sudetendeutschums einleuchtend herausgestellt, was das Gemeinsame in den wechselvollen und vielfältigen geschichtlichen Schicksalen unserer Volksgruppe ist: „Die Arbeit, die jahrhundertlang, geduldige und trotz aller Rückschläge unverdrossen weitergeführte Arbeit. Sie ist der Inhalt unserer Geschichte, sie war die treibende und gestaltende Kraft in unserem geschichtlichen Leben. Es ist kein Gang von politischer Größe. Aber Politik, so viel sie im Leben der Völker bedeutet und wirkt, ist nicht alles. Die Historie wäre arm, hätte sie nicht auch den Niederschlag des geistigen und kulturellen Lebens der Völker zu ver-

zeichnen. Dieser aber ist enthalten in ihrer Arbeit und Leistung. Und hievon weiß unsere Geschichte vieles und Rühmliches zu erzählen. Ihr schlichter Held ist das Volk selbst, und das Lied, das seinen Ruhm kündet, ist durchpulst vom Rhythmus der Arbeit. Er begleitete den Werdegang des Deutschtums in Böhmen. Und so mag unserer Geschichte das große Pathos fehlen, des hohen Ethos entbehrt sie nicht.“ Was so als stets gleichbleibendes Schicksalsgestirn der Sudetendeutschen in guten und bösen Zeiten über unserer altange-

stammten Heimat waltete, rastlose, fruchtbare Arbeit, das war auch der Leitstern für die sudetendeutsche Leistung in aller Welt, für den Beitrag unserer Vorfahren zur Weltkultur. Und unter dem gleichen Gestirn ziehen heute wir heimatlos gewordenen Millionen sudetendeutscher Landsleute unsere Schicksalsstraße ins Ungewisse – sicher und bewußt nur des einen, daß es unserer zähen und unermüdlichen Arbeit bedarf, wenn es uns vergönnt sein soll, einmal wieder auf einem Stück Heimat zu siedeln.

Erhard Krause

Naturschutzgebiete im Sudetenland

Gegen Ende des Jahres 1977 wurde in dem bekannten Luftkurort und Wintersportplatz Spindelmühle ein Gedenkstein aus heimatlichem Granit gesetzt, der daran erinnern soll, daß das Riesengebirge 1963 zum „Nationalpark“ (38 400 Hektar groß) erklärt wurde.

Derartige Naturschutzparks, die zum Schutze der Pflanzen- und Tierwelt in besonders beachtenswerten Landschaftsgebieten eingerichtet wurden, gibt es auf dem Gebiet der heutigen Tschechoslowakei inzwischen mehrere. Die Naturschutzbestrebungen im Sudetenland gehen aber schon auf viel ältere Zeiten zurück, denn es waren die ehemaligen adeligen Großgrundbesitzer, die als erste solche Schutzbezirke auf ihren Besitzungen einrichteten, um damit die Reste ursprünglicher Landschaft der Nachwelt unberührt zu erhalten.

So erklärte Fürst Johann Adolf von Schwarzenberg am 1362 Meter hohen Kubani 90 Hektar des Böhmerwalds „für ewige Zeiten“ zum Urwald. Es ist dies der sogenannte „Lucken-Urwald“, der sich am östlichen Abhang des Kubani von der Luckenstraße bis zu der romantischen Schlucht des Kapellen- oder Idabaches erstreckt. Hier blieb bis heute, wenn auch im

verkleinerten Ausmaß (gegenwärtig sind es noch etwa 48 Hektar), der ursprüngliche, von Menschenhand unberührte Zustand des Waldes erhalten.

Die gleichen Bestrebungen wie die Fürsten Schwarzenberg im Böhmerwald verfolgten die Fürsten Liechtenstein im Altvatergebirge, die dort seit 1905 zwischen Fuhrmannstein und Kepernik 172 Hektar des Gebirgswaldes mit 100- bis 300jährigen Baumbeständen, kleinen Hochmooren und seltenen Pflanzen unter Schutz stellten.

Dieser sogenannte „Lichtenstein-Urwald“ wurde zwar nach dem Ersten Weltkrieg dem Fürsten Liechtenstein enteignet und ging 1926 in Staatsbesitz über, blieb aber als Naturschutzgebiet erhalten. Mit seinen bizarren Felsformationen im klüftigen Gneis und den vielen Baumleichen im „Toten Wald“ am Kepernik bietet das Waldgebiet auch heute noch ein sehr urwüchsiges Bild.

Eine 300 Jahre alte Reservation ist der Urwald auf der Nordseite des Kaltenberges (731 Meter) bei Hasel im Kreis Tetschen. Auch im Isergebirge auf den Besitzungen des Grafen Clam-Gallas bestand unweit des Jagdschlösses Neuwiese (783 Meter) noch so ein Stückchen „Urwald“, und im

Bielengebirge war das sogenannte „Paradies“ (1050 Meter), ein an der Landesgrenze gelegener Buchenhain mit reicher Flora, seit über 100 Jahren Naturschutzgebiet.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurden dann auch staatlicherseits Maßnahmen zum Schutz seltener Flora und Fauna in unseren Heimatgebirgen getroffen. Die ersten Naturschutzgebiete in den Sudetengebirgen waren dann im Riesengebirge die Kleine Schneegrube und der hintere Teil des Melzergrunde (Melzergube), im Rehorngebirge der Höllbusch bei Maxhütte-Rehornbaude, im Isergebirge das Hochmoor der Großen Iserwiese und im Adlergebirge das Hochmoor der „Seefelder“ bei Kronstadt.

Nach 1933 kamen weitere Gebiete hinzu, und zwar im Riesengebirge die Große und die Agnetendorfer Schwarze Schneegrube, die Gebiete um den Großen und Kleinen Teich sowie die Abhänge der Schneekoppe. Außerdem wurde durch Verordnung der Preußischen Regierung in Leipzig vom 3. Mai 1933 das gesamte Riesengebirge auf reichsdeutscher Seite zum Pflanzenschutzgebiet erklärt.

Im Sudetenland wurden die Naturschutzgebiete wesentlich vermehrt nach dem Anschluß ans Reich. Genannt seien hier das Naturschutzgebiet Bösig-Berge wegen seltener Pflanzen (Steinnelke, Martinshaar, Tollkirsche und Alpenbock), der Hirschberger See als Naturschutzgebiet für Wasservögel, das Vogel- und Pflanzenreservat Buchtal bei Michelsberg (Kreis Tachau), die Umgebung der Teiche bei Kummer am See als Naturschutzgebiet für Sumpfpfornst, Moorheide, Rauschbeere und Seerose; das Moorgebiet des Soos bei Fonsau in der Umgebung von Franzensbad, das Spitzberggebiet bei Gottesgab, die Torfmoore „Haar“ und „Buchsacht“ bei Graslitz, der Höllegrund und das Habsteiner Moor bei Böhmisches-Leipa und die Edmundsklamm bei Herrnskretsch/Elbe.



Im Riesengebirge wurde nach 1938 zum Schutzgebiet erklärt die Schwarze Koppe wegen des Vorkommens von Enzian, Habmichlieb, Teufelsbart und Knieholz; weitere Schutzgebiete im Rübezahleisch wurden die „Blauhölle“ und der Aupakesel bei Petzer, die Brunnenberge, der Sonnengraben, Löwengrund und Hirschgraben (Wildgehege) bei Klein-Aupa, die Große und Kleine Kesselgrube bei Rochlitz und der Schwarze Berg bei Johannissbad. Letzterer war Naturschutzgebiet für zahlreiche Alpenpflanzen.

Im Altwatergebirge wurde außer dem Liechtenstein-Urwald unterm Fuhrmannstein der Große und Kleine Kessel (hier Vorkommen von Gemsen) unter Schutz gestellt. Ebenfalls Naturschutzgebiet wurde die Gipfelzone des Großen und Kleinen Schneebergs im Schneegebirge mit einer Fläche von rd. 450 Hektar.

Bei Auscha wurde der Wilhoschtberg Naturschutzgebiet, bei Tetschen an der Elbe Klingborn und Jungferstein, bei Schlaggenwald das Zechtal für die dort einheimi-

schen Singvögel, bei Neutitschein die Schneeglöckchenwiese in Sedlnitz, bei Plöß (Kreis Bischofteinitz) der Plattenberg, in Plan bei Marienbad der Vogelschutzpark im Amseltale, bei Reihwiesen (Kreis Freiwaldau) das Sumpf- und Mooregebiet Moosebruch mit dem „Großen Sühnteich“, genannt das „schlesische Vineta“; die sagenhafte Dorflehne bei dem versunkenen Kirchlein in Hasel (Kreis Tetschen) wegen massenhaften Vorkommens der Mondviole (Lunaria, Silberblatt), und bei Elbogen die Hans-Heiling-Felsen wegen der eigenartigen Felsgruppen und Vorkommens von Fischotter und Uhu.

Weiters seien noch erwähnt die berühmten Felsenlandschaften von Adersbach und Wekelsdorf, der Naturpark beim Schloß Blauda (Kreis Mähr. Schönberg), der Schloßpark in Bischofteinitz, der Urwald am Großen Eibenberg bei Falkenau-Kittlitz, die Krandelseegebiete (Latschenkiefer), der Rollberg bei Niemes als Naturschutzgebiet für wilden Fingerhut, Tollkirsche, Seidelbast, Nestwurz und Saismonsiegel, und der Basaltfelsen des Zinkensteins am rechten Elbufer in der Nähe

der Gemeinde Reichen wegen der seltenen Flora (Trollblume) und der sogenannten „Eislöcher“. Letztere sind Höhlen in den Basaltblockhalden mit Eisbildung auch im Sommer.

Zu nennen wären auch noch die zahlreichen, unter Schutz gestellten Wildgehege, wie solche im Riesen- und Isergebirge, im Böhmerwald, im Lausitzer Gebirge und anderen Heimatlandschaften bestanden sowie die als Naturdenkmäler geschützten alten Bäume, wie zum Beispiel die 2000jährige Eibe in Krombach (Kreis Deutsch-Gabel), die Wunderbuche im Olbatal bei Auerschim, die 1000jährige Linde im Kessel bei Oschitz, die Körner-Eiche bei Dallwitz (stärkste Eiche im Sudetenland) und die alte Grenzbuche in Zinnwald.

Alles in allem kann gesagt werden, daß im Sudetenland vor 1945 schon sehr viel für den Naturschutz getan wurde und daß sicher noch viel mehr auf diesem Gebiet getan worden wäre, wenn nicht Krieg und Vertreibung zunächst weitere Maßnahmen verhindert hätten, die jetzt erfreulicherweise von tschechischer Seite nachgeholt wurden.

Bruno G. Tschierschke †

Ich höre ein Lied und es ruft mich im Wind:
 daheim bin ich wieder und ich bin wieder Kind.
 Die Weise verklingt nach dem Haldenrand,
 ein Leiermann spielt sie mit zitteriger Hand.
 Durch dunstiges Dämmeren flammt zweierlei Rot,
 vom Abschied der Sonne und vom Feuer im Schlot.
 Ich höre ein Lied, und ich bin wieder Kind:
 die Heimat singt es, und sie ruft mich im Wind.
 Die Weise schweigt nicht im nächsten Tag,
 weiß nicht, was alles sie sagen mit mag!
 Rot beidit es durch Wölfen, ist zweierlei Rot,
 vom hoffenden Morgen und von Herzen in Not.

Als die Deutschen den Pflug nach Böhmen brachten

Da ritt also Witiko, wie ihn Adalbert Stifter in seinem großen Roman schildert, gegen Mitte des 12. Jahrhunderts, aus Bayern kommend, nach Böhmen hinein. Das Land gehörte dem Herzog, der Kirche und den anderen vornehmen Grundherren, die es durch ihre Bauern bestellen ließen. Aber diese tschechischen Bauern waren keine freien Menschen, die selber über den Acker, den sie bestellten, und über ihre Arbeitskraft hätten verfügen können, sondern nur Knechte, ja, Eigentum ihrer Grundherren, wie überall bei den slawischen Völkern. Unter den slawischen Stämmen Böhmens und Mährens hatte längst der im weiten Umkreise von Prag siedelnde Stamm der Tschechen den Vorrang errungen, und die Herzöge der Tschechen, aus dem Hause der Primisliden, herrschten über Böhmen und Mähren.

Die böhmischen Herzöge waren deutsche Reichsfürsten, und als der deutsche Kaiser den Böhmenherzog zum Lohn für treue Reichsdienste zum König erhob, wuchs noch der Ehrgeiz, es den anderen Reichsfürsten gleichzutun, sie gar noch an Macht zu übertreffen. Macht aber beruhte damals wie heute auf der kriegerischen und auf der wirtschaftlichen Stärke, also auf den Menschen, die der Herzog zum Kampf aufzubieten vermochte, und auf den Erträgen, die das Land abwarf. Mit den unfreien tschechischen Bauern ließ sich jedoch der Ertrag des Landes nicht steigern, zumindest nicht rasch genug. Die tschechischen Bauern bebauten hauptsächlich die fruchtbaren Landstriche Innerböhmens, und das auch noch in einer im Verhältnis zur damaligen deutschen Landwirtschaft rückständigen Weise, die es nicht ermöglicht hätte, die weniger guten Böden nutzbar zu machen. Rings um Innerböhmen dehnten sich je-

doch tageweit die Grenzwälder über die Kämme der böhmischen Randgebirge hinweg. Wenn man sie teilweise schlug oder niederbrannte und auf dem gerodeten Waldboden deutsche Bauern ansiedelte, die auch noch dem Gebirgsland Frucht abzuringen vermochten, dann bedeutete das höhere Einnahmen, mehr Soldaten, mehr Macht und Ansehen. Und deshalb gab der böhmische König Wald zum Roden und Besiedeln frei, riefen die Grundherren deutsche Bauern ins Land. Bei der Übernahme des Bodens mußten sich die deutschen Siedler dem Grundherren gegenüber zu einer bestimmten jährlichen Abgabe verpflichten, aber sonst waren sie freie Menschen, die nach eigenem deutschen Recht unter ihren eigenen Richtern oder Schulzen lebten. Die tschechischen Bauern lernten von den deutschen Bauern nicht nur den Pflug kennen – sie nahmen das deutsche Wort mit der Sache zugleich auf –, sondern schlossen vielfach auch mit ihren Grundherren ähnliche Verträge ab wie die deutschen Bauern, wodurch sie ihre persönliche Freiheit gewannen.

„Wisset, daß die Deutschen freie Leute sind!“ heißt es in dem Frei- und Schutzbrief, den Herzog Sobieslaw II. um das Jahr 1176 den deutschen Kaufleuten in Prag ausgestellt hat und worin er ihnen die schon hundert Jahre früher gewährten Vorrechte, z. B. einen eigenen Pfarrer und Richter zu haben, bestätigte. Im 13. Jahrhundert strömten immer mehr deutsche Kaufleute und Handwerker ins Land und besiedelten die neuen, mit deutschem Recht begabten Städte. Alle Städte Böhmens, Mährens und Schlesiens sind, im Sinne des mittelalterlichen Stadtbegriffs, deutsche Stadtgründungen, lediglich Hussitenstadt Tabor in Südböhmen macht eine Ausnahme.

Der dritte Strom des Deutschtums, den

die böhmischen Herrscher außer Bauern und Städtern ins Land leiteten, waren die deutschen Bergleute. Sie hatten auf Geheiß des Königs die Berge nach Gold und Silber zu durchwühlen. Zu großem Ansehen kam die Bergstadt Iglau auf der Böhmischemährischen Höhe. Das Iglauer Bergrecht galt über Böhmen und Mähren hinaus. Kuttenberg, östlich von Prag, und Mies, westlich von Pilsen, waren gleichfalls berühmte Bergstädte. Fast alle Städte des Altvaterlandes sind ihrer Entstehung nach Bergwerksorte. Von Zuckmantel aus begann die bergmännische Erschließung des Altvatergebirges.

Noch vor den deutschen Bauern, Handwerkern, Kaufleuten und Bergleuten und auch gleichzeitig mit ihnen wurden deutsche Priester und Mönche in die Sudeten-

länder gerufen und errichteten hier Kirchen und Klöster. Die Zisterzienser erhielten ihre Niederlassungen sogar bewußt deutsch. Und im Gefolge der deutschen Prinzessinnen, die als Gemahlinnen der böhmischen Herzöge und Könige nach Prag kamen, wanderten wiederum Deutsche ins Land ein. Am Prager Königshof blühte im 13. Jahrhundert die deutsche ritterliche Kultur wie an einem deutschen Fürstenhof, und König Wenzel II., dem Blut nach mehr Deutscher als Tscheche, dichtete deutsche Minnelieder. Der Böhmenkönig Lothar II. war sogar der mächtigste Fürst im damaligen Deutschen Reich, und wäre er den anderen Reichsfürsten nicht zu mächtig gewesen, hätte er zweifellos die angestrebte deutsche Königskrone erlangt.





Hier galt vorzeiten deutsches Recht

Deutsche Siedlung und deutscher Einfluß in Böhmen.

Von Dr. Karl Beer.

Aus dem Thronstreit, der zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts das deutsche Volk in zwei Lager geschieden zeigt, indem es ein Teil mit dem Welfen Otto IV. von Braunschweig, der andere mit Philipp von Schwaben hielt, suchte der Beherrscher Böhmens, Premysl Ottokar I., seine besonderen Vorteile zu ziehen. Er stand jeweils zu der Partei, der der Endsieg zuzuneigen schien. Und als dann der jugendliche Hohenstauf Friedrich II. über die Alpen kam, war Ottokar I. einer der ersten, der ihm huldigte. Ein wertvolles Privilegium, die Goldene Bulle von 1212, war der Lohn für seine entgegenkommende Politik. Darin wurde Ottokar die königliche Würde, die ihm schon Philipp als erblich verliehen hatte, bestätigt und die Hoffahrtspflicht des Böhmenkönigs dahin bestimmt, daß er lediglich die Reichstage zu Nürnberg, Bamberg und Merseburg zu besuchen brauchte, vorausgesetzt, daß sie sechs Wochen zuvor angekündigt würden. Und zu einer Kaiserkrönung in Rom sollte er aus freiem Entschlusse entweder 300 Bewaffnete oder 300 Mark Silber senden. — Indem sich unter Ottokar endlich auch das Erstgeburtsrecht für die Thronfolge durchsetzte, wurden dem Lande ruhigere Zeiten eröffnet.

Die glänzendste Erscheinung unter den Premysliden ist der nicht lange vor dem Ausgange seines Geschlechtes regierende Premysl Ottokar II. (1253 bis 1278). Die im 12. Jahrhundert im Streit um die deutsche Krone erwachsene Parteibildung, hier die Welfen, dort die Hohenstaufen, die später in einer päpstlichen und antipäpstlichen Partei ihre Fortsetzung fand, hat auch in Böhmen ihre Kreise gezogen. Premysl Ottokar stand in jungen Jahren, da er als Markgraf

in Mähren waltete, im staufischen Lager, während sein Vater Wenzel I. kirchlich gesinnt war. Dieser Gegensatz der politischen Anschauungen führte zum Kampfe zwischen Vater und Sohn, in dessen Verlauf Ottokar gefangen genommen wurde und einige Zeit auf der im nördlichen Böhmerwalde gelegenen Feste Pstrauberg in festem Gewahrsam blieb. Mit der Losfagung von der staufischen Partei ward Ottokar die Freiheit wiedergegeben, und nun sollte sein Aufstieg beginnen. Im Jahre 1251 rief ihn der Adel zur Besiknahme des heiskumstrittenen habenbergischen Erbes, und noch im gleichen Jahre vermochte der Premyslide seinen Einzug in Wien zu halten. Das Fehlen einer festen Herrschergewalt im Reiche gestattete ihm, die übrigen östlichen Alpenlande an Böhmen, das er seit 1253, dem Todesjahre seines Vaters, als König versah, anzuschließen und ein ansehnliches deutschslawisches Staatsgebilde aufzurichten. Wie kein anderer Premyslide wurde er zum Förderer der deutschen Kultur im Wege der deutschen Kolonisation, wovon noch ausführlicher gesprochen werden soll. So wird es verständlich, daß die Deutschen Ottokar als einen der Ihrigen ansahen und daß sich dieser Premyslide als der mächtigste Territorialfürst im Reiche der kühnen Hoffnung hingeben durfte, die deutsche Krone zu erlangen. Daß dieser Hoffnung keine Erfüllung ward, trieb ihn zur Feindschaft gegen Rudolf von Habsburg und zu seinem schließlichen Falle (1278).

Die Abtrennung der Alpen- von den Sudetenländern war die nächste wichtige politische Folge der Niederlage, die der Premyslide und mit ihm Böhmen erlitten hatte.

Hatte schon Ottokar von dem Zeitpunkte an, da er die Auslosigkeit seines Kampfes gegen das deutsche Königtum einsehen mußte, seine Gesinnung gegenüber dem deutschen Volke nicht unmerklich geändert und von dem „unersättlichen Schlund“ der Deutschen gesprochen, so war durch des Königs tragischen Untergang die feindselige Stimmung gegen die Deutschen nur noch gesteigert worden. Unter dem schwächlichen Otto v. Brandenburg, dem Vormunde des unmündigen Wenzel II., entläßt sich auch schon der Deutschenhaß in einer offenen Deutschenverfolgung, wie denn überhaupt in dieser Zeit die inneren Verhältnisse des Landes höchst unerfreulich bestellt waren.

Tragisch mutet der Ausgang des uralten Dynastengeschlechtes an. Schien es doch eine Zeitlang, als dürften die Premysliden nach dem Erlöschen der Piasten und Arpaden deren Reiche mit dem ihrigen vereinen, um auf solche Art zu einer Macht emporzusteigen, wie sie

sie noch nie innegehabt. Da sank auch ihr Geschlecht infolge des frühzeitigen Todes Wenzels II. (1305) und des rasch folgenden Heimanges des Königs Wenzel III., der 1306 zu Olmütz dem Dolch eines Meuchelmörders erlag, jäh und unerwartet dahin.

Wenn wir in diesem kurzen Auszuge aus der älteren Regentengeschichte Böhmens darauf hinweisen konnten, daß die Herrscher Böhmens an die deutschen Kaiser Tribut entrichteten, von diesen ihr Land zu Lehen nahmen, zu Hof- und Heerfahrt verpflichtet waren und weiterhin im Reiche des Schenknamtes walteten, an den Wahlen der deutschen Könige teilnahmen und schließlich jeweils dem Oberhaupte des deutschen Reiches ihre Rangerhöhung dankten, was dürfen wir aus all dem anderes herauslesen als die wichtige Tatsache, daß Böhmen erst als Herzogtum und dann als Königreich ein wichtiger Bestandteil im größeren Bau des alten Reiches gewesen ist? Wie hätten auch die noch wenig fortgeschrittenen Slawen Böhmens gegenüber dem starken Nachbar im Westen ihre volle politische Unabhängigkeit behaupten sollen, wenn sie sich mit dem zunächst wohnenden nordslawischen Volkszweig der Polen nicht nur nicht zusammenschlossen, sondern öfter heftig befehdeten und von der südlichen Slawengruppe durch den deutsch-magyarischen Siedlungsraum getrennt blieben?

Der politischen Abhängigkeit vom christlich-germanischen Westen entsprach eine solche kultureller Art und zwar in allen Lebenszweigen des slawischen Nachbarvolkes. Hätten wir keine anderen Zeugnisse, die tschechische Sprache allein schon mit ihren überaus zahlreichen Entlehnungen aus dem deutschen Sprachschatze würde diese Tatsache zur Genüge erweisen.

Unter dem Herzog Witwoj stellte sich allerdings mit der politischen Anlehnung an das großmährische Reich auch die Abhängigkeit von der durch die griechischen Brüder Cyrill und Method aufgerichteten slawischen Kirche ein. Aber diese Abhängigkeit, die politische wie kirchliche, bildete nur eine kurze Episode. Ausschlaggebend für die Christianisierung und kirchliche Ordnung Böhmens blieb der Westen. Regensburg, die alte Hauptstadt des Bayerlandes und hervortragende kirchliche Stätte, stand bei dem großen Bekehrungswerke im Vordergrund. Hierher waren bereits im Jahre 845 vierzehn tschechische Häuptlinge gekommen, um im Beisein Ludwigs des Deutschen die Taufe zu empfangen. Von Regensburg aus zogen in der Folgezeit immer wieder glaubenseifrige Priester durch den schier endlosen

Nordwald, um jenseits von diesem, auf böhmischem Boden, ihrem Missionswerke obzuliegen. Durch mehr als ein Jahrhundert hat denn auch das Böhmerland zur Regensburger Diözese gehört. Im Jahre 973 ist dann Prag selbst der Mittelpunkt eines Bistums geworden. Die Mitglieder des Regensburger Domkapitels waren für die Abtrennung Böhmens nicht besonders eingenommen, doch sein Oberhirt St. Wolfgang, der das Interesse des Glaubens und der Kirche über jedes andere gestellt sehen wollte, sprach sich für die Verständigung der böhmischen Kirche aus, und so konnte die Gründung des neuen Sprengels vor sich gehen.

Trotz dieses Schrittes blieb der deutschen Geistlichkeit immer noch ein Einfluß auf die weitere Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in Böhmen gewahrt, da das neue Bistum bis ins 14. Jahrhundert hinein im Verbande der Mainzer Erzdiözese verblieb.

Die Loslösung aus dem Heidentum hat sich bei den Slawen Böhmens, ähnlich wie bei unseren Altvordern, nur langsam vollzogen. Oft noch ward der fromme Bischof Adalbert († 997) dadurch schmerzlich berührt, daß das „verderbte Geschlecht“ in seiner Verhärtung von den heidnischen Festen nicht lassen wollte, daß immer noch mit Menschen Handel getrieben wurde, der Adel der Vielweiberei huldigte, daß nahe Verwandte Ehen www.einziges.de und noch im 11. Jahrhundert mußte Bischof Cosmas gegen heidnische Opfer und Totenbestattung, Zauberei und Wahrsagerei zu Felde ziehen und darüber bittere Klage führen, daß die seiner Obhut anvertraute Herde auf solche Dinge mehr gäbe als auf die Lehre der christlichen Priester.

Was meldet die Überlieferung weiterhin über die Herkunft der in ältester Zeit im Lande tätigen Geistlichkeit? Der erste Bischof, der in Prag einzog, war ein Deutscher, der Sachse Dietmar (Theotmar). Mit der Absingung des deutschen Spruches: „Christ uns genade und die Heiligen alle helfen uns“ gaben ihm die Herzöge und die Großen des Landes das Geleit. Und wenn unter seinen Nachfolgern Männer waren mit Namen wie: Theodag, Etkehard, Hermann, Meinhard, so dürfte wohl auch über deren völkische Zugehörigkeit kein Zweifel bestehen. Auch jener hervorragende Domprobst Markus (11. Jahrhundert), von dem der Chronist Cosmas meldet, daß „er alle durch sein Wissen überstrahlt hätte, die damals im böhmischen Lande weilten, daß alles, was die Prager Kirche an Heiligkeit, an kirchlicher Einrichtung, an Ansehen besessen, sie ihm verdankt hab“, auch er war „aus altadeligem, deutschem Geschlechte“ herorgegangen. Und

neben dem rühmlichen Wirken deutscher Weltgeistlichkeit steht eine ebenso reiche, fruchtbare Tätigkeit deutscher Mönche und Nonnen.

Die ältesten klösterlichen Niederlassungen gehören in Böhmen, wie anderwärts, dem Benediktinerorden an. Ostrov, das wir herausgreifen wollen, ward um das Jahr 1000 gegründet und erhielt seinen Abt aus dem berühmten bayrischen Kloster Altaich. Das im Vorlande des nördlichen Böhmerwaldes von den Landesherzögen gegründete und reichbeschenkte Stift Kladrau rief, nachdem es mit tschechischen Brüdern nicht recht vorwärts gehen wollte, wiederholt deutsche Mönche aus dem schwäbischen Kloster Zwiefalten herbei. Noch größer ist die Zahl der Prämonstratenser- und Zisterzienserklöster, die im 12. Jahrhundert zuwuchsen und in denen das deutsche Element entweder durchaus herrschte oder doch wenigstens die leitenden Persönlichkeiten stellte. So kamen die Prämonstratenser von Seelau und Strahov aus Steinfeld am Rhein, die Zisterzienser von Maschau aus Waldsassen, die von Hohenfurt aus Wilhering in Oberösterreich und die des nachbarlichen Goldenkron aus Heiligenkreuz im Wienerwald. Diese ältesten Zuzügler im Mönchsgewand waren Männer von großer Sittenstrenge und Einfachheit und erwiesen sich als Begründer einer höheren Gesittung und Bildung. Die spärlichen Nachrichten, die wir über die ältesten Schulen des Landes haben, weisen meist auf die Klöster hin. Wenn auch in diesen Klosterschulen zu aller nächst die kirchlichen Bedürfnisse berücksichtigt und auf die Heranbildung des eigenen mönchischen Nachwuchses das Hauptaugenmerk gerichtet wurde, so fielen doch auch viele kostbare Köpfe für jene Schüler ab, die in der Laienwelt verbleiben wollten.

Doch das geistige Schaffen der Klöster reichte weiter. Aus ihnen ist ein guter Teil der ältesten Geschichtsaufzeichnungen hervorgegangen, und nur durch ihre fleißigen Abschreibearbeiten ist uns so manches alte, wertvolle Geistesdokument erhalten geblieben. In den Klöstern ward der Grund gelegt zu jenen reichen Bibliotheken, deren Handschriften, Urkunden und Bücherbestände es uns ermöglichen, das Bild der Vergangenheit zu zeichnen. Nicht minder wichtig war die künstlerische Betätigung. Waren es doch häufig die Brüder selber, die die Klosterbauten auführten und mit würdigem Schmuck erfüllten. Der kunstreiche Abt Reinhard des Klosters Sazawa, „der da malen, meißeln und schmieden, Bildnisse aus Holz, Bein und jedwedem Metall anfertigen konnte und in der Schmiedekunst und Glaschmelzerei erfahren war“, stand mit solch umfassender Kunstbetätigung

nicht allein da. Doch auch gröberer Handarbeit, wie sie in Wald und Feld, im Weinberg und Garten am Plake ist, waren die Brüder nicht abhold. Sie rodeten die Wälder, schufen urbaren Boden und richteten neue Siedlungen auf oder gaben doch Winke und Weisungen hierzu. Mit Vorliebe wurden zu solcher Neubesetzung Leute aus der wohlvertrauten Heimat herbeige Holt. So erscheinen die zahlreichen über das Land verstreuten Klostergründungen als wahre Kulturinseln, von denen ein belebender Hauch auf das umliegende Land ausstrahlte. Immer in fester und reger Verbindung mit dem deutschen Mutterland bleibend und daher zu mancherlei guten Anregungen befähigt, wurden sie so recht zu Lehrmeistern und Führern der Zeitgenossen.

Vom kirchlichen Leben wenden wir unseren Blick nach dem weltlichen hin. Auch hier ist deutscher Einschlag und Einfluß nicht zu verkennen. Der Landesherzog, der seinem Volke Herr, oberster Richter, Führer und Beschützer war, ist von einem Hofstaat umgeben, dessen Gliederung und Benennung deutlich an das westliche Muster und Vorbild gemahnen. Wie in den Staaten der germanischen Frühzeit begegnen wir am Prager Hofe dem Kämmerer, Truchseß, Schenken und Marschall. Das Grafenamt, seit Karls des Großen Tagen das Fundament in der Verwaltung deutscher Lande, wird auch in Böhmen angetroffen. Zum Jahre 1086 wird eines deutschen Grafen Markwart besondere Erwähnung getan. Das deutsche Gepräge des Herzogshofes wird vollauf verständlich, wenn wir hören, daß eine ganze Reihe der Premysliden mit deutschen Fürstentöchtern vermählt war. Diese Herzoginnen Gemma, Judith, Ida, Gertrud, Adele, Gutta und wie sie alle heißen mochten, kamen nicht allein ins Land, sondern brachten ihren deutschen Hofstaat mit und lebten fernerhin nach deutscher Sitte. So waren die späteren Premysliden mütterlicherseits fast durchgehends Deutsche. Soll es da wundernehmen, daß sie für deutsches Wesen und deutsche Kultur ein besonderes Verständnis und hohe Wertschätzung an den Tag legten? Daß sie die deutschen Sängere liebten und förderten und daß König Wenzel I., als er sich selber als Dichter versuchte, seine Lieder in deutscher Sprache abfaßte? Das Beispiel des Hofes aber ward wieder für den Adel des Landes maßgebend. Er ahmt nicht bloß die Lebensweise der deutschen Standesgenossen nach, sondern baut auch seine Burgen nach deutschem Muster und legt diesen und damit auch der Familie deutsche Namen bei.

Doch nicht allein deutsche Priester und Mönche, Rittersleute

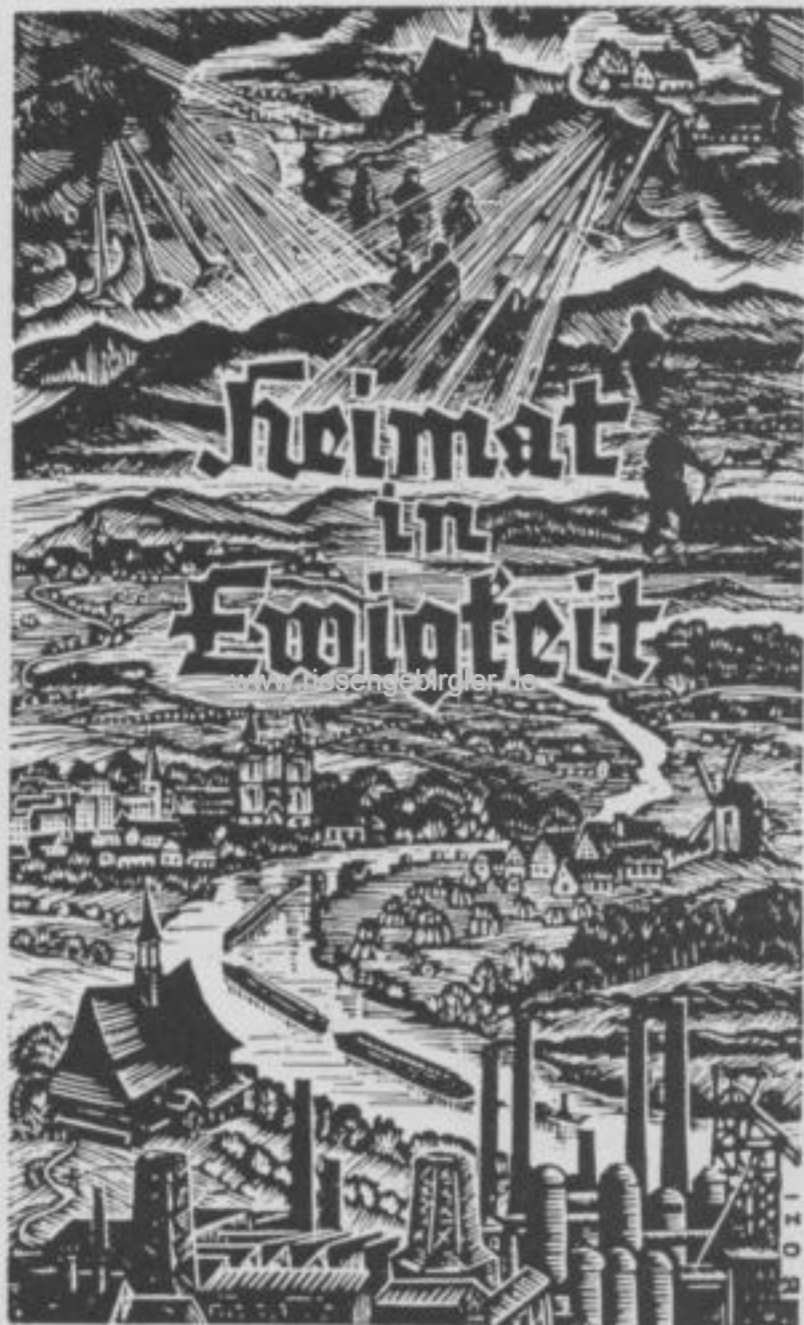
und Fürstentöchter, auch Kaufleute und Händler haben früh schon ihren Weg nach Böhmen gefunden. Es will beachtet sein, daß der große Franke Samo, der im 6. Jahrhundert zu den Wenden kam und sie vom awarischen Joch befreite, in den Quellen als Kaufmann angeführt wird. Unter Karl dem Großen (805) wurden an der fränkischen Ostgrenze mehrere Plätze bezeichnet, an denen sich der Handelsverkehr mit den östlich wohnenden Slawen abwickeln sollte, und ein Jahrhundert später sehen wir zufolge der Zollordnung von Raffelstätten (903—906) einen lebhaften Handel zwischen Böhmen und dem ostmärkischen Kolonisationsgebiet im Gange.

Nicht minder bedeutungsvoll sind die Mitteilungen, die wir Ibrahim Ibn Jakub, einem jüdischen Kaufmanne aus Spanien, danken. Er ging im Jahre 973 als Mitglied einer sarazenischen Gesandtschaft zu Kaiser Otto I. nach Merseburg und lernte bei dieser Gelegenheit auch Prag kennen, das er uns als den „größten Handelsplatz in slawischen Ländern“ schildert. Warägische Kaufleute, die den ost- und nordeuropäischen Handel beherrschten, Händler aus Kratau, Ungarn, Muselmänner und Juden, sie alle suchten hier ihre Geschäfte zu machen. Sklaven, Pferde, Biberfelle, Pelzwerk, Sättel, Säume und Schilde standen unter den Handelsartikeln obenan. Dabei machte der Spanier noch die weitere interessante Wahrnehmung, daß in Böhmen dünne, wie Netz gewebte Tüchlein, deren man Risten voll besaß, im Handel und Verkehr an Geldesstatt gebraucht wurden. Wenn in der voranstehenden Aufzählung der Besucher Prags, das als Markt mit einem geradezu internationalen Verkehr erscheint, Deutsche auch nicht eigens erwähnt werden, so blieben sie doch nicht fern, zumal bereits für das 10. Jahrhundert die Anwesenheit des bayrischen Kaufmannes im ferner gelegenen Polen erwiesen ist. Wie lebhaft sich die deutschen Kaufleute für das Handelsemporium Prag interessierten, das erweist die bereits unter König Wratislaw am Pore nachweisbare deutsche Kaufmannsiedlung, der dieser Fürst solche Bedeutung beimaß, daß er ihre besonderen Rechte in einem eigenen Privilegium niedergelegt sehen wollte. Dieses überaus wichtige Dokument, daß 1178 durch Herzog Sobieslaw II. eine Bestätigung erfuhr — nur diese ist uns erhalten — hat man mit gutem Grunde als die Magna charta der Deutschen Prags und im weiteren Sinne als der Deutschen in Böhmen überhaupt bezeichnet. „Ich nehme“, so läßt sich der Landesherr in der Urkunde in bedeutungsvoller Weise vernehmen, „die Deutschen, die unter der Burg Prag leben, in meine

Gnade und meinen Schutz auf und will, daß sie, wie sie als Volk verschieden sind von den Tschechen, so auch geschieden seien von den Tschechen in ihrem Recht und ihren Gewohnheiten. Ich gewähre daher ihnen zu leben nach dem Gesetz und nach dem Rechte der Deutschen, das sie seit den Zeiten meines Großvaters, des Königs Wratisslaw, innehaben.“ Und weiter heißt es in der Urkunde: „Wisset, daß die Deutschen freie Leute sind.“ Die deutsche Gemeinde hat die freie Wahl ihres Richters und Pfarrers. Dem Richter stand die Gerichtsbarkeit über die Gemeindemitglieder zu; nur die Bestrafung von Mord, Diebstahl und Friedensbruch behielt sich der Herzog selbst vor. Kein Deutscher durfte verhaftet werden, wenn er Bürgen stellen konnte oder ein Haus besaß. Die Deutschen waren frei von allen Abgaben, nur zur Verteidigung des Landes konnten sie angehalten werden. Befand sich der Herzog auf einer Heerfahrt außerhalb des Landes, so oblag ihnen die Bewachung der Stadt. Daß die Sühngelder in Regensburger Münze gezahlt wurden, darf als ein Beweis dafür angesehen werden, ein wie reger Handelsverkehr sich damals zwischen Böhmen und Bayern abspielte. Durch die Tatkraft und Umsicht ihrer Angehörigen wuchs die autonome deutsche Gemeinde zusehends, erlangte die Herrschaft über den Markt, ergänzte sich durch bodenständige slawische und andere fremde Elemente, wozu das Privilegium Sobieslaws berechtigte, und griff auch territorial weiter aus, wobei sie aus dem eben erwähnten Freibrief und ähnlichen Privilegien, die später hinzugegeben wurden, immer die rechte bürgerliche Lebenslust zog. So erwuchs „in still fortschreitender Entwicklung“ aus dem Markttort eine bedeutende Stadt, das deutsche Prag.

Und wie in Prag, so sind wohl auch an den anderen größeren Handelsplätzen im Lande frühzeitig schon Deutsche zu treffen gewesen, wenn auch nicht immer in dauernder Niederlassung. Dort und da treten aber im 12. Jahrhundert auch schon deutsche bäuerliche Siedler auf böhmischen Boden über und beginnen in den breiten Grenzwaldgürtel, der bislang als des Landes natürlicher Schutz unberührt geblieben war, Bresche zu legen.

Im Egerland, das ein Zugehört des von Regensburg bis ans Fichtelgebirge reichenden bayrischen Nordgaaues war, sind dessen Verwalter, die Marktgrafen von Vohburg und nach diesen die Hohenstaufen, die Schöpfer deutscher Kultur geworden. Das Ländchen war von Westen her leicht zu betreten, und so rückten durch Zutun jener Ge-



schlechter Rittersleute und deutsche Bauern vor und legten über die ältere slawische Kulturschicht eine neue, die deutsche, die dem ganzen Umkreis für alle Zeit den Stempel aufdrücken sollte. An dem hier in die Wege geleiteten Kolonisationswerk beteiligte sich mit großem Eifer das Zisterzienserstift Waldsassen, das im Laufe des 12. Jahrhunderts von den Premysliden im oberen Egergebiet namhafte Gebietschenkungen erhalten hatte. Und um noch ein Beispiel anzuführen: Im südlichen Böhmerwald erlangte das am Donaustrande hausende mächtige Grafengeschlecht derer von Bogen das Gebiet um Winterberg und Schüttenhofen als Mitgift der Prinzessin Ludmilla, der Tochter des Böhmenherzogs Friedrich, und es traten noch im 12. Jahrhundert in jener Gegend die ersten deutschen Dorfschaften hervor. — Aus all dem vermögen wir deutlich genug zu erkennen, daß lange vor 1200 im Böhmerlande deutsches Volk und deutsche Kultur eine namhafte Rolle spielten und daß daher Palacky und alle, die ihm hierin folgten, gegen die geschichtliche Wahrheit verstoßen, wenn sie der ganzen Frühzeit des Landes Böhmen einen rein slawischen Charakter zusprechen wollten.

Mit der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert hebt in der Geschichte Böhmens ein neuer Abschnitt an. Er ist gekennzeichnet durch ein verstärktes Hervortreten des deutschen Volkstums und durch eine Mehrung seines Einflusses auf schier allen Lebensgebieten. Bislang hat die Geschichtschreibung diese wichtige Erscheinung auf eine stärkere Zuwanderung von Kolonisten aus dem Reiche zurückgeführt und diesen Zuzug sowie die in der Folge in Stadt und Land geleistete reiche Kulturarbeit als die deutsche Kolonisation in Böhmen bezeichnet. An ihr glauben wir festhalten zu müssen, obwohl sich in den letzten Jahren Stimmen erhoben, die mit den Vorstellungen „über Kolonistenwesen und was damit zusammenhängt“, brechen wollten.

Eine Frage erhebt sich da sofort: Warum gerade in diesem Zeitpunkte eine verstärkte Zuwanderung aus dem Reiche platzgegriffen haben sollte? Die Erklärung wird in erster Linie durch die gleichzeitige wirtschaftliche Lage in Altdeutschland, das ist in dem Raume zwischen Rhein und Elbe, gegeben. Hier war bis zum obigen Zeitpunkt aller Grund und Boden, der sich zur Bebauung eignete und urbar gemacht werden durfte, in Anbau genommen worden, und damit war jener Zustand erreicht, den man als den vollendeten Ausbau des Landes zu bezeichnen pflegt. Da man in bäuerlichen Kreisen an der Unteilbarkeit des väterlichen Besitzes mit Recht festhielt, ebenso

an der Nachfolge des ältesten Sohnes, so mußten die jüngeren Brüder, wenn sie als selbständige Bauern schaffen und auf der „sozialen Höhe“ des Vaters bleiben wollten, in die Ferne ziehen, in die Urwaldwildnis eindringen, reuten, schlagen und brennen, um die den Menschen nährnde Feld- und Wiesenfläche zu gewinnen und ein neues Heim aufzurichten zu können: sie mußten sich in der Fremde kolonisationsmäßig betätigen. Noch im 12. Jahrhundert gehen Scharen solcher landsuchender Bauersöhne in die mit dem Schwerte bezwungenen ostelbischen Lande ab und drücken diesen bis dahin slawischen Gebieten allgemach deutschen Charakter auf.

Auch im Zuge der Donau hatten sich deutsche Siedler nach dem Osten vorgeschoben, um in die Ostmark, nach Ungarn und selbst in das ferngelegene Siebenbürgener Land deutsches Leben zu verpflanzen. Sollte da das sudetenländische Gebiet, das auf solche Weise im Süden und Norden umfaßt erscheint, unberührt bleiben? Schon infolge der geographischen Lage konnte die deutsche Kolonisation an Böhmen nicht gut vorbeigehen.

Aber auch die böhmischen Landesherrn und Großgrundbesitzer wollten jene Bewegung in ihren Dienst gestellt sehen. An den Grenzen des Königreiches weiteten sich bis in diese Zeit hinein immer noch schier endlose Wälder von unwirtlichem Aussehen, die Bären, Wölfe und anderem wilden Getier eine wenig gestörte Heimstätte boten. Diese Waldreviere waren infolge ihrer Höhenlage die rauheren und weniger ertragreichen Landestteile; eben deswegen hatte sie der slawische Siedler im großen und ganzen gemieden. Ihm hatte das klimatisch besser bestellte und fruchtbare Landesinnere genug Spielraum geboten, wo er mit dem leichten Haken das fürs Leben Notwendige dem Boden abzugewinnen vermochte.

Run rückte der rodegewandte deutsche Bauer, vom König und den anderen Großgrundbesitzern eingeladen, dem Waldbande mit aller Energie zu Leibe. Wollen wir einerseits seine Arbeitsleistung ermessen, andererseits uns ein Bild von der Wildlandschaft machen, an die er herantrat, dann brauchen wir nur die Ortsnamen ein wenig zusammenzuhalten und sprechen zu lassen. Unzählige Ortsbezeichnungen in Südböhmen, mit dem Elemente „schlag“ gebildet, oder in Westböhmen die so häufig auf „reut“ und „grün“ endigenden Ortsnamen, sie alle künden von der Mühe und Plage, die unsere Ahnvordern auf sich nehmen mußten, bevor das wirre Wildland in menschen-nährndes Kulturland umgewandelt war. So erwuchsen im 13. und

14. Jahrhundert in den gebirgigen Grenzregionen des Landes die deutschen Dorfschaften in immer größerer Zahl. Man hat sie für diesen Zeitraum abzuzählen versucht und ist hierbei weit über 700 hinausgekommen. Da aber die Urkunden nicht alle neuen Dörfer namhaft machen, so muß jene Zahl, wollen wir der Wirklichkeit nahekommen, noch viel höher angesehen werden. Und das muß noch betont werden: diesen Boden hatte vor dem deutschen Kolonisten kein anderer betreut; der Deutsche erscheint in diesen Gauen als erster Siedler. Das große Werk aber, das die Altvordern im 13. und 14. Jahrhundert in den Grenzbezirken begannen, das haben die Nachfahren weitergeführt und in den folgenden Jahrhunderten treu behütet. Wenn daher die Zeit irgendwelche Besitztitel zu schaffen und zu erhärten vermag, dann muß es hier der Fall sein — bei der deutschböhmischem Heimaterde.

Die Ansiedlung geschah auf Grund fester Verträge und nach deutschem Recht. Nur unter dieser Voraussetzung waren die Kolonisten gewillt, an das schwere Werk der Urbarmachung heranzutreten. Gleich bei der Überlassung des Bodens zahlte der neue Siedler sein Einkaufsgeld, die sogenannte Anleit, und weiterhin entrichtete er alljährlich einen mäßigen Zins, sei es in Geld oder in Naturalien oder auch in beidem. Selten nur wurden ~~von deutschen~~ Kolonisten bestimmte persönliche Dienste gefordert. Diese Abgaben waren es, die den König und die anderen Großgrundbesitzer, d. s. Adelige, Klöster und Kirchen, bewogen, ihren Besitz zu zerschlagen und Grund und Boden an die neuen Siedler abzulassen. Die Landesherrn, die gerade zu Beginn des 13. Jahrhunderts in den dauernden Besitz der Königswürde kamen, hofften, auf diese Weise die Mittel zu erlangen, um sich glanzvoller geben zu können, als es bisher die Herzöge vermocht hatten.

Wenn die Kolonisten den Grund und Boden auch nicht zum vollen Eigentum empfangen, so hatten sie doch auf Grund des „deutschen“ oder „emphyteutischen Rechtes“ die Möglichkeit, ihren Besitz zu verkaufen oder frei zu vererben, wie auch sonst dieser neuen Bauernschaft persönliche Freiheit eigen war. Die Dorfgenossen zusammen bildeten eine autonome Bauerngemeinde, die sich ihr Oberhaupt, den Richter oder Schulzen, und die Schöffen frei erwählen durfte. Diese Männer ordneten die verschiedenen Gemeindeangelegenheiten und sprachen in leichteren Fällen auch Recht. Schwerere Fälle gehörten vor den Grundherrn oder auch vor das Gericht der nächst-

gelegenen Stadt. Ab und zu war das Schulzenamt in bestimmten Familien erblich. Es waren dies die Familien jener Männer, die seinerzeit die Heranbringung der neuen Siedler besorgt, bei der Abgrenzung der Dorfmark und bei Zuweisung der Hoffstätten in entscheidender Weise mitgewirkt hatten, Männer für welche in den Urkunden die Bezeichnung „Lolatoren“ üblich ist. Für diese besondere Mühewaltung gewährte der Grundherr außer dem erblichen Schulzenamt öfter noch etliche zinsfreie Hufen, das ausschließliche Schank- und Mühlenrecht u. a. m. So erwuchsen die neuen freien Bauerngemeinden. Den slawischen Bauern gegenübergestellt, war ihre Lage eine weitaus günstigere; denn diese waren unfrei und meist zu unbegrenzten Leistungen verhalten. Sie konnten überdies jederzeit von Haus und Hof gewiesen werden. Da ist es nur zu begreiflich, wenn die slawische Bauernschaft eine ähnlich günstige Stellung erstrebte, wie sie die deutschen Siedler innehatten. Die Grundherrschaften sind denn auch in vielen Fällen auf ihr Begehren eingegangen und haben durch Umkolonisation und Neuvermessungen slawische Dorfschaften nach deutschem Rechte ausgesetzt. So hat schließlich die deutsche bäuerliche Kolonisation auch auf die gedrückte slawische Bauernschaft im wohlthätigstem Sinne zurückgewirkt.

Die Deutschen sind aber nicht bloß die Begründer eines freien Bauernstandes, sie sind auch die Schöpfer des böhmischen Städtewesens.

Zunächst und ganz unzweifelhaft in dem Sinne, daß sie das ins Land gebracht haben, was den Kern alles städtischen Wesens ausmachte: die städtische Autonomie, d. h. das Recht, durch freigewählte Organe die Verwaltung und Gerichtsbarkeit auszuüben. Größere Siedlungen hat es wohl vor dem 13. Jahrhundert bereits gegeben, in denen Handel und Gewerbe wichtige Wirtschaftszweige geworden waren, aber die Bewohner dieser Niederlassungen unterstanden, ebenso wie die bäuerliche Bevölkerung des Flachlandes, der Amtsgewalt der landesherrlichen Beamten. Sollte die Siedlung zur Stadt werden, dann mußte sie aus diesem alten Hörigkeits- und Abhängigkeitsverhältnis herausgehoben werden. Der Anstoß hierzu ging von den Deutschen aus. — Durch Wahl bestellte sich die freie Bürgerschaft den Stadtrichter und die Geschworenen oder Schöffen. Verwaltungsgeschäfte und Rechtsprechung wurden anfänglich von ein und demselben Kollegium besorgt. Späterhin trat meist — im Bereich des Magdeburger Rechtes war es von Anfang an der Fall — eine Trennung ein

namhaft gemacht, und es ist noch kein Grund vorhanden, diesem großen Premysliden den Beinamen des Städtegründers abzuerkennen.

Die bürgerliche Bevölkerung, die zur Auffüllung dieser Neustädte notwendig war, floß zweifellos zum Teile aus den im Lande vorhandenen Volkskräften zu, zum Teile — und dieser war höchst wahrscheinlich der größere — kam sie von außen, aus dem „Reiche“. So wird es verständlich, daß auch jene Städte, die im Innern des Landes erwachsen und die heutzutage rein tschechisch sind, in jener Frühzeit meist gut deutsche Siedlungen waren. Wir besitzen z. B. ein Verzeichnis der steuerzahlenden Bürgerschaft der Gründungsstadt Chrudym noch aus vorhusitischer Zeit, und da begegnen wir einer erdrückenden Menge schönster deutscher Familiennamen. Ähnliches gilt von der Stadt Pilgram, die den Prager Erzbischöfen untertänig war. Man darf in dieser Zeit, da sich die Familiennamen erst herausbildeten und feste Formen gewannen, aus der Namensform bezüglich der nationalen Zugehörigkeit des Trägers eher einen Schluß ziehen als heutzutage, nachdem im nationalen Bilde des Landes mehrfache Verschiebungen und Überschiebungen vor sich gegangen sind. Aber die nationale Zusammensetzung jeder einzelnen Stadt Auskunft zu geben, ist infolge der geringen Zahl der Quellen, die die husitischen Verheerungen überstanden haben, nicht möglich. Doch soviel läßt sich im ganzen sagen: wenn in einer Gruppe von Städten alle Bürger deutsch waren oder ihre Zahl weitaus überwog, so bildeten die Deutschen in anderen Städten lediglich die führende Oberschicht, die wohl auch das Stadtre Regiment in Händen hatte. Und sicherlich gab es auch Siedlungen, in denen die tschechische Bevölkerung durchaus vorherrschte und alle Führung hatte. Solches müssen wir wohl annehmen, wenn die Stadt Chotebor ihre Eingaben an den Oberhof Jglau in tschechischer Sprache abfaßte oder wenn man der älteren Stadt Deutschbrod die jüngere als Böhm.-Brod gegenüberstellte.

Wir können zusammenfassend sagen: Allen Städten des Landes gemeinsam war die deutsche Stadtverfassung und den meisten deutscher Geist, deutsches Wesen und deutsche Sprache. Das bezeugt uns die viel angeführte Nachricht, die Peter v. Zittau, Abt des Klosters Königsaal, zum Jahre 1334 hinterlassen hat; wir dürfen sie füglich schon hierher setzen. Er sagt, „daß dormalen in fast allen Städten des Königreiches und am Hofe der Gebrauch der deutschen Sprache üblicher sei als der der tschechischen.“ Hierzu stimmt, was ein anderer Chronist, Benesch v. Weitmühl, überliefert: daß in Prag und in den

anderen Städten des Landes jedermann seine Kinder deutsch lernen lasse.

Aus welchen Teilen des Reiches aber sollen die bäuerlichen und bürgerlichen Kolonisten gekommen sein? Im allgemeinen dürfen wir sagen, aus jenen Gebieten, die unmittelbar an Böhmen angrenzten. Also im südlichen und südwestlichen Böhmen stammen sie aus Österreich und Bayern, im westlichen aus der Oberpfalz und Franken, im Erzgebirge und Egertal aus Sachsen und Meißen und im Zuge der Sudeten aus Schlesien. So erklärt es sich, daß wir jeweils dies- und jenseits der Landesgrenze dieselbe Mundart hören, daß gewisse Bildungen und Gruppen von Ortsnamen auf böhmischen Boden übergreifen (z. B. im Süden die auf „schlag“ und „stift“, im Westen die auf „teut“ und „grün“ ausgehenden) und daß es in Hausbau, Hofanlage, Dorfform, Sitte und Brauch haben und drüben mancherlei Übereinstimmendes gibt. Es sind eben Stammesteile mit allem, was ihnen in der Heimat lieb und wert gewesen, über die Grenze gegangen und von verschiedener Richtung her gegen das Landesinnere vorgerückt. In den verkehrreichen Städten freilich sind auch Zuzügler aus weiterer Ferne und aus verschiedenen Gegenden eingetroffen. In Prag, dessen allmählicher Werdeprozeß zur Stadt mit der alten deutschen *Kaufmannsbesiedlung* ^{gerade} *Prag* aufs innigste zusammenhängt, war die deutsche Bevölkerung am buntesten zusammengesetzt, eine Erscheinung, die bei einem so wichtigen Handels- und Markttort, der im 14. Jahrhundert auch noch zum politischen Mittelpunkt des Deutschen Reiches emporstieg, nicht sonderlich wundernehmen kann. Für die Zeit von 1340—1393 sind hier Familien nachweisbar aus: Regensburg, Passau, Fürth, Nürnberg, Würzburg, Bamberg, Ansbach, Bayreuth, Forchheim, Schweinfurt, Freisingen, München, Augsburg, Konstanz, Basel, Mühlheim, Straßburg, Frankfurt am Main, Speier, Mainz, Koblenz, Köln, Aachen u. a.

Häufiger als beim Bürgerstand finden wir Angaben über die Herkunft bei dem Adel des Landes. Eine kurze Umschau schon führt hier zu dem Ergebnis, daß ein großer Teil in der Kolonisationsperiode aus dem Auslande eingezogen ist, so etwa die von Seeberg, Dohna, Biberstein, Schönburg, Plauen, Klingenberg, Schirnding und Schwarzenberg, letztere allerdings erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts aus der Maingegend. Besonders lehrreich ist das Beispiel, das in dieser Hinsicht das Egertal gibt. Es erscheint frühzeitig von einem zahlreichen Adel durchsetzt, der aus der anschließenden Oberpfalz

und aus dem Frankenlande ins Ländchen vorgerückt war, um dann von hier, vielfach im Dienste der böhmischen Landesherren, etwa als Burg- oder Kreishauptleute, ihren Weg ins eigentliche Böhmerland zu nehmen.

Zusammenfassend möchten wir über die bedeutsamen Wandlungen und Wirkungen der deutschen Kolonisation in Böhmen sagen: Sie drückt sich zunächst einmal rein äußerlich im Landschaftsbild aus. Der schier endlose Wald in den Grenzregionen ist auf die Höhen zurückgewichen, und herabsteigt, der Ebene zu, eine neue, frische Siedlungszone, die erfüllt ist von zahlreichen Dörfern und Weilern, an die sich das der Waldwildnis abgerungene Feld- und Wiesenland schmiegt, und die geziert ist von stolz ragenden Burgen und mauerungsgürteten Städten. Böhmerwald und Erzgebirge haben aufgehört, die Ostgrenze des deutschen Sprachlandes zu sein; denn auch im böhmischen Kessel ist geschlossenes deutsches Volksgebiet erwachsen. Hüben und drüben ertlingt die deutsche Junge, lebt man gleichen Sitten und gleichem Brauch. Die Zahl der deutschen Pioniere, die schon seit alters auf böhmischem Boden tätig gewesen, ist nunmehr wesentlich vermehrt. Deutschböhmen ist entstanden und zwar auf so festem Grunde, daß wohl www.nesengebirge.de Schmälerung und Erschütterung, doch niemals mehr Vernichtung möglich war. Jetzt erst ist der Anschluß Böhmens an die christlich-germanische Kultur zur vollen Tatsache geworden. In zwei Formen hat sich die kolonisatorische Bewegung ausgewirkt: als ländlich-bäuerliche und als städtisch-bürgerliche. War das Betätigungsfeld der ersteren vorwiegend das Grenzgebiet, so daß der zweiten das ganze Land. Und überall, wo das Deutschtum Raum gewann, erwies es sich als wertvolle Triebkraft, neue Formen und neues Leben erzeugend — ein Leben größerer Freiheit. Und diese ward auch dem zweiten Stamm zum Heile.

Nicht als gleichberechtigte Untertanen leben die Deutschen in jener Zeit in böhmischen Landen, nein, als bevorrechtete. Das Königtum, das in den rührig schaffenden Bürgern eine starke Stütze gegen den oft zur Anmaßung neigenden Adel gewann, weiß diese Stütze sehr wohl zu schätzen, und eigene Privilegien sprechen von der besonderen Huld und Gnade, deren sich die Deutschen in Böhmen damals erfreuten. Wer immer aber, aller geschichtlichen Wahrheit zum Hohn, hier von Eindringlingen sprechen wollte, der müßte doch erst einmal die Ungereimtheit erklären und zeigen, daß man irgendwo auf der Welt Eindringlinge mit besonderen Gnadenbriefen begabt hätte.

Anna Blascheks Aufbruch

Eines frühen Morgens im Juli, als es noch dämmerig war, wurde ich von einem harten Pochen geweckt; erschrocken fuhr ich aus dem Schlaf hoch und hörte meine Mutter sagen: „Jetzt holen sie uns.“ Sofort war ich hellwach, sprang aus dem Bett und schlüpfte in die Kleider, während andauernd jemand gegen die Haustür schlug und eine rauhe Männerstimme immer denselben kurzen, aber unverständlichen Satz rief. Er klang beinahe so wie ein anderer, den Anna Blaschek gesprochen und beharrlich wiederholt hatte: „Hier bringt mich keiner weg!“

Einen Augenblick lang sah ich sie in meiner Erinnerung wieder im Flur stehen, einen halben Schritt vor dem Oberlehrer: eine hagere, vom Alter schon etwas gekrümmte Frau; auf ihren Wangen standen rote Flecken wie jedesmal, wenn sie aufgeregt war, und ich wußte, was ihr Oberlehrer Gall vorgeschlagen hatte: ihren Dienst, dem sie nicht mehr gewachsen war, endlich aufzugeben und einer anderen Frau zu überlassen, einer jüngeren, tüchtigeren, vor allem einer, die nicht an Altersstar litt und deshalb Schmutz und Staub besser sah. Denn der Oberlehrer liebte die Sauberkeit über alles: unter den Bänken durfte kein Papierfetzchen liegen, auf den schwarzen Wandtafeln mußten selbst die geringsten Kreideschlieren wegewischt sein, und keine Tintenspritzer durften die Pulte besudeln. Deshalb war er seit langem unzufrieden mit der Schuldienerin, auch wenn sie pünktlich zu Beginn und Ende jeder Stunde im Flur die Schulglocke läutete, wenn sie die alten Fußböden wischte und einölte, daß Holzsplitter in ihre Fingerkuppen fuhren, die später eiterten, und wenn sie auch im Winter früh aufstand, um die Öfen in den Klassen anzuheizen.

Das Hämmern an der Vordertür hatte sich noch verstärkt, die Rufe waren ungeduldi-

ger geworden, klangen zornig, und ich stürmte in den Hausflur, um den Fremden aufzuschließen. Es waren zwei Männer; einer von ihnen trug eine Art Uniform, hatte auch ein Gewehr schief geschultert, während der andere mit einem grauen, schlecht sitzenden Anzug bekleidet war. Sie sahen mich wütend an, riefen etwas, sicher ein Schimpfwort, aber ich verstand es nicht. Der Zivilist hielt mir einen Zettel hin, worauf ich nur zwei handschriftlich eingetragene Wörter entzifferte: Anna Blaschek.

Eingeschrüchert deutete ich auf die Tür neben dem Eingang, klopfte und hörte die Stimme der Schuldienerin. „Gleich!“ rief sie, und ich glaubte herauszuhören, wie aufgeregt die alte Frau war, „ich komme gleich.“

Inzwischen war auch meine Mutter im Hausflur erschienen, redete mit den beiden Männern, von denen der ältere kurze Antworten gab, die wie ein Gebell klangen, und ich ärgerte mich, daß ich, von einigen Redewendungen und Kraftausdrücken abgesehen, nichts von der fremden Sprache verstand.

„Sie sollen in einer halben Stunde gepackt haben“, sagte Mutter zur Schuldienerin, als sie die Tür öffnete, „wir können noch bleiben.“ „Warum denn ich?“ fragte Anna Blaschek und blickte mit ihren trüben Augen an uns vorbei in die Tiefe des Flurs, „ich gehöre doch hierher.“ Aber sie erwartete keine Antwort.

In ihrem Zimmer hörte man einen Vogel kreischen, den Wellensittich, der von der Unruhe aufgeschreckt worden war. Meine Mutter bot der Schuldienerin ihre Hilfe an, während die beiden Fremden mißgelaunt davons stolperten, vermutlich um noch anderen Leuten in unserem Dorf dieselbe Nachricht zu überbringen.

Ich hörte, wie meine Mutter der alten Schuldienerin erneut anbot, ihr beim Pak-

ken zu helfen. Anna Blaschek stand mit wirrem Haar auf der Schwelle ihres Zimmers; sie starrte ins Leere, und mir schien, als habe sie meine Mutter überhaupt nicht verstanden.

Wie lange mochte sie in diesem schmalen Zimmer gelebt haben? Wahrscheinlich seit ihrer Jugend, seit vierzig oder fünfzig Jahren. Für mich gehörte sie ebenso zur Schule wie die Kachelöfen oder der Geruch von Fußbodenöl in den Klassenräumen, genauso wie die niedrigen und finsternen Kellergewölbe, und als sie einmal gegenüber meiner Mutter den Satz ausgesprochen hatte: „Keiner bringt mich hier weg, der Oberlehrer schon gar nicht“, war ich auf den abwegigen Gedanken verfallen, man werde die Schuldienerin, wenn sie eines Tages starb, nicht auf dem Friedhof begraben, sondern im hintersten Kellergang unter dem gestampften Lehm.

Meine Mutter fragte Anna Blaschek eindringlicher als zuvor, ob sie ihre Sachen schon gepackt habe, und die alte Frau schüttelte geistesabwesend den Kopf, wobei sie über ihr dünnes graues Haar strich. „Wenn ich wenigstens mit meinem Bruder zusammenbleiben könnte, mit ihm und seiner Frau“, hörte ich sie sagen, „ich kenne mich doch woanders nicht aus mit meinen schlechten Augen.“

Ich erschrak. Denn nie hatte sie vorher offen zugegeben, daß ihre Augen erkrankt waren, nicht einmal gegenüber meiner Mutter, die ihr mit der Pinzette Holzsplitter aus Fingern und Handballen hatte ziehen müssen.

„Die beiden kommen bald zurück“, sagte Mutter, „dann muß alles gepackt sein. Haben Sie denn einen Koffer?“

Mutter merkte selbst, wie unsinnig die Frage war; denn statt eine Antwort der immer noch verstörten Frau abzuwarten, eilte sie in unsere Wohnung und kam gleich darauf mit dem verbeulten Pappkoffer zurück, der seit langem unbenutzt auf dem Schlafzimmerschrank gelegen hatte.

„Was wollen Sie denn mitnehmen, Frau Blaschek?“ fragte Mutter und betrat das Zimmer, gefolgt von der Schuldienerin, während ich im Türrahmen stehen blieb. Zögernd öffnete die alte Frau den Schrank, und von der Schwelle aus sah ich, wie arm Anna Blaschek war.

„Packen Sie nur, Frau Lehrer“, sagte sie endlich, „auch etwas für den Winter. Wer weiß, wann wir alle wieder heimkommen.“

Und Mutter holte den altmodischen schwarzen Wintermantel aus dem Schrank, zwei oder drei Kleider, auch etwas Bettwäsche aus dem Seitenfach; dann rollte sie das zerwühlte Bett mit dem Kopfkissen zusammen, wickelte es in eine Decke und schnürte daraus ein handliches Bündel. Anna Blaschek nahm mit zitternden Händen ein kleines, ovales Bild von der Wand; es war verblaßt, an den Rändern schon stockfleckig, und zeigte ein Paar in mittleren Jahren, das den Betrachter ernst und verschlossen anblickte, wahrscheinlich die längst gestorbenen Eltern der Schuldienerin.

Neben dem Fenster hing, noch zugedeckt, der Vogelbauer mit Bubi, dem Wellensittich. Die alte Frau zog das schwarze Tuch herunter, und der Vogel hüpfte aufgeregt im Käfig umher, versuchte einen Triller, doch brach er, vielleicht durch die Anwesenheit von zwei fremden Personen beunruhigt, ab und flatterte gegen die Gitterstäbe.

„Und was soll aus Bubi werden?“ fragte die Schuldienerin. Sie blickte besorgt auf den Vogel, der von ihrer Aufregung angesteckt schien.

„Wir können ihn zu uns nehmen“, sagte ich mit einem Seitenblick zu Mutter.

„Und wenn ihr auch fort müßt?“ fragte Anna Blaschek, während sie vor den runden Wandspiegel trat, um sich zu kämmen.

„Dann wird sich ein anderer finden, der für ihn sorgt“, erwiderte ich nach einigem Zögern.

Die Schuldienerin sah bekümmert aus, und ich spürte, meine Antwort hatte sie nicht überzeugt. Kaum daß sie sich gekümmert hatte, stieß sie einen Flügel des Fensters auf und öffnete das Drahttürchen des Vogelbauers. Ich wollte sie daran hindern; aber Mutter gab mir ein Zeichen, so daß ich nicht einzugreifen wagte. Bubi steckte den Kopf aus dem Käfig, flatterte heraus auf das Fensterbrett, stieß einen langen Triller aus und schwirrte hinüber zum Kirschbaum. „Er muß sich allein kümmern“, sagte Anna Blaschek und fuhr sich rasch übers Gesicht. „Vielleicht fängt ihn jemand ein.“ Draußen hörte ich einen Lastwagen heranrattern und quiet-schend bremsen. Ich trat ans Fenster, schloß es geräuschvoll, während meine Mutter den Koffer zuklappte. Wir hörten auf dem Plattenweg Stiefelritte näherkommen: die Männer waren zurückgekehrt, um die Schuldienerin abzuholen. „Trag du den Koffer!“ befahl mir Mutter. Die Schuldienerin griff hastig nach dem braunen Riechfläschchen auf dem Regal und ließ das Fläschchen in eine Wolke Riech-gebläse gleiten. Bevor sie in den Flur hinaustrat, schlug sie das Kreuzzeichen. Wir begleiteten sie bis zum Lastwagen, Mutter mit dem Bündel des Bettzeugs, ich mit dem verkratzten Pappkoffer, der mir viel zu leicht erschien.

Während wir zu dritt an den fremden Männern vorbeigingen, die Blicke auf das staubige Pflaster gesenkt, fiel mir unvermittelt ein, wie einer der italienischen Soldaten, die im vergangenen Jahr für einige Wochen in der Schule untergebracht gewesen waren, ein kraushaariger junger Mann, der etwas Deutsch sprach, die Schuldienerin dazu überredet hatte, auf ihrem Herd etwas kochen zu dürfen. Er hatte, mehr aus Übermut als im Ernst, Anna Blaschek zu sich eingeladen, nach Ancona, wenn der Krieg erst vorüber sei; doch die alte Frau hatte mit einem trüben Lächeln abgewinkt und gesagt: „Wohin soll ich schon reisen? Ich gehöre in diese

Schule, und nichts bringt mich weg von hier?“

Der Lastwagen, dessen rückwärtige Wand heruntergelassen war, stieß eine Wolke von bläulichen Abgasen aus. Wir halfen der Schuldienerin hinauf, während ein älterer Mann, den ich nicht kannte, ihr die Hand reichte. Kaum daß wir das Gepäck auf der Tragfläche abgestellt hatten, wurde die Rückwand von dem Uniformierten hochgeklappt und mit Bolzen befestigt. Die Schuldienerin saß neben einer Frau mit drei weinenden Kindern, den Kopf auf beide Hände gestützt. Mutter rief ihr einen Gruß zu, aber Anna Blaschek schien nichts wahrzunehmen. Der Lastwagen ruckte an, fuhr schnell davon und wirbelte eine graue Staubfahne auf, die lange in der Luft wehte.

Als wir, noch immer wortlos, in die Schule zurückkehrten, bemerkte ich, daß die beiden Fremden die Zimmertür neben dem Eingang mit einem Klebestreifen verschlossen hatten. In der Ecke des Flurs lag eine von Anna Blascheks schwarzen Blusen. Wie war sie dorthin geraten? Vielleicht hatte sie einer der beiden Fremden auf den Dielen des Zimmers liegen sehen und sie übermütig mit dem Fuß auf den Flur geschleudert. Ich hob sie auf, wußte nicht, was ich damit anfangen sollte, und trat vor die Haustür, um mich nach dem Wellensittich umzusehen, in der Hoffnung, ihn heranlocken und einfangen zu können. Er saß aber weder auf dem Weichselkirschbaum noch auf den Sträuchern und Hecken. Mein Blick glitt zur Spitze des Fahnenmastes hinauf und entdeckte ihn auch dort nicht.

Da kam mir ein absonderlicher Einfall, weswegen Mutter mich später ausschimpfen sollte. Ich knotete die Bluse mit den beiden Ärmeln am Drahtseil der Fahnenstange fest und zog sie langsam auf halbe Höhe, wo sie im Morgenwind flatterte. Ich dachte daran, daß die Schuldienerin in ihrem Leben die unterschiedlichsten Fahnen gehißt haben mußte: in jungen Jahren

zu Kaisers Geburtstag noch die österreichische, später an Staatsfeiertagen die tschechische und mit beinahe dem gleichen Widerwillen zuletzt die Hakenkreuzfahne zu Hitlers Geburtstag.

Ich kehrte in den Flur zurück, wo sich nach der Aufregung der vergangenen Stunde eine beklemmende Stille ausgebreitet hatte. In der Nische neben dem Treppenhaus hing die Messingglocke. Anna Blaschek würde sie nie wieder läuten,

Herta Huber

Der alte Bauer

Es liegt jetzt gut 45 Jahre zurück, seit der alte Ödhofbauer einen Zettel in seinen Händen hielt, der ihm die Heimat zu verlassen bedeutete. Die damaligen Anordnungen, die ihn aus seinem vertrauten Lebenskreis wiesen, hatten sich für alle Zeit fest in seinem Gedächtnis eingenistet:

„Sie sind zum Transfer in die amerikanische Okkupationszone nach Deutschland bestimmt worden“, so stand da zu lesen, und: „Sie werden am 21.4.46 um 10 Uhr in die Sammelstelle in R. abtransportiert.“ Sammelstelle und abtransportiert, wie fremd klingen diese Worte heute im menschlichen Bereich. Wie giftige Reptilien wanden sich die Sätze auf ihn zu:

„Es wird dringend darauf hingewiesen, daß nichts von Ihrem Eigentum verkauft, verschenkt, geborgt oder sonstwie veräußert werden darf. Besonders wird auf das vorgeschriebene Gewicht von 30 kg aufmerksam gemacht.“

Was müssen diese Worte für Gewalt gehabt haben, daß sie sich ihm jetzt – nach so langer Zeit – aufdrängten:

„Wer mehr als vorgeschriebenes Gewicht haben wird, dem werden die Sachen abgenommen.“

„Die Wohnung haben Sie in vollkommener Ordnung zu verlassen.“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß jedwede Beschädigung, Vernichtung u.ä.

soviel war sicher. Ich hatte Lust, nach der Lederschleufe zu fassen und fest daran zu ziehen, daß der Klöppel tanzte und die Stille scheppernd zerriß. Doch unterließ ich es, weil ich wußte, daß meine Mutter sofort aus der Tür treten und mich zu rechtweisen würde.

Bedrückt kehrte ich in unsere Küche zurück, wo Mutter am gekachelten Herd stand, um den Malzkaffee für das Frühstück aufzubrühen.

des Eigentums und der Einrichtung des Haushalts sogar mit dem Tode bestraft würde.“

Das Lichtgeld mußte bis zum letzten Tag vor dem odsun, dem Abschub, wie sie es nannten, bezahlt sein. Ja, sie dachten an alles.

Der alte Mann stapfte mühsam den Hügel hinauf.

Er wußte noch genau, wie ihm zumute war, als ihm befohlen wurde, sein Dasein zu ändern. Er dachte an die Tiere: zwei Katzen hatten sie am Hof, einen Hund, Schweine, Kälber, Kühe, sieben Stück, auch ein Pferd. Am schwersten war der Abschied von den Tieren. Er erinnert sich. Die Katze hüpfte ihm auf die Knie, als er kurz vor dem „Abtransport“ noch eine Weile auf der Ofenbank saß. Der Hund rannte im Hof herum.

Man soll freilich Mensch und Tier nicht zusammenrechnen, aber hatten seinerzeit nicht auch die Tiere ihren Kummer zu tragen, als sie ihre gewohnten Menschen verloren? Die Katzen und Hunde, die tage- und wochenlang suchten, ums versperrte Haus schlichen, vom Fensterbrett aus in die heimische und nun verschlossene Stube hineinschauten? Wenn er an seine Tiere dachte, kamen dem alten Bauern immer noch die Tränen. Unter solcherlei Gedanken hatte er die Anhöhe erreicht, auf dem

der Turm stand, der schon seit Jahren seine Sehnsucht war.

Er blickte an ihm hinauf. Von dort oben also kann man weit in die Heimat hineinschauen.

Seine Kinder hatten das alles schon erlebt. Auch die Enkelkinder. Für die Jungen war vieles etwas leichter. Sie fuhren sogar in die Heimat, seit es erlaubt war. Sollten sie nur. Er war froh darüber. Doch ihm war das nicht möglich. Er war gewiß kein Feigling, sein Leben hatte ihn oft genug herausgefordert, das zu beweisen. Aber in die verlorene Heimat fahren konnte er nicht.

Sie haben ihm alles genau beschrieben. Der Hof ist verfallen, es stehen nur noch einige Grundmauernreste; der Garten ist jetzt verwildert. Ja, wie man ihm sagte, ist nicht recht mehr zu erkennen, wo er anfang und wo er aufhörte. Er würde das schon noch wissen. Sein Eigentum würde er erkennen, selbst wenn der nahegelegene Wald in der langen Zeit die Wanderung auf seinen Grund und Boden mit Stauden, angeflogenen Birkenbäumchen und Erlen angetreten hat.

Aber hinfahren kann er nicht. Immer wenn er daran denkt, verläßt ihn der Mut. Die Mutter hätte es auch nicht fertiggebracht. Sie ist schon lange tot, hat dieser Versuchung nie widerstehen müssen. Aber sie wäre nicht gegangen, das weiß er. Reste ihres grünen Kachelofens liegen zerschlagen in der Umgebung des Hauses, Gras wächst schon darüber. Das alles erzählte man ihm. Die Mutter braucht das nimmer zu erfahren, die Mutter hat es gut. Menschen drängten sich um ihn. Eine sanfte Hand führte den Nachdenklichen zum Eingang des Turmes. Andenken, Fotos, ein großes Buch mit vielen, vielen Namen, dann stapften sie die Treppe hinauf. Je höher er kam, oft verschnaufend, desto unruhiger wurde er. Tat er recht? Was wollte er hier? Hat er nicht ein schönes Heim bei seinen Kindern? Hat er nicht in vielen Jahren zu einer inneren Ruhe zurückgefunden, die den Schmerz um die

ALTER MANN IN DER FREMDE

Er geht auf den fremden Wegen
als trüge er schwere Last,
und fühlt sich zu jeder Stunde
als ungebetener Gast.

Nicht fehlt ihm ein Heim noch Liebe,
noch minder sein täglich' Brot,
und doch ist sein bißchen Leben
erfüllt von geheimer Not.

Je mehr ihm der Abend dunkelt,
je öfter steht er und sinnt
und lächelt so traumverloren
und flüstert sacht in den Wind.

Und manchesmal sagt er plötzlich,
er wolle nach Hause gehn,
greift zitternd nach Stock und Mantel
und bleibt wie erschrocken stehn.

Erwachend aus lieben Träumen
vernäht er den wehen Blick,
dann legt er mit müder Geste
stumm Mantel und Stock zurück.

Erna Kibert

verlorene Heimat wie eine schützende Schicht umgab? Dick war diese Schicht freilich nicht, das hatte er oft erfahren; ein Lerchenlied über fremden Feldern konnte sie schon rissig machen. Aber auf diesem Weg hierher, fast zu beschwerlich für seinen alten Körper, konnte da die Kruste nicht zum Springen kommen, ihm seine mühsam aufgebaute Festigkeit zerstören? Er wollte umkehren, doch schämte er sich, auch wollte er die Kinder nicht enttäuschen, sie meinten es gut mit ihm. Als er dann das heimatliche Land, ausgebreitet unter einem weitgespannten Himmel, vor sich liegen sah: die Wälder als dunkle Flächen, in welche die helleren Wiesen eingestreut lagen, das braune Ackerland, die Bäche und fernen Höhen,

da ging eine seltsame Verwandlung in dem alten Manne vor. Angst und Beklemmung fielen von ihm ab. Ein warmes Gefühl durchströmte seinen Körper, und er war glücklich wie schon seit vielen Jahren nicht mehr.

Lange Zeit stand er ganz ruhig, dem neuen Gefühl hingegeben. Und er wußte jetzt, daß ein niedergewalzter Hof und verdorrte Obstbäume ihm keine Angst mehr ma-

chen konnten. Da er darum wußte, würde er den Verfall ertragen können.

Angesichtes der heimatischen Wälder und Fluren rannen ihm die Tränen übers runzlige Gesicht, Schmerz und Glück gleichermaßen ausdrückend, und er fühlte, Heimat war mehr als ein einzelner Hof, so sehr das Herz auch daran hängen mochte; war das ganze Land, das wiederzusehen er sich nun nie mehr fürchten würde.



Rückschau eines Vertriebenen

Ich blicke zurück, nicht nur um zu sagen:
Wie war es doch einst in der Heimat so schön!
Ich blicke zurück, daß aus jenen Tagen
Kraft mir wird zum Weitergehn!

Edgar Schmidhuber

Der Barockmeister Abraham Leuthner

Aus dem Kreis der zahlreichen in Prag wirkenden Barockbaumeister und Architekten, die zunächst aus dem Ausland, vor allem aus Italien, in die böhmische Landeshauptstadt kamen, vermochte sich neben den in der Kirchen- und Profanbaukunst lange Zeit die Führung behauptenden Italienern als einer der ersten deutschen Meister der aus Oberösterreich stammende Abraham Leuthner von Grund (1639–1701) zur Geltung zu bringen. Dieser, Bürger und Maurermeister der königlichen „Neuen Stadt Prag“, war später (1690–97) Portifikationsbaumeister in der Stadt Eger und zuletzt oberster kaiserlicher Bau- und Schatzmeister in Böhmen.

Ab 1669 war er zusammen mit Francesco Caratti und Giovanni Batista de Rossi beim Bau des großen Palastes von Prag, dem imposanten Czerninpalais (jetzt Außenministerium) beschäftigt, das Graf Johann Humprecht Czernin von Chudenitz als Bauherr auf dem Burgberg errichten ließ, und das 1720 vollendet wurde. 1677 veröffentlichte Leuthner in Prag ein für die Unterweisung und Unterrichtung interessierter Kreise bestimmtes theoretisches Werk mit dem Titel: „Grundtliche Darstellung der fünf Seullen“ (Architekturtraktat), das weite Beachtung fand.

1679 finden wir Abraham Leuthner als Baumeister in dem Wallfahrtsort Haindorf im Isergebirge, wo er zufolge Auftrag des Grafen Franz Ferdinand von Gallas um die zwischen 1472 und 1498 erbaute spätgotische Kirche „unserer lieben Frau“ ein „zirkelrundes Bogenwerk“, den Kreuzgang errichtete, welcher auch den alten Friedhof umschloß und dafür bestimmt war, den Pilgern einen Schutz gegen die Unbilden des Wetters zu bieten. Das Bauwerk wurde 1680 vollendet. Die Kirchen- und Klostersgedenkbücher des

Gnadenortes vermerkten den Namen des Prager Maurermeisters mit „Abraham Leitner“, doch besteht nicht der geringste Zweifel daran, daß dieser Leitner mit unserem Leuthner identisch ist, da sein Name in den alten Belegen in verschiedenen Schreibweisen auftaucht.

1682 kam der „Grundt Burger und Maurer Master der Königl. Newen Stadt Prag“ Abraham Leuthner nach Waldsassen (Oberpfalz), wo er als entwerfender Architekt der Klosterkirche und der Klostergebäude der ehem. Zisterzienserabtei St. Johannes Ev. seinen größten Ruhm erlangte. Leuthner, der beim Bau dieser berühmten Basilika und des Klosters bis 1690 auch die Bauleitung innehatte, lernte hier zwei Glieder der bayerischen Baumeisterfamilie Dientzenhofer kennen und schätzen, mit denen er über viele Jahre hinaus freundschaftlich verbunden blieb. Es waren dies die Brüder Georg und Christoph Dientzenhofer.

Christoph Dientzenhofer, der sich später nach Prag wandte, wo er es als führender Architekt der Stadt und des Landes zu großem Ruhm und Ehren brachte, arbeitete damals auf dem Bau in Waldsassen unter Leuthner als Maurermeister. Leuthners Werkmeister auf dem Bau war von 1685–1689 Georg Dientzenhofer, der zur gleichen Zeit die nahegelegene Kapelle (Wallfahrtskirche Hl. Dreifaltigkeit) schuf und 1689 starb. Der Grundstein für die Basilika in Waldsassen war 1685 gelegt worden. Als Leuthner 1690 nach Eger abberufen wurde, übernahm 1691 der Architekt Bernhard Schießer den Bau und führte das Werk bis 1704 zu Ende.

Mit ihrer prächtigen Zweiturmfassade zeigt die Waldsassener Klosterkirche, deren künstlerische Ausschmückung in der Hauptsache der italienische Stukkateur Giov. Batt. Carlone und der Freskenmaler

Jakob Steinfels aus Prag besorgten, überraschende Ähnlichkeiten mit der Wallfahrtsbasilika in Haindorf. Dieser bemerkenswerte Umstand sowie Vergleiche der Haindorfer Kirche mit Kirchenbauten der beiden böhmischen Barockmeister Christoph und Kilian Ignaz Dientzenhofer haben in neuerer Zeit zu der Vermutung geführt, daß nicht, wie allgemein angenommen wird, J.B. Fischer von Erlach die Pläne für die Basilika in Haindorf entworfen hat, sondern Vater oder Sohn Dientzenhofer.

Untermauert wurde diese Ansicht von dem aus Haindorf gebürtigen Kreisbaurat Dr. Ing. Richard Klamt durch eine Reihe interessanter Anmerkungen und Hinweise: daß es gegenwärtig keine Urkunde gebe, aus der der Name des geistigen Schöpfers der Haindorfer Kirche zu ersehen sei, in das die Kunsthistoriker Dreger, Sedlmayer u.a. die Behauptung als überholt betrachten, daß J.B. Fischer von Erlach als Erbauer der Haindorfer Kirche in Frage kommt, daß an dem Baue der Klosterkirche in Waldsassen Christoph Dientzenhofer beteiligt und Leuthner mit diesem befreundet war, daß es wahrscheinlich sei, daß anlässlich der Planverfassung der neuen Haindorfer Kirche die alten Beziehungen der Familie Leuthner zum Grafen Gallas wieder aufgenommen wurden, bzw. durch den inzwischen zu hohem Ansehen gelangten Christoph Dientzenhofer, daß zwischen der Familie Dientzenhofer und Thomas Hafenecker, der den Kirchenbau in Haindorf nach fertigen Plänen ausführte, ebenfalls enge Beziehungen bestanden.

Dies alles und die nicht zu übersehenden auffallenden Ähnlichkeiten der Haindorfer mit der Waldsassener Kirche lassen darauf schließen, daß die Basilika ein Werk der Dientzenhofer ist. Eine Möglichkeit scheint bei diesen Überlegungen aber unberücksichtigt geblieben zu sein, nämlich die, ob nicht Abraham Leuthner selbst als der geniale Planer der Zister-

zienserabteikirche in Waldsassen und deren erster Bauleiter auch als Entwerfer des Grundrißplanes der Haindorfer Klosterkirche in Frage kommen kann. Gewiß, Leuthner ging schon 1701 im Tode ab und erst 1722 wurde die Kirche in Haindorf im Bau begonnen. Er konnte aber die Pläne viel früher geliefert haben.

Aus Jos. Benneschs „Geschichte von Haindorf“ ist bekannt, daß man sich dort bereits nach der 1692 erfolgten Klostergründung mit dem Gedanken trug, eine neue größere Kirche zu bauen, da der Raum des alten Kirchleins die vielen Gläubigen nicht mehr fassen konnte, und das Kirchengebäude überdies schon stark in Verfall geraten war. Das vorhandene Kirchenvermögen reichte damals für diese Aufgabe aber noch nicht aus. Immerhin könnte der Grundrißplan für die neue

Heimat

Und lächeltst du die ganze Welt besessen
und sonnest dich in ihrem schönsten Licht,
du könntest viel Vergangenes vergessen,
jedoch die Heimat nicht.

Wo dich die Mutter auf dem Arm getragen
und dich der Vater führte an der Hand,
wo glücklich du in heinen Rindbrütstagen,
der Ort ist heiliges Land.

Und wohnt in fremder Hütte du geboren,
wo Not und Kargheit oft ein stummer Gast,
du lächeltst, heimatlos, die Welt verloren,
die niles Glück umfaßt.

Denn Heimat ist die Jugend, ist die Liebe,
wocan das Herz mit tausend Saffern hängt,
und wenn sie auch nur nach Grinnung bleibe,
das zarte Wort umfaßt,

doch so viel frohes Schicksal, so viel Freuden,
und so viel Heimverlangen aus ihm spricht,
daß von der Heimat nie du dich konntst scheiden,
bis dir das Auge leidet.

Ihr tiefsten Weifen konntst du erst ermessen,
wenn dich die Fremde hielt in Fron und Pflicht,
du magst aus deinem Leben viel vergessen,
jedoch die Heimat nicht.

Heinrich Wall

Kirche noch zu Lebzeiten des Grafen Franz Ferdinand von Gallas, der 1697 starb, in Auftrag gegeben worden sein, und es scheint nicht ausgeschlossen, daß man sich dabei des Kreuzgangerbauers, der eben gerade durch den Klosterbau in Waldsassen zu Ruhm gelangt war, wieder erinnerte.

Man wird deshalb Abraham Leuthner aus den Kreis der Barockmeister, die als mutmaßliche geistige Schöpfer der Haindorfer Wallfahrtskirche in Frage stehen, nicht ausschließen können, zumal er mit den Verhältnissen dort bestens vertraut war, und Adolf Schicketanz in seiner neuen „Geschichte des Kreises Friedland im Isergebirge“ von 1965 die Meinung ver-

tritt, „daß der Baumeister, der diese Pläne für den hiesigen Kunstbau geschaffen hat, in Haindorf persönlich gewesen ist; denn sonst hätte die Überbauung der alten Kirche nicht so erfolgen können, wie dies geschehen ist, ferner konnte der gesamte Bau nicht seine Nord-Süd-Achse erhalten, die ermöglichte, daß über den beiden schlanken Türmen das imposante Naturwunder des Nußsteins zu einem einheitlichen Bild hätte verschmolzen werden können.“

Während seines Wirkens in Eger baute Leuthner u.a. die Dominikanerkirche und das Kloster des Ordens in der Steingasse um. In der Stadt Elbogen erbaute Leuthner das frühbarocke Rathaus.

Gertrud Beitlich-Dörfler

Das Mißverständnis

Meine Großmutter stammte aus einem kleinen Dorf an der Grenze, Urgroßvater betrieb dort nebst einer Mühle auch eine Landwirtschaft, und obwohl ich nie in jene Gegend gekommen bin, meine ich doch genau zu wissen, wie es dort aussah, denn Großmutter konnte recht anschaulich und treffend erzählen. Gab sie, während sie strickend oder Strümpfe stopfend da-
saß, wieder eine ihrer Geschichten zum besten, dann holte ich flugs einen Schemel und ließ mich aufmerksam lauschend zu ihren Füßen nieder. Während sie von ihrer Kindheit und Jugend berichtete, vernahm ich das Rauschen des Mühlbaches und das ständige Klippklapp der Mühle, ich sah Urgroßvater in der Mahlstube hantieren und Lorenz, den Gesellen, beim Verladen der schweren Säcke, und ich machte mir auch ein bestimmtes Bild von meiner Urgroßmutter, die, da sie kränkelte, früh verstarb, und ich kannte auch die beiden Mäde Tine und Resi, ja, sogar den Kater namens Pusch, der, war er nicht gerade auf Mäusefang, zwischen den Blumenstöcken

auf der Fensterbank saß und schläfrig in die Sonne blinzelte.

Einige der Geschichten, die Großmutter erzählte, habe ich vergessen oder erinnere mich ihrer nur bruchstückhaft; eine aber, eine besonders heitere, habe ich mir aufs Wort gemerkt und erzähle sie hie und da weiter.

In dieser Geschichte spielen die beiden Dienstmäde Resi und Tine eine besondere Rolle. Die Resi hatte eines Sonntags auf dem Tanzboden einen Fremden kennengelernt, einen gutaussehenden Städter, der vorgab, in Prag ein Uhrengeschäft zu besitzen. So geschneigelt und gebügelt, wie der Fremde gekleidet war, hat die Resi es ihm auch geglaubt und den Ring bewundert, der an seiner Hand glänzte und funkelte. Daß der Ring aus Trompetenblech war und der Stein aus Glas, hat sich erst herausgestellt, als der Fremde, der sich Ferdinand nannte, eben diesen Ring der Resi zur Verlobung schenkte und danach spurlos mit ihrem Sparbuch verschwand. Urgroßvater, der sich für seine

Dienstboten sehr einsetzte, hat lange nach diesem angeblichen Uhrenhändler Ferdinand fahnden lassen, in Prag und auch anderwärts, doch ohne Erfolg.

Resi indessen, weil mit Haut und Haaren diesem Halunken verfallen, hat mehr um ihn als um den Verlust ihrer Ersparnisse getrauert; wochenlang, monatelang. Endlich schien sie doch anderen Sinnes geworden zu sein, sie begann wieder mitzuträrlern, wenn Tine, die zweite Magd, bei der Arbeit sang, worauf jedermann im Haus aufatmete, war es doch recht bedrückend gewesen, Resi ständig mit rotverweinten Augen herumlaufen zu sehen.

Zu jener Zeit ging meine Großmutter, damals noch ein kleines Mädchen und von allen nur „das Gabrielchen“ genannt, mit Tine in die Kammer, welche die beiden Mägde gemeinsam bewohnten, denn Tine hatte dem Gabrielchen ein buntes Heiligenbildchen versprochen, wovon sie eine ganze Menge in ihrem Gebetbuch aufbewahrte. Als sie eintraten, fanden sie zu ihrem Leidwesen die Resi erneut in Tränen aufgelöst. „Du liebe Einfalt!“ rief Tine unwirsch, „ich möchte bloß wissen, warum du schon wieder heulst!“, denn sie war es nachgerade leid, mit dieser Heulsuse die Kammer teilen zu müssen. Resi antwortete unter heftigem Schluchzen etwas wie: „...doch so gern gehabt und plötzlich weg...“, trauerte also, wie Tine meinte, erneut um den verschwundenen Ferdinand.

„Nimm dir doch den Verlust nicht gar so zu Herzen“, schimpfte Tine, „was, ich bitt dich, war denn schon Besonderes an ihm?“ „Er hat mir halt gut gefallen, vom ersten Augenblick an“, schluchzte Resi, „richtig gern hab ich ihn gehabt, verstehst du?“ „Wer weiß, vielleicht findest du bald einen anderen, der dir genausogut gefällt“, sagte Tine leichthin. „Nein“, entgegnete Resi störrisch, „den gleichen krieg ich nicht, und einen anderen mag ich nicht!“ „Soll mir auch recht sein“, murmelte Tine, blätterte in ihrem Gebetbuch und reichte dem Gabrielchen dann ein

schönes Bildchen vom Hl. Antonius, der, hat man ihn darum, verlorene Dinge wiederfinden half. So gesehen, meinte das Gabrielchen, sei es vielleicht angebrachter, das Bildchen der Resi zu schenken, vielleicht fand sich dann deren verschwundener Bräutigam samt dem Sparbuch wieder ein? Doch Tine versprach sich von Gabrielchens Vorschlag rein gar nichts, im Gegenteil, sie ermahnte Resi barsch, sich endlich mit dem Verlust abzufinden. Gleichsam zum Troste fügte sie hinzu: „Ich hab schließlich auch keinen.“ „Du?“ fuhr Resi auf und trocknete ihre Tränen, „du hast doch seit einigen Wochen diesen hübschen Schwarzen!“ Daraufhin lief Tine puterrot an, weil sie meinte, jedermann im Haus wisse bereits, daß sie hier und da mit dem neuen Knecht des Kreißlbauern schäkere. Deshalb warf sie absichtlich leichthin ein: „Pah! Wenn du willst, kannst du ihn gerne haben!“ „Nein, danke“, murrte Resi, „behalt ihn nur selbst. Mir wäre er ohnehin etwas zu klein.“ Und dann, laut aufseufzend: „Ach, ich möchte nur wissen, wieso und wohin der meine verschwunden ist. Fast vermute ich, der Lorenz, unser Müllerbursche, hat sich an ihm vergriffen.“

Der Lorenz, der keiner Fliege etwas zuleide tat! Tine und Gabrielchen sahen die Resi ob ihres wahnwitzigen Verdachts ganz entgeistert an. „Nun hat sie vollends den Verstand verloren!“ rief Tine. „Ausgerechnet dem gutmütigen Lorenz traut sie so eine Teufelei zu!“

„Ach was, du kennst Lorenz nicht so lange wie ich“, entgegnete Resi. „Der stellt in seinem Leichtsinne noch ganz andere Sachen an!“

„Resi!“ Tine rang über soviel Unverstand die Hände. „Doch, glaub mir“, fuhr Resi unbeirrt fort, „fast möchte ich wetten, er hat ihn, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken, einfach auf Einlegesohlen zerschnitten.“

Dieser ungeheueren und auch unsinnigen Anklage vermochte Tine nichts mehr ent-

gegenzusetzen. Sprachlos folgte sie Resi über den Gang in jene Kammer, die Lorenz bewohnte. Und meine Großmutter, das Gabrielchen, ist, den Kater Pusch auf dem Arm tragend, hinterhergegangen, sich teils gruselnd, teil überaus neugierig darauf, wie denn der Lorenz es angestellt hat, Resis Bräutigam auf Einlegesohlen zu zerschneiden.

Der Lorenz ist nicht in seiner Kammer gewesen, er arbeitete noch drüben in der

Mühle. So konnte Resi ungehindert seine sämtlichen Schuhe untersuchen, auch die Sonntagsstiefel, die blankgewischt im Schrank standen. „Hach! Hab ich es nicht gesagt?!“ schrie sie plötzlich entrüstet auf und hielt Tine und dem Gabrielchen als Beweis für ihren Verdacht zwei längliche braune Lappen entgegen. „Einlegesohlen!“ Resi schluchzte erneut laut auf, „Einlegesohlen! Aus meinem schönen, alten Filzhut!“

Emil Lehmann

Erntebrauch

Es war in einem Dorf einmal ein Häuslersohn, der mit einem hübschen und braven Mädchen versprochen war. Aber die Heirat mußte immer wieder hinausgeschoben werden, weil es dem Kaspar und der Katherine am Nötigsten fehlte. Das machte sich ein gut gestellter Bauernsohn zunutze. Er verstand es, das Mädchen zu betören und für sich zu gewinnen. Der Melcher, wie er hieß, hatte die Aussicht, gleich nach der Ernte das väterliche Gut zu übernehmen, und konnte so an eine baldige Heirat denken.

Den Häuslersohn traf das wie ein Schlag ins Herz. Dennoch ließ er sich nicht viel anmerken. Seine Kameraden jedoch nahmen sich der Sache an mit allerlei Zuspruch. Sie sagten, er dürfe sich das nicht gefallen lassen, daß ihm der Reiche seine Verlobte einfach wegheirate; Sie würden ihm gern beistehen, erklärten sie, wenn er etwas unternehmen würde und es ihm zeigen wollte. Kaspar hörte diesen Reden zu, starrte aber nur vor sich hin, ohne sich zu äußern.

Da war es ein etwas älterer unter den Freunden, auch ein Häuslersohn, ein tüchtiger Arbeiter und zur Erntezeit als Mäher allseits begehrt, der die Sache vorwärts trieb. Er war einen Kopf größer als die anderen, schwarzhaarig mit schwarzen Augen, sehnig und fest. Aus seinen

Augen sprühte es manchmal wie Funken -. Man nannte ihn den „schwarzen Balzar“. Er machte Kaspar den Vorschlag, nächstens einmal mit ihm in den Wald zu gehen zu dem Wahrsage-Häuschen, das er vielleicht noch gar nicht gesehen habe: es habe schon in manches Leben und Schicksal bedeutsam eingegriffen. Kaspar ließ sich dazu bereden!

So wanderten sie schon am nächsten Sonntag in den Wald hinein, bis sie vor einem unscheinbaren Holzhäuschen standen. Es war verschlossen, aber Balzar wußte die Tür zu öffnen. Drin war es finster. Auch als das Augenlicht sich an die Finsternis gewöhnt hatte, war außer einem kleinen Tisch in der Mitte nebst ein paar Stühlen nichts weiter zu sehen. Da setzten sich die beiden zunächst einmal hin und der Freund sagte zu Kaspar, man könne hier etwas über seine nächste Zukunft erfahren. Man braucht nur zu den kleinen Fenstern an den drei Wänden zu gehen und die Vorhänge in die Höhe schnellen zu lassen. Dazu fand sich Kaspar nach einigem Zögern bereit.

Er trat zunächst an das Fenster zur Linken und ließ den kleinen Vorhang in die Höhe gehen. Da sah man in eine schöne offene Gegend hinein mit einem Ährenfeld im Vordergrund, auf dem gerade mit der Ernte begonnen wurde. Der Bauer wurde von

den Schnittern „angebunden“, wie der Brauch heißt; sie wandten ihm ein Seil aus Ähren um den Arm, wozu ein alter Spruch hergesagt wurde. Der Bauer muß sich darauf durch ein Geschenk oder eine Zusage an die Schnitter „lösen“. Als Kaspar in dieses Bild hineinsah, hörte er auf einmal, von leiser Stimme gesprochen, den Spruch:

Beim Binden
suche dein Recht zu finden!

Daraufhin verging das Bild und der Vorhang fiel herab. Kaspar begab sich nun zum Fenster, das geradeaus lag. Der Vorhang ging in die Höhe und ließ das Bild eines anderen Getreidefeldes sehen, das zum größten Teil schon abgemäht war. Hier wurde der Bauer, der dazu gekommen war, mit einem Strohband, das man ihm um den Hals geschlungen hatte „gewürgt“, wie es in manchen Gegenden der Brauch ist. Dazu hörte man den Spruch:

Laß durch das „Würgen“
dein Glück dir verbürgen!
Wieder verschwand das Bild mit dem Ende des Spruches.

Beim dritten Fenster war auf dem Kornfeld der Bauer zu erblicken, wie er von den Schnittern im engen Kreis umstanden war, die ihre Sensen emporgerichtet und mit dem taktmäßigen „Streichen“ begonnen hatten, wozu das Streichlied gesungen wurde. Auch dabei hat sich der Bauer durch ein Trinkgeld oder das Versprechen eines besonderen Mahles oder Festes auszulösen. Hier hörte man eine leise Stimme sprechen:

Durch das „Streichen“
läßt sich manches erreichen!
Und schon war auch das dritte Bild verschwunden!

Kaspar setzte sich wieder zu seinem Freund an den Tisch und blieb eine Weile stumm. Dann richtete er an diesen die



Frage, was das alles nun bedeuten solle. „Ja, was soll das bedeuten?“ antwortete dieser und schwieg eine Zeitlang. Dann sagte er: „Die alten Erntebräuche kennst du ja: das Binden, Würgen und Streichen. Sie werden vorgenommen, wenn der Bauer oder sonst ein Mensch das Erntefeld betritt. Vielleicht soll die Wachstumskraft und der Wachstumsgeist auf ihn übertragen werden, weshalb er sich durch ein Lösegeschenk dankbar bezeigen muß.“ „So ist es“, sagte Kaspar und der schwarze Balzar fuhr fort: „Man könnte aber mit diesen Bräuchen auch einmal gegen einen Übeltäter vorgehen. Ich glaube nicht, daß Katharina schlecht ist, auch wenn sie sich betören ließ. Ich glaube nicht, daß sie dich vergessen kann. Man müßte wissen, mit welchen Mitteln er ihren Sinn verwirrt hat!“ Mehr sagte er nicht. Nachdem sie noch eine Weile still gesessen hatten, verließen sie das Waldhäuschen und begaben sich ins Heimatdorf zurück.

Es dauerte nun nicht mehr lange bis zur Ernte. Da es ein gutes und fruchtbares Jahr war, so wurde mit aller Freude und Lust an die schwere Erntearbeit herangegangen. Man war aber auch bereit, die alten Bräuche zu Ehren zu bringen. Auf den Feldern des Bauerngutes von Melchers Eltern war der schwarze Balzar als Obermäher eingestellt. Er hatte die Leitung der Erntearbeiten und überall hatte er seine Finger im Spiel.

So geschah es, als der Bauernsohn auf das erste Feld hinauskam, auf dem mit dem Schnitt begonnen worden war, er „gebunden“ wurde und man den Spruch sagte: Wir binden den Bauern und binden ihn in Ehren,

Er gebe uns was zum trinken und zehren: Was Unrecht ist, soll ihm der Himmel wehren!

Als die Erntearbeit etwas weitergerückt war, kam einmal das Mädchen Katharina an einem Feld vorbei, auf dem die Kolonne des schwarzen Balzar beschäftigt war. Kaum hatte man sie gesehen, so umringte

man sie und schlang ihr ein Strohseil um den Hals und sprach dazu:

Wer das Feld betritt, dem geht es schlecht,
Wir würgen ihn nach dem alten Recht,
Wir lassen ihn los, wie's uns beliebt,
Wenn er uns die richtige Antwort gibt!

Nun war es der schwarze Balzar, der sagte, er habe drei Fragen zu stellen. Die erste sei diese: „Hat man dir Böses über den Kaspar erzählt? Zieht an das Seil und laßt es wieder los!“ gebot er dabei den Schnitterinnen. „Ja“, lautete die Antwort, „man hat mir so etwas erzählt.“ „Die zweite Frage“ fuhr Balzar fort: „Wer hat dir etwas erzählt? War es nicht der Melcher?“ und wieder gebot er den Schnitterinnen, anzu ziehen und locker zu lassen. Da hörte man als Antwort ein leises Ja. Die dritte Frage lautete: „Wirst du vom Melcher lassen, wenn dir dein Unrecht an Kaspar nachgewiesen wird?“ „Ja“ sagte sie und wurde daraufhin freigelassen. Und der Balzar hieß sie noch, sich um acht Uhr abends bei einer Freundin einzufinden, wo sie das Weitere erfahren würde.

Bei dieser Zusammenkunft machte sie nähere Angaben über Melchers Verleumdungen und wies einen Brief vor, den er ihr als Beweisstück übergeben hatte. Da konnte ihr aber überzeugend nachgewiesen werden, daß das nicht stimme und nicht stimmen könne. Und schließlich erschien der Kaspar selbst und es kam zu einer Versöhnung.

Zum Abschluß der Ernte wurde der Bauer Melcher, der inzwischen das väterliche Gut übernommen hatte, aufs Feld hinaus gebeten zum Brauch der letzten Garbe. Sie gehört dem „Alten“ und bleibt für ihn auf dem Feld draußen stehen. Da umringten den Bauern die Schnitter des Balzar in einem dichten Kreis und fingen das „Streichen“ an, das sich taktmäßig vollzieht. Auf des Obermähers Geheiß wurden die Sensen zur Erde geneigt und drohend aufgerichtet. Unter dem fort dauernden Klopfen der Kameraden sagte der Balzar das Streichlied auf:

Unser Herr, der schickt die Mäher ins Feld,
Sie wollen trinken und haben kein Geld.
Unser Herr möchte so gütig sein
Und schenke den Leuten einen Taler ein.
Es ist uns nicht um das Essen zu tun,
Sondern um den Herrn eine Ehr' anzutun!

Dann aber fuhr der Sprecher mit erhobener Stimme fort, während die Kameraden den Ring noch enger schlossen: „Wir wollen dem Bauer die Ehre wieder herstellen, die er preisgegeben hat; denn wir haben den falschen Brief gesehen, der den Kaspar verleumdet. Er verzichte auf die Ka-

tharina und schenke ihnen zur Sühne das kleine Nebengut als Hochzeitsgabe, wofür sie sich zu Aushilfsarbeiten verpflichten mögen. Anders aber kannst Du,“ fuhr er mit letztem Nachdruck fort, „aus dem Sensenkreis nicht lebend heraus!“

Was blieb dem Melcher übrig, als zuzustimmen? Und so erwuchs aus dem alten Erntebrauchtum eine fröhliche Hochzeit, an der die Kameraden alle teilnahmen zusamt dem Melcher, der sich übrigens bald durch die Heimführung einer gut ausgestatteten Bauerntochter tröstete. Mit ihr befreundete sich Katharina bald sehr herzlich.

Roswitha Seeliger

Pilze

Für mich ist es ein Zauberwort. Solange ich zurückdenken kann, spielten sie in meinem Leben eine Rolle.

Als kleines Mädchen freute ich mich, wenn mich meine Großmutter mit einem „Pusch“ nahm, um Pilze zu suchen. Schon zeitig früh gingen wir los, auch ich hatte ein Körbl und sogar ein eigenes Messer. Anfänglich hätte ich ja am liebsten die Fliegenpilze genommen, die waren doch so schön anzusehen. Doch Großmutter wußte wie giftig sie sind und daß nicht jeder Pilz genießbar ist. So lernte ich schon sehr früh die guten von den giftigen Pilzen zu unterscheiden. Ich denke heute beim Pilzesuchen viel an Großmutter, die mir umfassende Kenntnisse in dieser Richtung beigebracht hat.

Dann sehe ich mich als Schulmädchl, wenn der Tackerer aus dem Böhmerwald, ein Schulfreund meines Vaters, jedes Jahr im Herbst mit einem großen Rucksack und einer ebensolch großen Tasche kam. – Zuerst legte er meiner Mutter ein schönes Sackl Pilze auf den Küchentisch, denn umsonst wollte er nicht bei uns übernachten. Ein herrlicher Duft durchzog von da ab unsere Wohnung. Der Tackerer ließ in

dem kleinen Böhmerwalddorf den Sommer über Frauen Pilze suchen, die er mit seiner Frau trocknete. Im Herbst kam er dann nach Reichenberg, um sie hier zu verkaufen. Nach wenigen Tagen fuhr er wieder zurück, doch der Duft durchzog noch lange unsere Wohnung.

Nach dem Krieg war ich in Thüringen, es war ein gottverlassenes Nest. Nachmittags ging ich in die Spielzeugfabrik arbeiten, eine andere Möglichkeit gab es nicht. Beim wochenlangen Aussägen von Elefanten wurde ich fast schwermütig. Doch früh war ich agil! Sobald es hell war, zog ich in den Wald. Bald hatte ich zwei große Körbe voll Pilze. Anschließend sammelte ich noch einen Rucksack voll Zapfen. Damals habe ich mich monatelang fast ausschließlich von Pilzen ernährt, sie schmeckten jeden Tag wieder köstlich. Als wir im Spätherbst in die Stadt zogen, hatte ich einen Zentnersack voll getrockneter Pilze. Das war nicht nur ein herrlicher Zuschuß zu der mageren Kartenverpflegung, sondern auch ein willkommenes Tauschobjekt. So konnte ich damals sogar ein Kleid dafür eintauschen.

Heute bin ich froh, daß wir so nahe am

Waldrand wohnen. Das ganze Jahr über verbringen wir schöne Stunden in „unserem“ Pusch. Am schönsten ist es aber doch im Herbst, wenn die Pilze ihre hohe Zeit haben. Mein Mann hatte mal das Glück zu sehen wie ein Pilz regelrecht aus der Erde schoß. Wir wundern uns immer wieder wie diese empfindlichen Gebilde durch den harten Boden kommen. Und nachher verfallen sie so schnell, vor allem, wenn man sie nicht luftig aufbewahrt. Pilzesammler mit Plastiktüten kann ich als solche nicht anerkennen. Die bringen doch nur Matsche heim.

Wie schön ist es durch den Wald zu streifen und Pilze zu suchen. Es muß sich nicht immer um eßbare handeln. Auch ungenießbare bieten einen wunderschönen Anblick, besonders die Fliegenpilze. Noch heute freue ich mich genau so darüber wie damals als kleines Mädchen. Ich bin dann immer traurig, wenn Waldfreyler einfach Pilze umwerfen. Auch sie gehören zu unserer Umwelt und sollten nicht mutwillig zerstört werden. Wie herrlich ist es so geruhsam durch den Wald zu streifen. Man verliert allen Sinn für die Zeit und erholt sich dabei wunderbar. Alle Nervosität fällt ab. Wäre ich Arzt würde ich streßgeplagten Menschen Pilzesuchen verordnen. Sie würden sicher gesund. Natürlich will jeder Pilzesammler seinen Fund auch genießen. Was kann man aber auch für köstliche Gerichte daraus bereiten! An vorderster Stelle steht bestimmt die Pilzsuppe. Nun schwört der Eine auf die Herrenpilz-, der Nächste auf die Röt-kappen- und ein Anderer auf die Blaupilzsuppe. Wenn Sie mich fragen, dann ist mir immer eine aus gemischten Pilzen die Liebste. Ist sie aus frischen Pilzen, dann sollte auch immer ein schön bärtiger dabei sein, der macht sie so sämig. Das verstand ich bei den Thüringern nie, daß sie den Bart – sie sagen Futter – vor dem Zubereiten sorgfältig entfernen. Die Zubereitungsarten sind verschieden, doch Majo-ran sollte nie daran fehlen.



Ganz beliebt waren gebratene Pilze, gut schmecken sie auch mit einem untergerührten Ei (das streckt auch schön, wenn man nicht so viel Pilze hat). Bei den Galschwammeln sollten Eier ja nie fehlen, heißen sie doch auch Eierschwämme. Absolut nicht zu verachten sind Pilzschnitzel. Erst hier habe ich den Parasol kennengelernt, der eignet sich dafür besonders. Es gibt Leute, die sagen, er wäre besser als ein Kalbsschnitzel. Soßen werden heute gern mit Pilzen verfeinert. Ein Wildbraten verlangt ja geradezu danach. Meine Böhmerwaldgroßmutter machte eine Pilzsoße mit viel Schmetten und dazu rohe Kartoffelknödel. Da war weder Fleisch noch Wild erforderlich, sie schmeckte besser als jeder Braten. In der schlechten Zeit haben wir eine rohe Kartoffel gerieben und in Wasser gekocht. Mit ein bißl Salz und einer undefinierbaren Würze war es ein Brotaufstrich. Ein paar Pilze verbesserten den Geschmack erheblich. Ja, sogar Karbenadl mit gestopelten Körnern haben wir daraus gemacht. Heute bezeichnet man das als Vollwertkost. Unentwegte bereiten aus Pilzen sogar Gulasch.

Es gäbe noch so manches Gericht, das man aufzählen könnte. Phantasievolle Hausfrauen und Berufsköche erfinden immer wieder neue Köstlichkeiten. Mögen die Pilze in letzter Zeit auch in Verfall geraten sein, ich bleibe ihnen treu. Was Cäsium ist, wußten wir seinerzeit nicht

und messen konnte man es schon gar nicht. Man sucht heute so viel nach exotischen Delikatessen, ohne zu wissen, was sich dahinter verbirgt. Da bleibe ich lieber bei unseren einheimischen Waldpilzen und freue mich vor allem auf das Suchen – meine liebste Freizeitbeschäftigung.

R. Fritz Winkelmann

Am Dachboden

Er hatte eine eigene Farbe dieser Dachboden. Fiel die Sonne durch das enge, schräge Dachfenster und spielte durch all die Ritzen über den lehmgestampften Boden, dann begann dieser seine goldgelbe Farbe reflektieren zu lassen. Er warf dieses Licht hinein in das alte Gebälk und ließ es aufleuchten wie durch einen Zauberspiegel. Mit angehaltenem Atem schlichen Franz und ich die Treppe empor, vorbei an seines Bruders Schlafstelle, die hinter einem Holzlattenschlag wie ein mittelalterlicher Wachraum anmutete, und drängten in ein Reich des Geheimnisvollen.

Franz deutete nochmals äußerstes Schweigen an, indem er mehrere Male mit seinem Zeigefinger auf den geschlossenen Mund klopfte.

Er turnte von einem Balken zum anderen, bis er das Versteck der Briefmarken seines Bruders gefunden hatte. Dabei wirbelte sein Hosenboden eine Menge Staub auf, der die verstreuten Strahlen der Sonne versilberte, was wiederum dem Dachboden etwas verlieh, das über dem üblichen Maß des Geheimnisvollen zu liegen schien.

Kostbar, wie einen Kelch drückte er das entdeckte, gefundene Buch an seine Brust. – Totenstille – Erwartungsvoll saßen wir nun Seite an Seite. Es schien fast, als wären die Sonnenstrahlen lauter als wir. Feierlich, mit zitternden Händen schlug Franz nun die erste Seite auf. Noch ist mir, als würde ich es vor mir sehen: dieses alte Stoffmusterbuch, aus welchem die einge-

klebten Flecke fein säuberlich entfernt waren und an ihrer Stelle Briefmarke neben Briefmarke klebte.

Eine ganze Welt schien es zu bergen. Hier ein Exemplar aus Indien und dort eine Marke, auf der sogar der Kaiser abgebildet war! Und dann viele, die gleich den Aufdruck von Millionen hatten! Es schien uns, als wäre jede Marke etwas, was ein eigenes Leben führe. Irgendein Schatz oder etwas so Großes, von weither Kommendes, so daß ich auch heute noch keine Worte für dieses damalige Empfinden kann. Vielleicht sind es die Lebensjahre, die uns dieses farbenprächtige Erleben der Kindheit nicht mehr geben können. Zwischenhinein schreckten wir durch das Knacksen im Gebälk auf, von der Angst getragen, vom Bruder entdeckt zu werden.

Franz schloß nach langer Zeit das Buch. Die einfallenden Sonnenstrahlen lagen auf seinem blonden Haarschopf und glitten über seine abgearbeiteten jungen Hände. Er paßte hinein in diese Traumwelt, in dieses Lichterspiel.

Wenn ich die Augen schließe, glaube ich, es wäre erst gestern gewesen.

Doch die Geschehnisse sollten bald unsere Träume zertrümmern. Die Fackel des Krieges wurde in die Welt geschleudert. Franz und sein Bruder zogen als Soldaten hinaus, einen Befehl gehorchend, der sie beide nicht mehr zurückkehren ließ.

Irgendwo in der Weite Rußlands mögen zwei verstreute Gräber liegen. Die Sonne

zieht über sie hinweg, wandert weiter und verirrt sich wie damals auf den alten Dachboden, findet fremde Menschen und vielleicht irgendwo noch im alten Gebälk ein verstaubtes Stoffmusterbuch mit vergilbten Briefmarken. Niemand kommt

mehr, um sie aus ihrem Versteck zu holen. Und niemand spricht in Jahren davon, daß dort ein sudetendeutsches Bauerngeschlecht erlosch.

Doch noch leben sie in uns, solange, bis auch wir erlöschen.

Polli Leder

Der schwarze Engel

Genau kann ich es nicht mehr erzählen, wie mich mein Engel auf die Wolken hob. Es war alles so verschwommen, so unwirklich, und ich war nicht immer bei Bewußtsein, aber vergessen habe ich es nicht. Man schrieb das Jahr 1918. Der große Krieg neigte sich seinem Ende zu, aber noch war kein Soldat heimgekehrt. In den Ferien waren Kinder unseres Bezirks nach Ungarn verschickt worden, um sich dort sattessen zu können, denn der Hunger hatte schon schrecklich gewütet. In den Bergen des Erzgebirges, die Schätze im Innern trugen, aber eine Erdkruste, auf der nicht viel wuchs, waren wir abgeschnitten von Österreichs Kornkammer. Außer dem Eintopf aus der Kriegsküche, der aus einem Schöpflöffel voll Wasser mit leeren Bohnen- oder Erbsenschoten bestand, gab es kaum etwas zu essen. Ein halbes Brotlaiblein, mitunter auch nur ein Viertel, mußte die ganze Woche reichen. Ich gehörte nicht zu den Glücklichen, die nach Ungarn mitgenommen wurden, weil ich von der ersten Klasse war, und nur die größeren eingeteilt waren.

Als die Ungarnfahrer zurückkamen, brachten sie die spanische Grippe mit, oder sie war sonst angefliegen. Jedenfalls begann nun das große Sterben. In allen Häusern gab es Kranke. Mehrere junge Mädchen, die ich kannte, überlebten die Grippe nicht. Auch meine geliebte Lehrerin Martha Köllner wurde von der Seuche dahingerafft. Wir lagen zu viert darnieder: meine Mutter, mein Großvater, mein kleiner Bruder und ich. Mein Bruder durf-

te mit in Großvaters Bett liegen. Die beiden zur Zeit einzigen Männer unseres Hauses hielten zusammen. Ich lag in meinem Kinderbettchen, denn ich näßte oft wieder ein. Wenn der nagende Hunger schmerzte, trank ich immer, und das war nicht gut.

Ich hatte schon die Ruhr gehabt, das war eine häßliche Krankheit. Wo ich ging und stand, tropfte es aus dem Darm, und meine arme Mutter hatte viel Unrat wegzuräumen. Dann warf mich die Grippe um und drückte mir einen Panzer um die Brust. Wenn nicht mein Engel gekommen wäre, hätte ich wohl große Schmerzen gelitten. Erst glaubte ich, mein Bett sei eine Schaukel geworden, so hoch schwenkte ich damit hinauf. Dann merkte ich, daß mich der schöne Engel an meinem Bett in die Arme genommen hatte und bis zu den Wolken hinauftrug. Dort versank ich weich wie im Schnee, aber die Wolke brach nie durch. Er stand immer im Schatten, mein Engel, und ich konnte sein Gesicht nie richtig erkennen, aber hinter ihm strahlte stets ein wundersames Licht. Manchmal führte er mich hinauf bis zu den Sternen. Aber die glühten wie das höllische Feuer und verbreiteten eine schreckliche Hitze. Wenn ich dann glaubte, es regne mir ins Gesicht, lag ich plötzlich schweißgebadet in meinem Bettchen und spürte, wie mir jemand einen nassen Lappen auf die Stirn drückte.

Einmal steckte mir Großmutter ein Kleiebürzerl zu. Sie hatte ein wenig Kleie aufgetrieben und Tatschl davon gebacken. Ich

spürte, wie es mir wieder entglitt. Essen konnte ich es nicht mehr, ich war schon zu schwach dazu. Dann nahm mich mein Engel in sein Umschlagtuch, und ich fühlte, wie der enge Panzer von mir abfiel. Wir stiegen hoch hinauf bis zu einem goldenen Gartentor, das einladend offenstand.

Darinnen war eine grüne Wiese mit schönen Blumen, und ich durfte darauf spielen. Einen so schönen Strauß hatte ich noch nie gepflückt. Dann sah ich, daß mich der Engel verlassen hatte, und ich lief hinaus, um ihn zu suchen. Das goldene Tor schlug hinter mir ins Schloß.

Da waren plötzlich keine Wolken mehr, und mein Fuß fand keine Stütze. Ich fiel abgrundtief und fand die Besinnung erst wieder, als ich in meinem Bett lag. Da standen sie, die noch gesund waren, an meinem Lager und blickten mich forschend an. Ich fragte nach meinen Blumen und nach meinem Engel, da warfen sie einander seltsame Blicke zu. Weil nie-

mand antwortete, weinte ich, bis mir die Augen zufielen.

Am nächsten Abend wachte ich auf wie an allen gesunden Tagen. Ich spürte Hunger, der Panzer war weg, ich konnte mich bewegen. Auch das Franzerl stand wieder auf. Nur den Großvater mußten wir unter die Erde betten, und meine Mutter folgte ihm im Mai 1919. Das siebzehner Jahr hatte Dürre und Mißernten gebracht, die folgenden beiden waren auch nicht viel besser. Aber langsam ging es doch wieder aufwärts. Die Krankheiten ebften ab: die Blattern, der Typhus, die Grippe. Einen Doktor habe ich nie bei uns im Haus gesehen. Was hätte er auch tun können? Kräftiges Essen konnte er nicht verschreiben, da wäre alle Medizin nutzlos gewesen. Als es wieder zu essen gab, waren die Leute gesund.

Gern hätte ich meinen Engel noch einmal gesehen, aber er kommt wohl nur zu den armen, todkranken Kindern, damit sie ihre Schmerzen nicht spüren.

www.riesengebirgler.de

Schlafende Mutter

Oft, wenn du schliffest in tiefer Nacht,
Habe ich lang in dein Antlitz gesehn.
Sinnend an deinem Bette gewacht —
Und ich mühte mich, dich zu verstehn.

Mühte mich, darinnen zu lesen,
Was die Jahre tief graben ein.
Stück ist es nur selten gewesen,
Standest früh mit dem Sohne allein.

Mutter, ewiger Güte Bild:
Da sein und opfern; beißende Hand
Fand die Schmerzen und heilte sie mild.
Ohne Lohn — und immer verkannt.

Weiß deine Wangen, schmal der Mund
Und die Stirne von Falten zerpflegt.
Weiß auf dem ganzen Erdenrund
Keines, das wie deines gefügt.

Einmal wogte dein Atem schwer,
Ein und aus wie Ebbe und Flut.
Tag war Mühe, Vergicht und Begehr,
Schäumte in starken Pulsen das Blut.

Run aber, da dein Leben gelang,
hör ich ihn kamm, ein laustes Fliehn.
Oft schon weigt' ich mich nächtens bang,
Forchend nach deinem Herzen hin.

Mutter, ist niemand weit in der Welt,
Der mich liebend und sorgend wie du
Treu in behutsamen Händen hält
Schlafes! Hab Frieden! Hab traumlose Ruh!

Josef Schneider

Das alte Cello

Bitter hart war das Kriegsende über die Heimat hereingebrochen. Als traurige Bilanz verblieb ein Heer von Toten, Vermißten, Verwundeten und ein Teil jener, die als Gefangene über viele Länder verstreut waren. Zu Hause befanden sich vom Leid Gezeichnete: Greise, Frauen, Männer und Kinder, die einer bitteren Zukunft entgegensahen. Hieß es doch, daß die Siegermächte beschlossen hätten, die Sudetendeutschen von ihrer angestammten, jahrhundertalten Heimat zu vertreiben.

Viele wollten es nicht glauben, darunter besonders jene, die für das Hitlerregime von allem Anfang an nichts übrig hatten. Sie ermunterten die Mutlosen und machten ihnen mit dem Hinweis Hoffnung, daß doch gerade die westlichen Demokratien für eine bessere Welt und für mehr Menschlichkeit in den Krieg gezogen seien. Diese hätten doch ihre Soldaten nicht sinnlos auf den Schlachtfeldern verbluten lassen. Doch die Ereignisse nahmen ungehemmt ihren Lauf und fragten nicht danach, für welche Ziele Millionen von Müttern ihre Söhne geopfert hatten.

Nein, es war keine Revolution, es war ein Quälen und Zertreten der Übriggebliebenen, deren Muttersprache Deutsch gewesen ist. Ein Erlaß jagte den anderen, und der Haß trieb oft eigenartige und auch grauenhafte Blüten. Noch gellte allen der Aufruf des tschechischen Rundfunks in den Ohren, worin gefordert wurde, den Sudetendeutschen alles zu nehmen, bis auf ihr Taschentuch, damit sie noch etwas zum Hineinweinen hätten. Kurz darauf wurde der Aufruf erlassen, daß alle Musikinstrumente abzuliefern seien. Glaubten die Tschechen, daß sich die Unterdrückten ihr Leid von den Seele spielen wollten, oder benötigten sie diese Instrumente, um ihren teuflischen Triumph zu krönen. Es wird wohl ein ewiges Rätsel

bleiben, welche seltsamen Gedanken hierbei Pate standen.

Eingeschüchtert kamen sie. Kinder und Greise. Hier eine Geige unter dem Arm, dort eine Zither oder Klarinette. Darunter manches Instrument, das sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatte. Niemand wagte es, sich den Anordnungen der Tschechen zu widersetzen, denn diese waren nunmehr die Herren über Besitz, Freiheit, Leben oder Tod der Sudetendeutschen.

Auch die Familie des alten Oberlehrers hatte ihre Musikinstrumente abgeliefert. Nur noch ein wertvolles Cello stand verloren in einer Ecke des Musikzimmers. Es hatte eine wechselvolle Vergangenheit im Laufe von Jahrzehnten hinter sich gebracht. Man spielte es zur Zeit des Kaisers, im tschechischen sowie im deutschen Staate. Es wurde gemeinsam damit mit Beliebigem ausübt und die oft so beschwingten Melodien von beiden Nationen, in friedlicher Vereintheit mit offenem Herzen aufgenommen. Noch einmal trat Ludwig in das Musikzimmer, und es war bereits das vierte Mal, daß er den Vorsatz über Bord werfen wollte, das Instrument zu verstecken und es nicht an die Tschechen auszuliefern.

Er berührte die Saiten des Instrumentes, da klangen die Töne wie wehklagend, als würden sie bitten, ihm diese Schmach zu ersparen. Es waren jene Nächte, in denen die Furcht unter dem Kissen mitschlummerte, denn wer wußte schon, was der kommende Morgen brachte und ob man die nächste Nacht noch sein Haus und Bett sein eigen nennen durfte. Da – plötzlich schreckte Ludwig aus dem Schlafe auf, war es doch als hätte ihn ein weiter, ferner Ruf geweckt. Träumte oder wachte er? Stand dort in der Tür – nicht der längst verstorbene alte Oberlehrer, als ober wirk-

lich lebte? Er stützte sein Cello in der altvertrauten Weise und hielt in der Rechten an Stelle des Bogens ein Beil, mit dem er Ludwig deutete, das kostbare Instrument zu zertrümmern. Ludwig strich sich über die Augen, als wollte er den Spuk verwischen, als ihm im gleichen Moment ein dumpfer Fall aus dem benachbarten Musikzimmer aufschrecken ließ -, wobei die Gestalt der Erscheinung langsam in ein Nichts zerrann. Hastig eilte er hinüber, fand das Cello auf dem Boden liegend und vernahm, wie aus weiter Ferne, den Nachklang der Saiten, als wäre alles ein stilles Abschiednehmen von einer Zeit, die man nicht mehr begreifen konnte.

Maria Schmidt

Ein Mißgeschick

Die „Gimpelallee“, bestehend aus zwei dichten Reihen zurechtgestutzter Kastanienbäume, die einen steifen, verstaubten Eindruck machten, verdeckten zu beiden Seiten einen grauen, viereckigen Kasten, das Gymnasialgebäude eines westböhmisches Städtchens.

In ihr ergingen sich am Vormittag die Gymnasiasten, „Gimpel“ genannt, am Nachmittag die Lehramtskandidaten, die „Knochen“, gleich würdevoll und gleich erfüllt von Tatendrang und Freude am Schabernack.

Im Gymnasium wurde schichtweise unterrichtet, denn die Lehrerbildungsanstalt, imposant auf einem Hügel des Stadtrandes liegend, war von tschechischem Militär belegt.

Es gab oft ein großes Gedränge auf den steilen Treppen, in den schlecht gelüfteten Klassenräumen, in den viel zu engen Gängen. Die „Gimpel“ wehrten sich gegen die Eindringlinge, und sobald sie ihre angestammten Plätze nur gering beschmutzt oder in den Fächern unbeachtliche Abfälle vorfanden, mußten die „Knochen“ am nächsten Tag mit geharnischten Antwort-

Wie durch eine magische Kraft geleitet, nahm Ludwig das Instrument, löschte die Lichter im Hause und schritt hinüber zur Holzablage. Dort ergriff er das Beil - ertastete in der Finsternis die Formen des Instrumentes, und dann sauste das kalte Eisen darauf hernieder. Es klang wie ein jäher Aufschrei - dann ein Splittern und Brechen, welches in eine Totenstille mündete.

Vorbei die Melodien der Freude und des Sehens, vorbei ... Müden Schrittes ging Ludwig zurück ins Haus, wischte sich Tränen aus den Augen, ahnend, daß das Furchtbarste noch kein Ende gefunden hatte.

briefen rechnen; Spottverse wurden verfaßt, beißende Reden flogen hin und her. Doch auf dem abendlichen Bummel lösteten sich die Disharmonien in Freundlichkeit auf. Anlaß zu diesem Stimmungsumschwung gab wohl der hellerleuchtete Marktplatz mit der Mariensäule in der Mitte, dem Rathaus mit dem wunderschönen Sgraffitoschmuck und den hochgiebeligen Häusern, die viel Gemütlichkeit ausstrahlten.

Ich wohnte damals in einem alten Eckhaus am Marktplatz, das einen reich verzierten Vordergiebel trug. Das Erdgeschoß bewohnte eine Maurer- und eine Schustersfamilie, und an die Wohnung meiner Kostfrau im ersten Stock grenzte die eines älteren, schrulligen Ehepaars, das sich gänzlich gegen seine Umwelt abkapselte.

Gerne hätte ich einen Blick in die Wohnung geworfen, aus der tagsüber ein vielstimmiges Zwitschern und Trillern scholl und das Vorhandensein verschiedener Stubenvögel anzeigte, die sich das Paar zu seiner Unterhaltung zugelegt hatte.

Die Kostfrau war alt und gebrechlich und

ihre Tochter, ein apart aussehendes Fräulein mittleren Alters, führte die Hauswirtschaft. Beide Frauen, die im Gespräch sehr vernünftige Ansichten äußerten und sich eine gewisse Bildung angeeignet hatten, waren einer fixen Idee verfallen, die sie in mancher Nacht aus dem Schlaf schrecken und ängstlich auf ein polterndes Geräusch im Treppenhaus horchen ließ, das aber seltsamerweise andere nicht wahrnahmen. Sie schoben dann gemeinsam einen Tisch vor die Küchentür, die auf den Gang hinausführte, und beschwerten ihn außerdem mit zwei Stühlen, weil das wacklige Türschloß einer Einwirkung von draußen nicht standgehalten hätte.

Nun befindet sich unweit des Hauses ein ehemaliges Minoritenkloster, in dem der Feldherr Wallenstein vor seiner Reise nach Eger übernachtet haben soll und in das auch sein Leichnam zunächst geschafft wurde.

Es ist nicht gut möglich, daß sich ein gewisses Grauen in den Gemütern der Anwohner festgesetzt und die Generationen überdauert hat.

Vielmehr könnte ein Bewohner des Hauses die Gespensterfurcht der beiden Frauen zum Anlaß genommen haben, um sich hie und da als Poltergeist zu betätigen.

In die nachfolgende Zeit fiel mein Mißgeschick, das mich im Erinnern daran jetzt noch heiter stimmt.

Die Kostfrau war gestorben und ihre Tochter an Grippe erkrankt. Die Frau des Maurers aus dem Erdgeschoß kochte für mich und zwei kleinere Schüler, und da sie mit der Kochkunst nicht auf bestem Fuß stand, wanderte manches mißglückte Gericht in den Abfalleimer, der sich rasch bis zum Rand füllte. Die Frau hastete, nachdem sie mit dem Kochen fertig war, wieder davon und ließ seelenruhig den vollen Eimer in der Küche stehen. Das erkrankte Fräulein bat mich vom Bett aus mit schwacher Stimme, ich möchte das Gefäß in den Abort befördern.

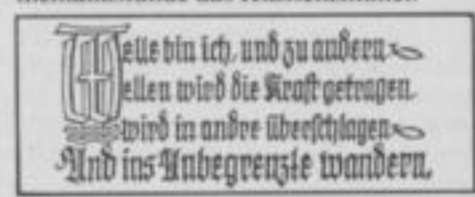
Vorsichtig trug ich den Eimer auf die Paw-

latsche auf der Rückseite des Hauses, an deren Ende, durch eine braungestrichene Tür gekennzeichnet, sich das gewisse Örtchen befand.

Es fehlten nur mehr fünf Minuten bis zum Beginn des Nachmittagsunterrichtes und ich rechnete mir aus, daß die Zeit nicht mehr dazu reichen würde, den Riegel der Tür, der oft nur schwer nachgab, zurückzuschieben, den Eimer langsam in die Öffnung zu entleeren und die Tür wieder zu schließen. Die Angst, zu spät zu kommen, erfaßte mich, und ich blickte über die Brüstung in den Hinterhof hinab, dorthin, wo sich der Abfallhaufen befand. Sollte ich vielleicht ...

Rasch entschlossen packte ich mit beiden Händen den Kübel, hob ihn empor und schüttete seinen Inhalt mit Schwung in den Hof hinab. Meine Kraft reichte aber anscheinend doch nicht so weit, denn gleich darauf erscholl von unten ein markerschütternder Schrei, und als ich vorsichtig hinablugte, bot sich mir ein Anblick, der mir den Schrecken in die Glieder jagte und gleichzeitig zum Lachen reizte. Unten im Hof stand, ein Bild des Jammers, mit gespreizten Armen der Maurer, über den sich alles, was im Eimer war, ergossen hatte. Die mißglückten Knödel seiner Frau waren ihm auf den Kopf gefallen, der Kaffeesatz klebte vorn an seiner Brust, und an Armen und Beinen hingen wie grüne Algen die verschiedenen Gemüsereste.

Geduckt lief ich in mein Zimmer zurück, klemmte die Bücher unter den Arm, stürmte die Treppe hinab, tauchte, von den Schimpfworten des Maurers begleitet, in den Schatten der Gimpelallee ein und erreichte knapp vor Beginn der Mathematikstunde das Klassenzimmer.



Schön ist so ein Ringelspiel

Unser Distriktarzt war ein Landdoktor alten Schlages. Neben seinen oft bewährten medizinischen Fähigkeiten, hatte er auch durch seine Trinkfestigkeit einen gewissen Ruf gewonnen. Außerdem rauchte er sehr stark. Mitunter zündete er eine neue Zigarette mit der noch brennenden an. Er rauchte nach seinen eigenen Angaben achtzig bis hundert Glimmstengel täglich. Trotz dieser unrühmlichen Eigenschaften besaß er das Vertrauen seiner Patienten. Seine Diagnosen stimmten meistens, auch wenn er manchmal nicht mehr ganz nüchtern war. Bei leichteren Krankheiten, besonders bei eingebildeten Leiden, riet er zuerst einmal zum Alkohol. Dazu meinte er, der Körper brauche mindestens einmal im Monat eine Revolution, die bringe vieles wieder ins Lot.

In den Gasthäusern saß der Doktor an den Stammtischen mit Fuhrleuten, Spielern und Hausierern zusammen. Er bedauerte sie und schimpfte wie sie. Durch nichts, auch nicht durch seine Kleidung war er von den einfachen Leuten zu unterscheiden. Man redete in der Stadt allerhand über das Vorleben des Doktors. Es hieß, seine Frau sei ihm durchgebrannt bevor er hierher an die Zwodau versetzt worden sei. Er wäre in Galizien unter Schmugglern aufgewachsen. Andere Leute wußten zu berichten, er sei in Bosnien gewesen und dort nur mit dem tröstenden Schnaps über den öden Dienst eines Amtsarztes hinweggekommen. Genauer über die Vergangenheit des Doktors wußte niemand. Er selber lachte nur, wenn man auf sein Vorleben zu sprechen kam.

Seit er hier im Ort eine Praxis übernommen hatte, schien die Zeit spurlos an ihm vorübergegangen zu sein. Er war in all den Jahren in seinem Aussehen unverändert geblieben. Das grau melierte Kopfhair trug er stets kurz geschnitten und den buschigen Oberlippenbart hatte der Niko-

tin rostig gefärbt. Seine Verpflichtungen als Arzt nahm er sehr ernst. Er konnte am Abend noch so lange im Gasthaus sitzen, wenn ihn nachts jemand brauchte, war er immer zur Stelle.

Als sich diese Begebenheit zutrug, war der Herbst schon ins Land gezogen. Auf den Dörfern gehörten Kirchweih und die verschiedensten Vereinsfeste schon lange der Vergangenheit an. Die Schausteller mit ihren Karussells und Schießbuden bezogen Winterquartiere. Auf dem Festplatz an der Zwodau hatte einer von ihnen nochmal sein Fliegerkarussell aufgebaut. Er versuchte damit Kinder anzulocken. Das Geschäft lohnte sich kaum, denn mit Taschengeld wurden die Kinder zu jener Zeit knapp gehalten. Dennoch saß der Schausteller jeden Abend bis spät in der Nacht im nahen Wirtshaus und trank. Seine alltäglichen Zechbrüder waren der Doktor und ein slowakischer Scherenschleifer und Pfannenflicker. Letzterer befand sich auf der Wanderschaft und hatte für ein paar Tage Arbeit in der Stadt gefunden. Der Volksmund nannte diese unruhigen Gesellen Rastelbinder.

Diese drei, dem Alkohol verfallenen Männer, spielten Karten, rauchten und tranken, bis der Wirt die Sperrstunde bot. Bei ihrer Unterhaltung ging es meist recht laut zu. Der Slowake hielt im schlechten Deutsch mit, so gut es ging. Wenn er sich aufregte, verfiel er in seine Muttersprache und prompt bekam er von seinen Partnern die Antwort auch in den gleichen Lauten.

Am selbigen Abend feierten sie Abschied. Der Slowake wollte weiterziehen und gab eine Runde Rum nach der anderen aus. Die Zecherei dauerte an, bis sich der Wirt weigerte, eine neue Lage einzuschenken. Damit wurden die drei Männer nun unmittelbar vor die Tatsache gestellt, sich nun doch trennen zu müssen. Das schien ihnen

aber zu so „früher“ Stunde schwer zu fallen. Deshalb lud der Schausteller seine beiden Freunde noch zu einem Kaffee in seinen Wohnwagen ein. Freudig stimmten die Kumpane diesem Vorschlag zu. Unsicheren Schrittes strebten sie gemeinsam zur Festwiese. Weil ihr Stehvermögen äußerst schlecht war, hakten sie sich gegenseitig mit den Armen unter. Die Nacht zeigte sich still und klar. Im Licht der Sterne schimmerte das Kettenkarussell. Es spiegelte sich im Wasser der Zwodau. Das verzerrte Spiegelbild sah einer chinesischen Pagode ähnlich. Da fiel es dem Doktor ein, jetzt bei Nacht einmal auf der „Fliegerreitschul“, wie er das Karussell nannte, zu fahren. Das müsse einen Mordsspaß geben. Auch der Kastelbinder begeisterte sich dafür. Die Bedenken des Inhabers wurden überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. So blieb dem nichts anderes übrig, als dem Drängen nachzugeben. Er öffnete die zusammengekoppelten Sessel, ließ seine Freunde aufsitzen und schloß die Sicherheitsketten. Er ließ den Motor an und wollte dann erstweilens den Kaffee zubereiten, während das Ringelspiel sich dreht. Aber Musik müsse auch dabei sein, verlangte der Doktor. Ohne Musik sei die „Reitschul“ halb so schön. Der Schausteller widersetzte sich, das wäre Ruhestörung mitten in der Nacht. Er fürchtete um seinen Gewerbeschein, wenn jemand Anzeige erstattete. Der Doktor aber lachte und meinte, die Leute schliefen um diese Zeit wie die Toten, außerdem sei es bis zu den ersten Häusern recht weit, niemand würde etwas hören. So ließ sich der Mann beschwatzen und das Karussell drehte sich dann auch zu den Klängen der Orgel. Die krächzende Magnettonbandstimme sang „Marielchen saß weinend im Garten“. So eine Fahrt auf dem Karussell schien recht lustig zu sein, die beiden Fahrer sangen kräftig das Lied vom weinenden Marielchen mit.

Der Schausteller hob indessen im Wohn-

wagen den Wasserkessel auf den Spirituskocher und suchte nach der Kaffeebüchse. In dem Wagen war es noch angenehm warm. Die Müdigkeit überfiel den Ange-trunkenen mit Macht. Der genossene Alkohol drückte auf die Augenlider. Bis das Wasser ins Kochen geriet, dauerte es noch eine ganze Weile. Also legte er sich einen Augenblick auf das Ruhebett, nur ganz kurz wie er wähnte, um sein Gleichgewicht wieder zu erlangen.

Kaum hatte sich der müde Mann hingelegt, da schlief er auch schon fest ein. Selbst das Sprudeln des kochenden Wassers vermochte ihn nicht mehr zu wecken. Der Kessel kochte über und zischend löschte das Wasser die Spiritusflamme.

Den beiden Ringelspielfahrern war unterdessen recht kalt geworden. Schon längst begleiteten sie die Drehorgel nicht mehr mit dem Klang ihrer Stimmen. Unentwegt weinte noch das Marielchen im Garten und unaufhaltsam drehte sich das Karussell. Der Doktor ernüchterte mit jeder neuen Runde mehr. Der Slowake schimpfte bereits in seiner Muttersprache und rief nach dem Schausteller. Dieser jedoch schlief den Schlaf des Gerechten, was die beiden nächtlichen Flieger ja nicht wissen konnten. Sie segelten weiter durch die Luft und spätestens als ihnen die Zähne zu klappern angingen, fanden sie das Ringelspiel gar nicht mehr schön. Sie froren, schimpften und fluchten. Sie verwünschten ihren Kumpan und verdammten sein Karussell. Die Orgel holte zu immer neuem Anfang aus, die kratzende Stimme wiederholte Strophe um Strophe und die Kettensessel des Ringelspiels flogen schemenhaft durch die Nacht.

Schließlich riefen, ja schrien die beiden luftigen Gesellen recht kläglich aber aus Leibeskräften um Hilfe. Einmal mußte sie doch jemand hören und aufmerksam werden. In der Stille der Nacht mußte ja auch das Gedudel der Drehorgel auffallen.

Bis dann endlich Hilfe herbeikam, verging noch einige Zeit. Man holte den verschla-

fenen Schausteller aus seinem Wagen und brachte das Karussell zum Stehen. Halb betäubt rutschten die beiden Dauerfahrer aus den Sitzen. Sie zitterten am ganzen Körper und konnten auf keinem Bein mehr stehen. Hilfsbereite Leute brachten sie in das Krankenhaus.

Am nächsten Tag hieß es, sie hätten sich bei der nächtlichen, schier endlosen Fahrt eine Unterkühlung und den Drehwurm geholt. Jedoch nach einer knappen Woche versah der Doktor schon wieder seinen

Krankendienst. Erhobenen Hauptes, mit der unvermeidlichen Zigarette im Mund, ging er durch die Gassen der Stadt, als sei nichts gewesen. Er schien das Getuschel um seine Person gar nicht zu bemerken, oder es störte ihn nicht. Der Schausteller und der Scherenschleifer verschwanden und ließen sich im Ort nie wieder sehen. Alles Gespött, mitunter auch anzügliche Stichelei hatte der Doktor allein zu tragen. Er nahm es lachend hin und so verstummten die Spötter auch bald wieder.

Viktor Karell

Die Adventzeit in der deutschen Sage Böhmens

Von allen heiligen Zeiten des Kirchenjahres spielt in Sage und Brauchtum die kinderselige Weihnachtszeit auch in Böhmen die größte Rolle. Schon mit der Andreasnacht beginnen uralte Sagen zu raunen und zu flüstern, schwellen in der Adventszeit und der Thomasnacht immer stärker an, erreichen in der Christnacht einen wundersamen Höhepunkt und klingen langsam bis zu dem Dreikönigsfest hin aus.

In der Nähe des Sankt-Anna-Freithofes bei Bergreichenstein sah man alle Jahre in der Andreasnacht ein Feuer brennen und die Leute sagten, das sei ein Schatzfeuer. Ja, ein alter Mann wußte sogar zu sagen, wie man den Schatz heben könnte. In der Andreasnacht müsse man um zwölf Uhr am Freithofe nahe beim Eingang ein silbernes Hufeisen finden, dadurch bekäme man Macht, den Schatz zu gewinnen. Das hörte einmal ein beherzter Bursche und er nahm sich vor, sein Glück zu versuchen. Um halb elf Uhr abends ging er von daheim fort, nachdem er ein Butterbrot, geweihtes Salz, Weihwasser und eine geweihte Kerze eingesteckt hatte. Gegen elf Uhr langte er beim Freithofe an. Wie er durch die Eingangstür ging, besprengte er sich mit Weihwasser. Dann streute er ge-

weihtes Salz auf das Butterbrot und aß es auf. Endlich zündete er die geweihte Kerze an und suchte auf der Erde nach dem wunderkräftigen silbernen Hufeisen. Er leuchtete mit der Kerze den Boden überall ab, fand aber nichts. Verdrießlich machte er sich auf den Heimweg. Wie er jedoch aus dem Tore ging, sah er auf einmal das Schatzfeuer brennen. Er ging darauf zu und schaute es immerfort an. Es wurde immer kleiner und kleiner, bis es endlich ganz verging. Dafür aber lag an der Stelle eine schwere Truhe, die der Bursche hocherfreut heimtrug. Wie er dabei seine Stiefel auszog, bemerkte er erst, daß er sich das silberne Hufeisen festgetreten und so Macht über den Schatz erlangt hatte. In der Truhe aber war uraltes Geld. (Kollibabe).

Bei Jettentitz im Böhmerwald fließt eine wunderkräftige Quelle, der Goldbrunnen. Wer darin in der Andreasnacht badet und ein Sonntagskind ist, bleibt ewig jung und versteht die Sprache der Tiere. (Jungbauer.)

Auch die Adventzeit ist des Wunderbaren voll. Da ist es am Schwarzen See im Budweiser Kreise nahe am Böhmerwald nie geheuer; denn da kommen um Mitternacht vom Himmel drei feurige Hunde

herab und bewachen den See. Einst soll an dieser Stelle ein kühner Jäger gehaust haben, aber samt seinem Schloß hier versunken sein. (Strohmann.)

Einmal ging ein Böhmerwaldbauer in der Adventzeit zu seiner Scheuer, da wartete dort ein glühender Mann mit ausgebreiteten Armen und versperrte ihm den Weg. Entsetzt rannte der Bauer ins Haus zurück und weckte seine Leute. Sie fanden nur mehr glühende Fußstapfen, und die führten zu seinem Moor. (Watzlik.)

Auch durch die Allee, die im Leitmeritzer Gau von Drum nach Zönsnitz führt, wandelt die erste Adventswoche ein feuriger Mann. (Kern.)

Aus den zerstreut liegenden Blöcken auf der großen Kuppe des Spitzberges im Böhmisches Niederland steigen alljährlich zur Adventzeit bläuliche Flammen empor. Sie zeigen den geldbedürftigen Menschenkindern an, daß hier unermeßliche Schätze darauf harren, von einem Glücklichen gehoben zu werden. (Schlegel.)

Bei dem Dorfe Oberlohma im Egerland zeigt sich alle Jahre im Advent um Mitternacht ein Mann, der trägt Stiefel und Sporen, aber er ist ohne Kopf. Einmal saß eine alte Bettlerin am Wege und schlief vor Müdigkeit ein. Als sie aufwachte, war es schon sehr spät, der Mond stand hoch am Himmel und schien hell. Eben wollte sie aufstehen, da hörte sie hinter sich Schritte; sie schaute sich um und sah den kopflosen Mann vor sich stehen. Er fragte sie, wie sie heiße. Als sie keine Antwort gab, warf er ihr einen Tannenzapfen zu und sprach: „Auf Wiedersehn!“ Das Weib ging nach Hause, wurde krank und starb nach drei Tagen. Als sie begraben wurde, war der Tannenzapfen verschwunden und lag an derselben Stelle, wo ihn der kopflose Mann dem Weibe zugeworfen hatte. (Grohmann.)

In der Nähe des Dorfes Hartessenreut ist ein Brunnen, dessen Wasser heilkräftig sein soll. Am Rande dieses Brunnens

pflügt zur Adventzeit in der Nacht ein altes Weib zu sitzen, und wenn dann jemand vorbeigeht, so hockt sie sich ihm auf und läßt sich bis zum nächsten Kreuzwege schleppen; dort springt sie herab und eilt lachend zum Brunnen zurück. (Gradl.)

Doch noch schlimmere Dinge können sich in der Adventzeit ereignen; denn nicht bloß die Dämonen der verschiedensten Art sind los, um dem Menschen zu schaden, auch die Toten sind ruhelos und halten ihre Messe. In Bergreichenstein lebte eine alte gottesfürchtige Frau. Einmal zur Adventzeit weckte der Mond das alte Waberl auf, und sie sah die Küche licht und meinte, es graue schon und sie habe verschlafen. Da warf sie den Mantel um und eilte zur Nikoleikirche, daß sie die Frühmesse nicht versäume. Kein Mensch war auf der Gasse, aber das wunderte die Alte nicht, sie meinte, die Leute wären alle schon in der Messe. Die Kirche war hoch erleuchtet, drin spielte die Orgel und die Leute sangen dazu. Da setzte sich das Waberl in ihren Stuhl. Wie sie aber um sich schaute, da sah sie einen fremden Pfarrer am Altar und in den Bänken saßen wildfremde Leute in vergangenen Trachten und auch Bekannte und Verwandte, aber das waren lauter Verstorbene, und darunter saßen auch ihre toten Eltern, doch kümmerten sie sich gar nicht um sie. Viele schauten das Waberl mit scharfen feindseligen Augen an. Da kam ihre verstorbene Taufpatin zu ihr und warnte sie und wisperte, sie solle verkehrt aus der Kirche gehen und beim Tor den Mantel fallen lassen. Das Waberl folgte und ging in großer Angst rücklings zur Tür. Da schossen alle die wilden Toten auf sie zu. Schnell warf sie den Mantel weg und sprang zur Kirche hinaus und rannte heim. Da schlug es ein Uhr. In der Frühe fand man auf jedem Grab einen Fetzen des Mantels. Das Waberl aber überlebte den Schrecken nicht lange. (Watzlik.)

Dasselbe geschah einer Frau aus Rosental bei Graupen, als sie in der Prokopikirche

zur Rorate ging. Auch sie starb wenige Tage nach dieser Geistermesse. (Hübner.) In dem Ortnermichelhause in Friedberg lebte vor mehr als hundert Jahren ein roher, wüster Mann; der fluchte den ganzen lieben Tag und glaubte nicht an Himmel und Hölle. „Der Mensch stirbt wie das Vieh“, sagte er, und das war sein Glaubenssatz. Als er aber eines Abends in der heiligen Adventzeit das Vieh im Stalle gefüttert hatte und nur noch eine Gabel Streu holen wollte, da wurde er plötzlich von einer unsichtbaren Hand erfaßt, und in die Lüfte gehoben und entführt. (Jungbauer.)

Mancher aber hat in der Adventzeit sein Glück gemacht, besonders wenn er sich liebevoll und freundlich zeigte. In Graslitz ging ein junger Bursche einmal früh morgens in die Rorate. Da begegnete ihm auf dem Wege ein altes Männlein, das bat ihn: „Ach, junger Freund, ich bin ganz unsicher auf dem glatten Wege, sei doch so gut und führe mich bis zu meiner Wohnung!“

Der Bursche hatte Mitleid mit dem Alten und auch sah er, daß dieser schwach sei und kaum gehen konnte. Als sie eine Strecke gegangen waren, führte ihn das Männlein in einen unterirdischen Gang und befahl ihm: „Sieh dich ja nicht um!“ Sie gelangten darnach in ein weites Gewölbe; dort sperrte der Alte mehrere Kisten auf, aus denen strahlte dem Burschen pures Gold und Silber entgegen. Nun deutete der Greis mit dem Finger auf diese Schätze und sprach: „Nimm dir als Lohn soviel als dir beliebt!“ Der Junge füllte schnell seine Taschen, es war ihm jedoch ganz unheimlich geworden, weshalb er sich rasch umwandte. Da entstand ein furchtbares Krachen, der Alte verschwand und ringsum war es stockfinster. Durch eine kleine Ritze in dem zerborstenen Gemäuer drang das Tageslicht. Zu gleicher Zeit bemerkte der Bursche ein Kistchen mit Gold vor seinen Füßen. Er ergriff es mit zitternden Händen und arbeitete sich mühsam aus dem unheimlichen Orte hervor. Verwundert

fand er sich am Hausberge. Daheim erst öffnete er die Kiste und zählte die Goldstücke. Das alte Männlein hatte ihn zu einem reichen Manne gemacht. (Brandl.) Wenn der Wind durch den Kamin bläst, und es dann im Ofen heult, so sagen die Leute im Böhmischem Mittelgebirge, daß es die Melusine sei. Zwölf Tage vor Weihnachten tobt die Windsbraut am tollsten. Die Leute nehmen Äpfel und Nüsse und werfen sie in den Ofen. Sie sagen dabei, daß sie der Windsbraut zu essen geben. Dann knallen sie auch mit der Peitsche und laufen so im Hofe oder in der Stube umher, um die Windsbraut zu vertreiben. (Hübner, Kern.) In der Christnacht fliegen sogar die toten Seelen mit ihr. Mit denen klagt und wimmert sie. Eine Frau in Lobositz nahm immer einen Teller mit Mehl und warf das Mehl draußen in die Luft, „denn“, so meinte sie, „das beruhigt die Melusine.“ (Kern.)

Eine heilige Nacht ist vor Weihnachten noch die St. Thomasnacht. Im nördlichen Böhmischem Gebirge und im angrenzenden Egerlande hütete man sich, in der Thomasnacht zu spinnen, denn man fürchtete, daß Frau Holle komme und die Frevler bestrafe. Da ging einmal in der Umgebung von Neustadt bei Tachau ein junges Mädchen in die Rockenstube, ohne daran zu denken, daß Thomasabend war. Es war erstaunt, daß die Stube leer war, begann zu spinnen und meinte, die anderen Mädchen kämen wohl noch nach. Das dauerte so bis neun Uhr. Da aber öffnete sich die Tür und herein trat Frau Holle mit ihrem Gefolge. Sie war klein und häßlich und auch ihre Begleiter waren kleine, mißgestaltete Wesen. Mit furchtbarer Stimme sprach sie zu dem Mädchen: „Weißt du nicht, daß man an diesen Abenden nicht spinnen soll?“ Dann gab sie ihrem Gefolge ein Zeichen; es fiel über die Frevlerin her und peitschte sie solange mit Ruten, bis sie ohnmächtig zu Boden sank. (Jungbauer.) Im Egerland war auch einmal ein fleißiges Bauernmädchel, das spann auch ohne in der

Thomasnacht sich was zu denken. Wie es so allein spann, hörte es auf einmal vom Hausflur her einen Dudelsack und eine Geige klingen; es wurde ein Tanz aufgespielt und jauchzende Stimmen begleiteten die tolle Weise. Dabei ging die Stubentür auf und ein seltsamer Zug kam herein. Voran zwei Männer, einer mit einem lächerlichen Schelmengesichte, der blies einen alten, geflickten Dudelsack, der andere, ein krummbeiniger, buckliger Kerl, strich eine dreisaitige Geige. Hinter ihnen tanzten drei häßliche alte Weiber einher und zuletzt kam noch ein rothaariger Kerl in Bauerntracht angetanzt, der riß die erschrockene Spinnerin trotz ihres Sträubens an sich und drehte sich mit ihr in seltsamen Sprüngen herum. Wie das Mädchen so verstört und entsetzt zu Boden sah, verlor ihr Tänzer gerade bei einem seiner wilden Sprünge einen Schuh und sie bemerkte, daß er einen Pferdefuß hatte.

Voll Schreck dachte sie an die Flucht; sie löste während des Tanzes langsam ihre Schürze, und als sie in die Nähe der Tür kam, warf sie ihrem Tänzer das Schürchentuch ins Gesicht und sprang mit dem Rufe „Jesus Christus!“ hinaus. Hinter ihr erscholl ein gräßliches Geheul und es folgte ein Getöse, als ob das Haus einfallen wollte. Draußen aber hörte sie eine milde Stimme, die sagte zu ihr: „Lena, das hat dir Gott geraten!“ Die Spinnerin mußte vor Schreck sogleich zu Bett gehen und sie lag einige Tage lang am Fieber darnieder. Dagegen nahm eine Teufelsbeschwörung in der Thomasnacht ein bitteres Ende. War da einmal in Wihorschen bei Prachattitz ein armer Schuster. Der sollte zum Militär ausgehoben werden. Er flüchtete mit drei anderen Schicksalsgenossen vor den Häschern. Lange irrten sie herum und wußten schließlich nicht mehr wo ein und wo aus. Da riefen sie den Schwarzen um Hilfe an. Es war gerade in der Thomasnacht. Vorher fasteten sie, bis die Sterne am Himmel standen, dann machten sie einen Kreis, besprengten ihn mit Weihwas-

ser und stellten sich hinein. Bald hörten sie in der Luft ein lautes Geschrei: „Weicht's aus, weicht's aus!“ Der Jüngste fürchtete sich und sprang aus dem Kreise heraus. Da erscholl ein gräßlicher Schrei und die anderen sahen von ihm nichts mehr. Sie durften auch ihr Lebenlang nichts davon erzählen. (Jungbauer.)

In der Thomasnacht ist aber auch schon die Vorschau möglich. In einem Dorfe nicht weit von der Eger lebte vor längerer Zeit ein reicher Bauer. Dieser ging einmal an einem Thomasabend um Mitternacht auf einen Kreuzweg, um dort alles, was sich im nächsten Jahre ereignen würde, vorher zu schauen. Er zog mit geweihter Kreide einen Kreis um sich und wartete nun, bis die Geisterstunde schlug. Wie es vom Dorfe her Zwölfe schlug, hörte er von weitem Pferdegetrabe und Peitschenknallen. Nach einer Weile sah er einen schwer beladenen Wagen, von vier kohlschwarzen Rossen gezogen, auf sich zukommen und neben dem Wagen schritt ein riesiger Mann mit rotem Haare und Bart, der dem Bauer laut schrie, er solle ausweichen. Der aber blieb ruhig stehen und der Spuk verschwand mit einem lauten Knall. Wieder nach einer kurzen Zeit kamen etliche Haufen Soldaten in die Nähe und schossen und stachen aufeinander los, während etwas entfernter Kanonen krachten. Plötzlich flog eine Kugel knapp an seinem Kopfe vorbei; mit einem Schrei sprang der Bauer aus dem Kreise und fiel ohne Besinnung zu Boden. Bald darauf starb er.

So zeigt der Adventkreis im Sagenschatz Böhmens eine reiche und bunte Welt. Die Natur ist ja schon längst schlafen gegangen und die Menschen sind einander näher gerückt, körperlich und seelisch. Das bescheidene Licht der Lampe leuchtet in stiller Klausur und der Weihnachtsbaum winkt mit Kerzenschimmer und Tannenduft und feierlichem, mitternächtigem Läuten. Namentlich im Rockenstubenbrauchtum war unsere Sage tief verankert.

Ein Hochgebirgstal

Der Peters- oder Lange Grund im Riesengebirge

Drei gewaltige Hochgebirgstäler, die landschaftlich stark an die Alpenwelt erinnern, prägen die Gebirgswelt um Spindelmühle: der Elbgrund, der Weißwassergrund und der Peters- oder Lange Grund. Letzterer ist eine der schönsten Partien des Riesengebirges. Der Grund hat eine Länge von 6,5 km, streicht gleichlaufend mit dem Weißwassergrund und mündet bei Spindelmühle in das Elbtal.

Sein enges, wildromantisches Tal, das vom Petersseifen (Klausenwasser) durchrauscht wird, dessen zwei Quellbäche am doppelgipfligen Brunnberg ihren Ursprung haben, wird eingefasst von den riesigen, zum größten Teil stark bewaldeten Hängen des Ziegenrückens und Hinterwiesenberges im Norden, der Planur, dem Heuschober und der Eisenkoppe im Süden, während im Osten die Geiergucke schroff den Ausgang sperrt.

Hochromantisch sind auch die am rechten Ufer des Klausenwassers einmündenden Seitentäler: Hohler Grund, Kleiner Grund, Grüner Grund, Krummer Grund, Klausengrund. Der vom R.-G.-V. angelegte Weg führt von St. Peter, das am Eingang in den Petersgrund liegt, an der Südlehne des prächtigen Grundes mit allmählicher Steigung hinan; vorüber an einem alten stillgelegten Bergwerk und dem steil 500 m herabkommenden Klausengrundbach, wo auch das Wildwasser des Krummen Grundes einmündet. Der Fuß des Hochwiesenberges (1555 m) wird hier durch die Bachläufe der Seitentäler des Langen Grundes mehrfach geteilt und heißt „Die Kammeln“. Nach und nach bleibt bei der Weiterwanderung der Wald zurück und der Weg wendet sich nach rechts dem Heuschober (1317 m) zu, der ebenso wie der Plattenberg (1426 m) hier steil zum Großen Grundbach abfällt.

In seinem letzten Teil an der Südseite der

Brunnberge ist der Lange Grund, in dem auch öfters schon Lawinstürze vorkamen, ungemein öde und einsam, wie auch der Weg sehr steil wird, doch entschädigt der Blick auf die ringsum gelagerten Bergriesen die Mühen des Aufstieges. Endlich hat man nach Überwindung von 653 m Steigung die Hochfläche der Geiergucke (1363 m) mit der Geierguckenbaude am letzten Abfall des Hochwiesenberges erreicht und genießt hier eine herrliche Aussicht ins Aupatal mit seinen Seitentälern und auf die Schneekoppe. Durch die Hochwasserkatastrophe vom 30. Juli 1897 wurde der Touristenweg durch den Langen Grund auf der Talsohle teils verschüttet, teils fortgerissen, später vom Riesengebirgsverein aber wiederhergestellt.

Noch abwechslungsreicher und bequemer als dieser Petersgrundweg ist der neue Heuschoberweg zur Geiergucke, der gleichfalls prächtige Einblicke in den Grund gewährt. Die aussichtsreiche Wanderung auf diesem Gebirgsweg führt am rechten Ufer des Klausenwassers bergan, bei der zweiten Geröllsperre über den Bach und am Nordabhang der Planur (1190 m) mit stetiger, aber geringer Steigung über vier Zuflüsse des Klausenwassers, später in Windungen am Abfall des Heuschobers empor, wobei die Aussicht an Schönheit ständig zunimmt, bis man weiter oben bei den sogenannten „Schübeln“ (Schneerutschen, Lawinstellen) einen der erhabendsten Ausblicke des ganzen Riesengebirges in den oberen wilden Kessel des Langen Grundes und auf die ungemein steil abstürzenden Wände des Ziegenrückens (1424 m) und des Hochwiesenberges hat.

Auf der Höhe verläuft dann der Weg zwischen dem Heuschober rechts und dem Plattenberge links hinüber zu den Keilbuden (1300 m), die in aussichtsreicher



Weißwasserfall und -Baude

Vom herrlichen Weißwasser links zur Leierbaude und weiter aufwärts die schöne Weißwasserbaude mit ihrem Wasserfall. Und Wasserfall auf Wasserfall immer wieder, wenn wir den Wanderweg hinauf gegen die Koppe schreiten. Zu beiden Seiten die schroffen Felswände, und nach einiger Zeit stehen wir wieder oben auf dem Koppenplan und freuen uns an dem prächtigen Panorama, so weit das Auge reicht.

Lage am Südrhang des Heuschobers liegen und eine der höchstgelegenen Bau- und Bergengruppen des Riesengebirges sind. Hier hat die Kleine Elbe (Keilbach) ihren Ursprung, deren tiefeingeschnittenes Tal von großer Schönheit ist. Von den Keilbauden gelangt man nördlich in einer halben Stunde auf die mit Knieholz bestandene Kuppe des Heuschobers, wo der Wanderer abermals eine großartige Aussicht auf den Langen Grund, das tief unten liegende Alt-St.-Peter und die herrliche Gebirgswelt

ringsherum genießt. Östlich, immer auf der Höhe bleibend, führt der Weg weiter zur Glimmerschieferkuppe des Plattenberges mit Schutzhütte und steigendem Schutzwand, von wo man auf den Weg zur Geiergucke hinabsteigt, der sich 100 Schritt östlich unter dem Gipfel hinzieht. Alt-St.-Peter am Klausenwasser, das als ältester Ortsteil von Spindelmühle in seinem Charakter einem Alpendorf ähnelt, verdankt sein Entstehen dem uralten Bergbau auf Silber und Kupfer im Langen- oder St.-Peters-Grund, der dort bereits am Anfang des 15. Jahrhunderts betrieben wurde. Urkundlich wird die kleine Bergleutensiedlung am „St.-Peter-Seifen“ erstmals in den Jahren 1516 bis 1521 erwähnt. Damals hatte König Ludwig die Gruben der Bergwerkssiedlung mit Gnaden und Fristungen ausgestattet. Sehr oft genannt wird St. Peter auch gegen Ende des 16. und in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts in den Aufzeichnungen der Stadt Hohenelbe über den Bergbau der damaligen Herrschaft. So erfahren wir u. a., daß die Stadt ihren Anteil an den Kupfer- und Silbergruben im St.-Peters-Grund im Jahre 1618 weiterverkauft hat.

Wahrscheinlich bereits vor 1600 bestand in der Ansiedlung ein dem hl. Petrus geweihtes Kirchlein, die St.-Petri-Kapelle, die ursprünglich aus Holz erbaut war und später durch Steinbau ersetzt wurde, der jedoch schon 1735 als Ruine bezeichnet wird. Schwer litt die Gebirgssiedlung durch die Brandschatzungen und Zerstörungen der Schweden im Kriegsjahr 1630, durch die der Bergbau für viele Jahre zum Erliegen kam.

Zwar wurde dieser 1687 wiederaufgenommen, mußte aber 1704 erneut für einige Jahre und 1725 gänzlich eingestellt werden, nachdem Wolkenbrüche und Lawinen wiederholt alle Anlagen zerstört hatten. Immerhin war der Bergbau auf Silber im St.-Peters-Grund einer der bedeutendsten der Sudeten und hatte bis 1725 Metall im Werte von 109000 Gulden erbracht. 1858 unternahm man einen abermaligen



Sudetengau — Hohenelbe im Riesengebirge

ernsthaften Versuch, die stillgelegten Bergwerke wieder in Betrieb zu setzen, doch wiederum vernichteten Lawinenstürze und Überschwemmungen bald darauf die kostspieligen Anlagen. Die kleinen Versuche, den Bergbau im Petersgrund wiederaufleben zu lassen, wurden 1907 und 1914—1918 unternommen, doch war auch diesen kein Glück beschieden, da die hohen Kosten für die Instandhaltung der Anlagen und Arbeitsentschädigungen die Erträge der Gruben weit überstiegen. Reste der alten Bergwerkstollen im Talgrund, wo zuletzt auf Schwefelkies gegraben wurde, sind noch heute zu sehen.

Was dem prächtig gelegenen Baudendorf im St.-Peters-Grund im 18. Jahrhundert an Bergsegen verloren ging, das gewann es später durch den aufblühenden Fremdenverkehr, da es nicht nur zum bekanntesten, sondern auch zum meistbesuchtesten Ortsteil der Gemeinde Spindelmühle wurde. 1835 hieß die Gemeinde allgemein noch St. Peter. Die alte Mahlmühle von Alt-St.-Peter wurde 1734 aufgelassen und an der Stelle im jetzigen Ortsteil Spindelmühle, wo man später das „Hotel Spindel-

mühle“ erbaute, neuerrichtet. Nach dieser Spindler-Mahlmühle, die einem Müller Spindler gehörte, erhielt die Gebirgssiedlung ihren Namen.

Ursprünglich taucht der Name „Spindelmühle“ 1793 erstmals auf, in welchem Jahre Kaiser Franz I. dem Gebirgsort den Bau eines neuen Kirchleins bewilligte, dessen Fertigstellung sich aber bis zum Jahr 1807 verzögerte. In diesem Gotteshaus fand das alte Altarbild und auch das Sterbeglöckchen aus der alten Kapelle von Alt-St.-Peter Aufnahme.

Sieh, wie ströhet aus des
 Eines Urtanks auf in weisser
 Stern an Äthern erblickt,
 Aus die Sonne wieder auf
 Und ein Ahrun atmet
 Grenzlos aus jedem Dort
 In der Nähe, auf der
 Segnet GOTT den
 neugeschafften Tag.

Das Faltengebirge und „Maria Stern“

Die Sternkapelle erbaute Kilian Dientzenhofer
Prächtige Sicht von der „Elisabeth-Höhe“



Maria-Schnee (1709) am Fuße des Sterngebirges

Zwischen Nachod, Reinerz und Wünschelburg breitet sich im böhmisch-schlesischen Grenzraum als ausgedehntes Plateau das Sandsteingebirge der Heuscheuer aus, das eine Breite von 3 bis 4 km und eine mittlere Seehöhe von 700 m besitzt und als dessen nördlicher Ausläufer das Faltengebirge oder der „Sternrücken“ zu bezeichnen ist, der sich von Passendorf am Fuße der Großen Heuscheuer bis über den „Stern“ (674 m) bei Braunau erstreckt und an welchen bewaldeten Höhenzug sich wiederum die Felsen von Adersbach und Wekelsdorf anschließen.

Von Braunau gelangt man auf den „Stern“ in eineinhalb Stunden südwestlich auf Feldwegen über den Ort Weckersdorf.

Dabei kann man bei Grabenübergängen oft über Bretter, die mit dem Namen eines Verstorbenen („Tötenbretter“) bezeichnet waren, eine Einrichtung, die an den Pinzgau im Bayerischen Wald erinnert. Weckersdorf selbst ist dadurch von Interesse, daß in eines der sogenannten Ziegelhäuser des Dorfes am 14. Juli 1847 ein 17 1/2 kg schwerer Meteorstein schlug, der durch das Dach und die Zimmerdecke fuhr und im Fußboden stecken blieb. Ein weiterer, am gleichen Tag ganz nahe bei Braunau gefallener Meteorsplitter wurde von einem Tagelöhner in Hauptmannsdorf an einem Feldrand gefunden, wo er 60 cm tief in die Erde eingedrungen war. Dieser Stein wog 24 kg.

Am Ursende von Weckersdorf erfolgt am Saum des Waldes beim früheren Gasthaus „Amerika“ links hinauf unter Vermeidung aller Nebenwege der Aufstieg auf den Gipfel des „Stern“, wobei man zunächst bei einer kleinen Kapelle „Maria Schnee“ (erbaut 1709) vorbei kommt und hinter dieser im schönen Wald steil ansteigend in 35 bis 40 Minuten zur Spitze des Berges gelangt, der mit einer sternförmigen Barockkapelle, genannt „Maria Stern“ (St. Maria stella matutina), gekrönt ist, welche zum Kloster Braunau gehörte und das höchstgelegene Kirchlein im Braunauer Ländchen bildete. Neben der Kapelle befand sich ein Forst- und Gasthaus mit guter Verpflegung.

Seinen Namen „Stern“ verdankt der Berg rücken einem Holzkreuz mit einem vergoldeten Blechstern, das im 17. Jahrhundert der Abt Thomas Sartorius aus dem Braunauer Kloster auf dem Berggipfel errichten ließ. Kilian Ignaz Dientzenhofer (1689—1751), der berühmte Prager Bau-

meister, der, wie schon sein Vater Christoph Dientzenhofer (1655—1722), bis zu seinem Tode im Dienste der Braunauer Äbte stand und in der dortigen Gegend mehrere herrliche Kirchen schuf, erbaute 1733 das in Form eines fünfzackigen Sterns errichtete und der Gottesmutter geweihte Bergkirchlein, das 1786 zwar als Wallfahrtskapelle aufgehoben, unter Abt Nepomuk Rotter 1853 aber restauriert und neu ausgestattet wurde. In der Folgezeit bis zur Vertreibung der deutschen Bewohner war die Bergkapelle wieder eine besuchte Wallfahrtsstätte. Unter großen Volkszulauf wurde alljährlich hier am Sonntag nach dem 5. August das Fest Maria Schnee gefeiert.

Aber nicht nur der Barockkapelle wegen war der „Stern“ an Sonn- und Feiertagen ein vielbesuchtes Ausflugsziel der Bewohner der Umgebung, sondern auch der schönen Fernsicht und der bizarren Felsgestaltung willen kamen viele Touristen von nah und fern hierhergezogen. Die Fernsicht konnte man sowohl von der Veranda des Gasthauses wie südöstlich von der nahen Elisabeth-Höhe (704 m), den höchsten, frei gelegenen Punkt, der auf der Generalstabkarte mit „Geierskorb“ bezeichnet wird, genießen. Der Besucher hat hier einen herrlichen Blick auf das zu Füßen liegende Braunauer Ländchen, während im Nordwesten die Kuppen des Riesengebirges und des Waldenburger Berglandes, und östlich die Heuscheuer und andere Erhebungen aus der Grafschaft Glatz zu ihm herübergrüßen. Die Elisabeth-Höhe erreicht man sehr bald hinter der Kapelle zwischen den Felsen des malerischen Schmiedegrundes, wo sich vor und hinter der Erhebung der Pfad zu einem ähnlichen Felsenlabyrinth wie auf der Heuscheuer auf tut. Die Führung durch die Felsen des Schmiedegrundes, auch „Weckersdorfer Felsenstadt“ geheißen, erfolgte gegen Gebühr. Der untere Teil des Grundes ist schon bewaldet und die gewaltigen, bizarr gestalteten Felsmassen gruppieren sich mit den Waldbäumen

zu prächtigen Bildern. Verschiedentlich finden sich am Fuße der Steine Löcher, die als Spuren einstiger Schatzgräberei gelten. Durch eine Grotte eingestürzter Felsen führt der Pfad in das großartige „Felsen-theater“, dessen Szenerie wie gemacht für die „Wolfsschlucht“ im „Freischütz“ erscheint; ein greller Pfiff gibt ein mehrfaches Echo in den Felskulissen. Am nord-westlichen Ende des Grundes liegt das tschechische Dorf Groß-Labney.

Weitere besuchenswerte Punkte des Fal-tengebirges, das auf verschiedenen Karten fälschlich „Falkengebirge“ genannt wird, sind außer dem „Stern und der Elisabeth-Höhe der Hutberg und die Ringelkoppe (772 m). Den gut angelegten und früher weiß bezeichneten Touristenweg von der Elisabeth-Höhe weiter folgend, überschreitet man den langgestreckten Rücken des Sandsteingebirges und kommt in ab-wechslungsreicher, mehrstündiger Höhen-wanderung, die meistens durch Wald führt, nach Passendorf, von wo beim früheren Gasthaus Teuscher ein direkter Weg südöstlich steil hinauf auf die Heuscheuer (919 m ü. d. M.) führt, welche die höchste Erhebung des Quadersandsteines bildet. Es empfahl sich jedoch für diese Tour, bei der man die Landesgrenze überschritt, Proviant mitzunehmen, da ab dem Gasthaus auf dem „Stern“ unterwegs kein Trunk bis Passendorf, das bereits auf schlesischem Gebiet liegt, mehr zu haben war.

Er ist's

*Frühling läßt sein blaues Band
wieder flattern durch die Lüfte;
süße, wohlbekannte Düfte
streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
wollen balde kommen.*

*— Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab ich vernommen!*

Eduard Mörike

Heimatlos — zum zweiten Mal

„Wo findet die Seele, die Heimat, die Ruh...?“ An dieses alte Kirchenlied mußte ich denken, als mir aus dem ins neue Leben hinübergeretteten Koffer einige Bilder meiner schlessischen Heimat in die Hände kamen. Es waren Fotoaufnahmen vom schönen Zillertal im Riesengebirge, darunter, dessen Bewohner innerhalb von einhundertundzehn Jahren zum zweiten Mal ihre Heimat verlieren mußten.

Zillertal im Riesengebirge wurde im Jahre 1837 von ausgewanderten Tirolern gegründet, die wegen ihrer Glaubenskämpfe zur Auswanderung gezwungen wurden. Ein unduldsamer Bischof wollte die aufrechten Protestanten drängen, zur katholischen Lehre zurückzukehren, was sie mannhaft verweigerten. Da ihnen auch der „gute“ Kaiser Franz nicht beistand, zogen sie entschlossen die Konsequenzen. Durch Vermittlung der Gräfin Wardenburg auf Buchwald im Kreise Hirschberg wurde ihnen von König Friedrich Wilhelm III., in der Nähe seines Schlosses Erdmannsdorf die Ansiedelung gestattet.

So langten unter der Führung des Schuhmachers und Webers Johann Fleidl im Jahr 1837 auf dem Grund von Schmiedeberg 442 Zillertaler Bauern und Handwer-

ker an, und zwar in vier großen Trecks vom 20. September bis zum 17. Oktober, wie in der Chronik der Evangelischen Kirchengemeinde zu Schmiedeberg vermerkt war. Johann Fleidl hatte das Tal an der Lomnitz gewählt, um seinen Landsleuten eine zweite, von Bergen umkränzte Heimat zu geben. Im tirolischen Zillertal allerdings ragten die Felsen steiler empor und umschlossen das Dorf von drei Seiten, so daß auch die Bahnstrecke in jenem Bergwinkel ihr Ende fand. Am Fuße des Riesengebirges dagegen breitete sich der Talgrund weiter aus, doch die Schneekoppe ist nahe und auch das Rauschen der Lomnitz, der aus dem Melzergrund kommende Wildbach. Acker, Weiden und Wälder ringsum waren aber imstande, den Auswanderern die neue Heimat ans Herz wachsen zu lassen.

Es wurden im Jahre 1838 an drei Siedlungsplätzen in verhältnismäßig kurzer Bauzeit 65 Tiroler Häuser errichtet und bezogen. Dafür wurden 98088 Reichstaler und 26 Silbergroschen aufgewendet — ein Geschenk des Preußischen Staates an die Einwanderer. Diese hatten selbst über 130000 Gulden mitgebracht zum Ankauf von Grund und Boden.

Ihrer alten Überlieferung getreu, schufen



Am Sonntag, wenn zur Kirche geht
Von fern und nah, Jung und Alt,
Weil dort der Herrgott näher weilet,
Wo froher Sang zum Hütel schallt.
Da wanket niterns auch am Strege
Dem Kirchlein zu ein Greisepaar
Und weil ihm grad auf seinem Wege
A Sprocherstäng die Fremd ihm war:
„Du lieber Gott — die Witt' erschalt' —
Erhalt uns deutsch den Böhmerwald!“

Sorge um die deutsche Heimat



„Tiroler Bauernhaus“, Haus Nr. 16 in Erdmannsdorf/Kreis Hirschberg

die Zillertaler ihre typischen Tiroler Häuser mit den Holzverschalten Wänden und den umlaufenden Balkonen des Oberstocks. Sie trugen weiterhin ihre bei der Auswanderung mitgeführten und vererbten Trachten. Diese echten Tiroler Gewänder sah ich zum ersten Mal bei der Schreiberhauer Preußler-Huxt. Und ich war auch in den späten zwanziger Jahren einmal zu Gast auf einer Hochzeit eines Tiroler Nachkommens mit dem im österreichischen Zillertal oft vorkommenden Namens Schönherr. Bei dieser Gelegenheit muß ich auf eine kleine stilistische Besonderheit hinweisen: in Tirol schreibt man das Wort Zillertal, als ohne „h“, während man damals in Preußen zur friderizianischen Zeit und später das Wort „Thal“ schrieb. Und so lautete das Bahnhofsschild bis zum Jahre 1945 auch dementsprechend „Erdmannsdorf-Zillertal“. In der Nähe dieses Bahnhofs stand das Johann-Fleidl-Denkmal, das den sauber ausgemeißelten Kopf des Tirolerführers aufwies. Die Rückseite des Gedenksteines trug die Inschrift: „Zur Erinnerung an die Auswanderung der Zillertaler 1837, ge-

widmet von seinen Landsleuten. 23. September 1890.

Nicht weit von diesem Denkmal entfernt, steht das alte Johann-Fleidl-Haus, im Garten die vertraute Zirbelkiefer. Deren Samen hatten die Auswanderer mitgeführt und in den Boden ihrer neuen Heimat gesenkt. Bemerkenswert ist auf der Rückseite der Tiroler Häuser eine aufgeschüttete Zufahrt, die es ermöglicht, daß die Erntewagen bequem in die hochgelegene Tenne fahren können.

Nun ist der Zitherklang verweht. Verweht sind auch die Spuren der schlesischen Zillertaler, die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erneut ihre Heimat verlassen mußten.

Schweigend ragen die Gipfel des Riesengebirges gen Himmel wie eh und je. Nur Rübezahl lauscht vergeblich den frohen Liedern nach, die auf den Lippen der Menschen erstorben sind, die einst diesem Tal das Gepräge gaben. Und manchmal noch weckt der Bergwind in den Zweigen der Zirbelkiefern den Seufzer der gequälten Kreatur.

Böhmens größtes Industriellen-Genie

— Johann Liebieg aus Braunau —



Mit der Geschichte der böhmischen Textilindustrie auf das engste verbunden ist der Name der Weltfirma Liebieg & Co., deren Begründer, Johann Liebieg, am 7. Juni 1802 als Sohn eines armen Tuchwebers zu Braunau in Böhmen geboren wurde. Der Aufstieg dieses Mannes vom einfachen Handwerker und Hausierer zum Großindustriellen und Großgrundbesitzer ist geradezu einmalig, wenn man bedenkt, daß Johann Liebieg als Knabe kaum die nötigste Volksschulbildung erhalten hatte und bereits mit neun Jahren, nach dem frühzeitigen Tod seines Vaters (1811), für den Broterwerb der Familie mitzorgen mußte. Bei dem Braunauer Meister Kaspar Werner erlernte Johann die Tuchmacherei und gleichzeitig auch die Appretur, Färberei und Tuchschererei kennen. Doch befriedigte den aufgeweckten und wißbegierigen Knaben dieser begrenzte Wirkungskreis nicht lange, er wollte noch mehr und Neues hinzulernen, weshalb er sich schon mit 15 Jahren auf die Wanderschaft begab und 1818 als schlichter Tuchmachergehilfe in der gewerbefleißigen Stadt Reichenberg seinen Einzug hielt. Diese größte deutsche Stadt Böhmens war ja schon damals einer der Hauptsitze der sudetendeutschen Tuchindustrie. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß Johann Liebieg hier seine Ausbildung zu vervoll-

ständigen trachtete. Das Glück war ihm aber zunächst nicht hold. Mehrere Meister, bei denen er um Arbeit vorsprach, wiesen ihn ab, so daß er sich schließlich auf einen Hausierhandel mit allerlei Kurzwaren verlegte, der ihm immerhin soviel einbrachte, daß er schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit zusammen mit seinem älteren Bruder Franz eine Schnittwarenhandlung eröffnen konnte. Mit dieser Firma „Gebrüder Liebieg“ war nun der Grundstein zu dem industriellen Aufstieg der späteren Weltfirma Liebieg gelegt.

Dank der kaufmännischen Begabung, Geschäftstüchtigkeit und Gewandtheit Johann Liebiegs, der auch zwei Auslandsreisen nach Frankreich und England unternahm, gelangte das Geschäft rasch zu großer Blüte, so daß die beiden Brüder 1826 mit der eigenen Tuchherstellung in Reichenberg beginnen konnten. Sie stellten zunächst einige Handwebestühle zur Erzeugung wollener Thibets und Satin-clots auf, bis es ihnen zwei Jahre später (1828) gelang, die der Firma Ballabena & Co. gehörige Baum- und Schafwollspinnerei in „Josephinenthal“ bei Reichenberg zu erwerben, deren Betrieb sie auf Dampfkraft und mechanische Webstühle umstellten. Durch zahlreiche Zu- und Neubauten entstand im Laufe weniger Jahre an dieser Stelle ein großartiger, allen Anforderungen moderner Technik entsprechender Gebäudekomplex mit Weberei, Appretur, Kammgarnvorspinn- und Streichgarnspinnerei, zu dem sich später auch noch ein Preßgebäude, eine Schafwolldruckerei (1832), je eine Dampf- und Kraftweberei (1833) und eine mit 5400 Spindeln ausgestattete Norstedspinnerei gesellten.

Da sich sein Bruder Franz bald wieder von dem Großunternehmen trennte, blieb Johann Liebieg Alleininhaber der vielen Werke, die er durch die Auffindung immer

neuer, konkurrenzfähiger Industrieartikel, wie auch durch sein großes kaufmännisches Talent weiter zu mehren vermochte. So entstanden unter anderem Zweigbetriebe in Tannwald, Liebenau, Polaun und Grünwald, während er 1841 in Modling bei Wien eine Färberei und Appretur und 1844—1845 in Swarow, Bezirk Tannwald, eine riesige Baumwollspinnerei und Weberei errichtete. Besonders das letztere Werk in Swarow verdient lobend hervorgehoben zu werden, da es auf einer bis dahin fast „unzugänglichen Wildnis“ angelegt wurde und somit mit der industriellen Mission auch eine kolonialisatorische verbunden war. Weitere Baumwollspinnereien und Webereien errichtete Liebieg 1854 in Haratitz und 1856 in Eisenbrod an der Iser. Im Bezirk Friedland hatte er dagegen bereits 1851 eine nach französischem System eingerichtete Kammgarnspinnerei in Mildena bei Haindorf etabliert.

Wenn auch die Textilindustrie, insbesondere die Baumwoll- und Schafwollbranche, das Hauptfeld war, auf dem sich Johann Liebieg betätigte, so beschränkte sich die rastlose Schaffenslust dieses genial veranlagten Mannes zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr ausschließlich auf die Tuchherstellung. Er betrieb auch Glashütten, Bergwerke, Meierhöfe, Schieferbrüche, Steinbrüche, Mahlmühlen und Kalköfen. So hatte er in Ungarn, zehn Meilen von Großwardein entfernt, einen ansehnlichen Grundbesitz erworben, auf dem er das große Glashüttenwerk „Schwarzwald“ anlegte. Eine weitere Glashütte und Spiegelfabrik „Elisenthal“ errichtete er 1866 im Böhmerwald. In Rochlitz besaß er ein Kupferhüttenwerk, in Niederösterreich das Eisenhammerwerk Guttenstein und in Wrath bei Eisenbrod einen großen Schieferbruch. Nachdem er 1863 um den Preis von dreieinhalb Millionen Gulden auch noch die Staatsdomänen Smiritz und Horzinowes erworben hatte, war er zum Großgrundbesitzer aufgestiegen, als welcher er in der Folge auch eine rege land- und forstwirtschaftliche Tätig-

keit entfaltete. Er erbaute dort unter anderem eine Dampfbrettsäge und eine Zuckerfabrik, während er das schon bestehende Brauhaus modernisierte und mit einem Restaurant ausstattete. Ferner schuf er in Smiritz eine der schönsten Parkanlagen Böhmens und verwandelte das schon baufällige alte historische Schloß zu einem Herrnsitz ersten Ranges.

Groß sind auch Liebiegs Leistungen auf sozialem Gebiet, die sich nicht allein nur auf seine vorbildlichen Fabriksordnungen für seine Arbeiter bei Krankheits-, Unglücks- und Todesfällen beschränkten (Liebieg beschäftigte 1869 6300 Fabrikarbeiter), sondern der Volkswohlfahrt im allgemeinen diene.

Man würde jedoch dem schöpferischen Werke dieses großen Sudetendeutschen nicht annähernd gerecht werden, wollte man nicht auch seine großen Verdienste in öffentlichen Angelegenheiten erwähnen, auf die er als Präsident der Reichenberger Handelskammer, Delegierter der Regierung im volkswirtschaftlichen Ausschuß in Frankfurt/M. (1849), Mitglied der Regulierung der Valuta (1851) und als Reichsratsmitglied einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hat. Mehrere Eisenbahnlinien in Böhmen, wie z. B. die Verbindungsbahn von Pardubitz über Reichenberg nach Seidenberg, die Dux-Bodenbacher und die Zittau-Reichenberger Eisenbahn verdanken ihren Ausbau in erster Linie den Bestrebungen dieses weitschauenden Mannes, der 1866 vom Kaiser Franz Josef in den erblichen Ritterstand und ein Jahr später in den Freiherrenstand erhoben wurde. Es ist bezeichnend für das arbeitsreiche Leben Johann von Liebiegs, daß sein Wappen neben sechs Kornähren und sechs Bienen die Inschrift: „Per laborem ad honorem!“ (zu Deutsch: „Durch Arbeit zu Ehre!“) enthält.

Der große Sohn unserer Heimat starb am 16. Juli 1870 auf dem Schlosse zu Smiritz.

Blaue Forellen und Eierkuchen Von der Wiesenbaude und ihrer Geschichte

Die älteste Baude des Riesengebirges, die auf der Hochfläche der Weißen Wiese gelegene Wiesenbaude (1410 m), die früher auch „alte böhmische Baude“ und Rennerbaude hieß, entstand wahrscheinlich schon im 16. Jahrhundert.

Als man im Jahre 1869 die sogenannte „Wasserradstube“ in der Baude umbaute, fand man in der Grundmauer des Gebäudes einen Baustein mit der Jahreszahl 1623, welcher zum dauernden Andenken in der nördlichen Verandaecke verwahrt wurde. In diesem Stein sieht man den sicheren Beweis dafür, daß die Baude spätestens in diesem Jahr entstanden ist. Wahrscheinlich aber bestand sie als einfaches hölzernes Blockhaus schon Jahrzehnte früher und ist 1623 nach einem Brand durch einen Bau auf steinernem Fundament ersetzt worden. Diese Ansicht vertrat jedenfalls Bertholt Lessenhiin in seinem Buche „Das Riesengebirge im Winter“ (Breslau 1901), das sehr ausführliche und zuverlässige Angaben über die alten Kammbauten des Riesengebirges enthält.

Es wird vermutet, daß die „in aller Verborgenheit ihr Dasein fristenden Bewohner der Wiesenbaude“ erst während des Baues der Schneekoppen-Kapelle

(1668—1681) von den Bauarbeiten in geselligen Verkehr gezogen wurden. Da sich die Baude damals bereits im Besitz der Familie Renner befand, ist anzunehmen, daß diese Familie zu jener Zeit schon zum kath. Glauben übergetreten war. Sie dürfte auch den Bau vom Jahre 1623 ausgeführt haben.

Das Gebirgsschöppnbuch weist einen Christov Erben als Käufer der Weißen Wiese mit darauf befindlichen Gebäuden am 12. Dezember 1707 aus. Später ist es wieder die Familie Renner, welche die Baude bewirtschaftet. In der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts machte sich der damalige Baudenwirt Renner die Kraft des jungen Weißwassers, das als Bächlein an der Baude vorbeifließt, zu nutze, indem er das „Buttergewerke“ errichtete, welches in allen alten Gebirgschroniken lobend erwähnt wird.

Zu jener Zeit erfreute sich die Kammbaude, die als ein „echtes Tauernhaus zur Bewirtung und Beherbergung von Trägern und Handelsleuten“ diente, schon eines sehr regen Verkehrs und wurde zum bevorzugten Standquartier der Botaniker. Der berühmte Botaniker und Forschungsreisende Thaddeus Haenke, der zusammen mit Gruber und Johann Jirasek im Auf-

Heimatlied der Riesengebirgler

So im Norden heiz die Riesenberg
Wie ein Kranz um Feld und Fluß sich ziehen,
So ich Mühsal und Irre George
Heimlich kommen in des Waldes Grün,
Viel ein Bau, gar vielen wohl bekannt:
Dieser ist mein heimes Heimatland.
So die bunten Wälder mächtig rauschen
Und so heftig klingt der Vogel Sang,
So die Felsen über Felsen rauschen
Bei dem tiefen Herbstgoldensang,
Dort bist Du, geprägt mit Herz und Sinn:
Du mein liebes heimes Heimatland!

So die Höhe und die Klippe stehen
Und manch' Bächlein von den Bergen springt,
So die bunten Wälder freundlich grünen
Und am Feld des Schnitlers Gerste blüht,
Dortbin ist mein Sinnestort gesandt:
Du mein liebes heimes Heimatland.
So viel Köpfer an des Taf' sich schwingen
Und manch' Quädelchen windt aus grüner Au,
So die schönen deutschen Städtchen liegen:
Gohausel, Arnau, Trausnitz,
Dort umflingt der Sprache heimes Band
Und mein liebes heimes Heimatland!

Dr. P. M. P.



Wiesenbaude mit dem Blick zur Rennerbaude

trag der Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften in Prag das Riesengebirge bereiste, wurde im August 1790 infolge heftiger Schneestürme zu einem mehrtägigen unfreiwilligen Aufenthalt in der Wiesenbaude veranlaßt. Am 21. September 1809 war der Dichter der Befreiungskriege, Theodor Körner, Gast in der Wiesenbaude. Auch der schlesische Dichter Carl von Holtei wählte am 24. August 1818 die Wiesenbaude zu seinem Nachtquartier. In seinen Erinnerungen bezeichnet Holtei den damaligen Besitzer der Baude den „Vater Renner“ als „einen heiteren Greis“, dessen Frau als ein „kleines bewuschperetes Figürchen“ und deren Bruder als „einen rüstigen Knaben vom Berge“. Besonders wohlgefällig fiel dem jungen Dichter die Tochter Monika, „ein hübsches Ding“ auf, die er als das für das Auge bezeichnete, „was den Ohren die Harmonika ist“. Als weitere berühmte Gäste der Baude werden genannt: Kronprinz Ferdinand (1819), Erzherzog Stefan (1809) und Kaiser Josef II. (1779). Zu letzterer Angabe schreibt Lessenthin: „Ob die Angabe, daß der Kaiser Josef II. am 11. September 1779 die Wiesenbaude besuchte, als einwandfrei zu betrachten ist, erscheint zweifelhaft. Geschichtlich verbürgt ist sein

Aufenthalt zu Groß- und Klein-Aupa sowie in Hoheneibe“.

Anno 1833 erbaute Augustin Renner bei der Baude das alleinstehende sogenannte „Sommerhaus“, das für die Unterbringung von Reisenden bestimmt war. In diesem soll u. a. ein sächsischer Prinz und einige polnische Edelleute logiert haben. Letztere gerieten mit dem Wirt in einen Streit, der in schwere Tötlichkeiten ausartete. Der hart bedrängte Wirt rief in seiner Todesangst laut um Hilfe, worauf in der der Nähe mit Grasmähen beschäftigte Gebirgler mit ihren Sensen herbeieilten und sehr erfolgreich zu Gunsten ihres Arbeitgebers „intervenierten“.

Nach dem Tode von Augustin Renner übernahm dessen Sohn Jakob Renner die Baude, der sie als Einkehrhaus für Bergwanderer zu hoher Blüte brachte, unbekannt aber auch einer Falschmünzerbande vorübergehend Asyl gewährte.

Zu diesem Vorfall berichtet Lessenthin in seinem Buche: „Fünf seit längerer Zeit sich bei ihm aufhaltende Fremde erregten durch ihr eigentümliches Verhalten den Verdacht des Wirtes. Unter anderen Neuigkeiten erzählte Jakob Renner auch einem bei ihm einkehrenden Touristen Einzelheiten aus dem Leben und Treiben

jener dunklen Existenzen. Die Folge davon war, daß auf Veranlassung dieses Gastes, eines höheren böhmischen Justizbeamten, eine gründliche Durchsuchung der Baude stattfand, welche zur Auffindung eines reichen Vorrats an falschen Silbermünzen, der zur Herstellung derselben gebrauchten Stanzten und der Verhaftung der Falschmünzer führte“

Über das Leben der Baude in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind wir durch den „Sudetenführer“ von Julius Krebs (Breslau 1839) und durch den Prager Dichter Karl Herloßsohn, der 1840 in der Wiesenbaude rastete, gut unterrichtet. Beide berichten, daß die Wiesenbaude damals die größte und besuchteste und nebst der Spindlerbaude die einzig massiv gebaute Baude des Riesengebirges war. Nach den Angaben von J. Krebs bestand die Baude 50 Jahre vorher noch aus Holz und war neugebaut worden aus Stein, nachdem sie durch die Schneelast zusammengedrückt worden war. Sie konnte nach dem Neubau damals 50 bis 60 Wanderer aufnehmen und hatte gute, aber veraltete Bewirtung. Wörtlich schreibt Krebs: „Fleisch war früher auch hier ein Luxusartikel, jetzt erhält man Schinken und Rind-

fleisch, daneben blaue Forellen und Eierkuchen, denen als Dessert Butterbrot und Köppenkäse folgen. Abends kommen auch Musikanten und Dirnen aus den nahegelegenen Bauden und es wird dann in der engen Stube äußerst lebendig bei Bier, Wein und Tanz.“

Auf die Wohlhabenheit der Wiesenbaudenbewohner wies schon Ende des 18. Jahrhunderts W. Christian Weiß in seinen „Wanderungen in Sachsen und Schlesien“ (Leipzig 1796) hin. Seinen Angaben zufolge verfügte die Baude damals über einen Viehbestand von 17 Kühen und 12 Ziegen im Winter, im Sommer mehr als das doppelte. Jakob Renner fand 1868 den Tod im Schneesturm; die Bewirtschaftung der Baude hatte schon 1853 sein Schwiegersohn Wenzel Hollmann übernommen, der 1875 die Gasträume durch einen Aufbau erweiterte. Ein Jahr später erwarb Christoph Häring die Gebäude, bis die Baude schließlich 1886 in den Besitz der Gebrüder Bönsch überging, die sie durch weitere Zu- und Neubauten zu einem der größten Touristenhotels im Riesengebirge mit 200 Betten, Matrazenlager für Schulen und Vereine und Jugendherberge ausbauten.

Frühlingsglaube

Die Welt wird schöner
mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch
werden mag,
DAS BLÜHEN WILL,
NICHT ENDEN.

Es blüht das fernste,
tiefste Tal,
Nun, armes Herz, vergiss
der Qual!
Nur muss sich alles,
alles wenden.

LUDWIG UHLAND

Heimat

Der Stadtschreiber a. D. Joachim Holzmüller saß vor seinem Häuschen auf der niedrigen Steinbank und schaute in seine kleine Welt. Über den Gebirgrücken stieg golden und strahlend die junge Morgensonne und spiegelte sich in den drei Fenstern, von deren Simsen bunteste Blumen hingen und machte die Tautropfen an den Gräsern zu funkelnden Perlen. Unten im Tale plauderte der Dorfbach mit den Steinen und den Forellen und hüpfte hie und da über die vorgebeugten Blätter der Weidenstöcke, drüben am Feldrain verrichtete eine Lerche jubelnd ihre Morgenandacht. Joachim Holzmüller wischte die Brillengläser an seinen Rockschoßen, um all die Schönheit besser genießen zu können. Oben am Berghang stand wuchtig und trutzig der schweigende Wald. Um die Baumkronen schmeichelte die Sonne so zärtlich, daß die Vöglein in den Zweigen zu flöten anfangen. Eng an den Wald geschmiegt stand das Försterhaus, das Heim des Försters Martin Reimer. Eben trat Reimer aus seinem Hause, den Grünrock über die eine, die Büchse über die andere Schulter gehängt und schaute frohen Herzens seinem Jungen nach, der den Hang hinunter talwärts stieg, der Stadtschule zu. Joachim Holzmüller rief einen guten Morgen hinüber zum Forsthaus, daß es vielfach aus den Bergen wiederklang. Förster Reimer tat das gleiche und schwenkte seinen Hut mit dem Gamsbart. Der Dorfbach flüsterte lauter und lauter, die Vöglein sangen heller und voller, die Tauperlen wurden kleiner und funkelnder, die Baumkronen des Waldes regten sich leise und unten, wo das Tal ganz eng wird, wo der Bach in hohe alte Weidensträucher kriecht, sagten sich ganz still und heimlich mit einem Händedruck Holzmüllers Lenchen u. Försters Franz: Guten Morgen. Die weißen Rauchwölkchen aus dem Försterhause vereinigten sich mit jenen aus

Holzmüllers Häuschen irgendwo am Wege zum tiefblauen Himmel.

Joachim Holzmüller war ein guter Fünfziger. Noch rüstig genug, um sich des Lebens zu freuen nach rechter Art. Die Leute im Dorfe nannten ihn wohlhabend, vielleicht weil seine Brille mit Gold eingefäbte war oder weil er stets einen weißen Kragen trug. In Wirklichkeit war sein ganzer Reichtum sein kindliches Gemüt, seine Anspruchslosigkeit und sein Mädels, das Lenchen, die ihm bereits drei Jahre den Haushalt führte. An Erdengütern besaß er nichts als seinen kargen Ruhegehalt von der Bezirksstadt, der er durch volle dreißig Jahre als Stadtschreiber gedient hatte und sein Häuschen mit dem Garten, einigen Beeten mit Gemüse, einer Menge Blumen, zwei, drei buckeligen Apfelbäumen, die der Großvater gepflanzt und die bereits auf das Sterben warteten, und einer mächtig hohen Linde, die eben jetzt wieder ihre blütenübertollen Äste schützend über das Häuschen streckte. Warum er nicht mehr Stadtschreiber war? Weil ihm eine Schreibmaschine und ein dazu gehöriges Tippfräulein halb überflüssig gemacht hat und ganz überflüssig wollte er nicht werden. So brachte er sein Gesuch um Versetzung in den Ruhestand ein. Im Heimatdörfchen Kreuzwinkel hatte bereits sein Vater mit dem Pfarrer wegen einem ruhigen Plätzchen auf dem Dorffriedhofe gesprochen. Das väterliche Haus durfte nicht in fremden Besitz übergehen, das hatte der Großvater nicht gewollt, das wollte der Vater nicht, das konnte auch der Stadtschreiber a. D. Joachim Holzmüller nicht wollen. Also verließ er mit seiner Frau und Lenchen die Stadt und zog ins Häuschen oben am Berghange im Heimatdörfchen Kreuzwinkel. Kurze Zeit später klangen die Glocken klagend über die Berge und Martin, der alte Totengräber, trocknete sich den



Land der Ahnen

*Wo die blauen Berge mahnen,
uns'rer Heimat eingedenk,
da ist es, das Land der Ahnen!
Heil'ges, göttliches Geschenk!*

*Dieses Land an Oder, Neiße,
atmet heut' noch deutschen Geist.
Das die Schlesier einst mit Fleiße
schufen und das Deutschland heißt!*

*Wieviel Schweiß ist dort geflossen,
als es urbar ward gemacht!
Wieviel Blut wurde vergossen,
in manch' böser Kriegesschlacht!*

*Trotz Unheil und viel' Gefahren,
wurde es ein blühend' Land,
in den hunderten von Jahren!
Schlesien! Geliebtes Land!*

*Bauern pflügten diese Erde,
unermüdlich, voller Fleiß.
Damit sie bald fruchtbar werde,
zu des Herren Lob und Preis!*

*Hauer gruben, spät und frühe,
in des Berge dunklem Schacht,
unentwegt, mit großer Mühe,
nach der Kohle schwarzer Pracht.*

*Werken, Pflanzen, Schaffen, Roden,
in der Ahnen schönem Land.
Handwerk hatte gold'nen Boden,
in dem lieben Schlesierland.*

*Land der Ahnen, Land der Väter,
Land aus Gottes eig'ner Hand,
nannte man die Heimat später,
unser liebes Schlesierland!*

*Heilig ist uns diese Erde,
wo die Ahnen einst geschafft,
für die Heimateerde
gaben ihre letzte Kraft!*

*Und es ruh'n die lieben Ahnen
fern von uns, im Schlesierland.
Doch ihr Schaffen soll uns mahnen
an das heißgeliebte Land!*

Gerhard R. Renner

Schweiß. Für den alten Holzmüller war das Grab fertig.

Vor etlichen sechzig Jahren hatte der alte Müller Reimer die Waldmühle in Kreuzwinkel erworben. Sein Junge Martin, der älteste einer stattlichen Kinderschar, wuchs mit dem Jungwald um die Wette. Als er der Schule entwachsen war, war sein einziger Wunsch, Forstmann zu werden. Ein lebensmutiger Junge bekommt auch einen unbeugsamen Willen. So wurde der junge Martin Reimer ein junger, ein größerer, ein ganz großer Grünrock, der trotz seiner grauen Haare und seiner Lebensfahrt reichlich über das halbe Jahrhundert hinaus noch kräftig und ungebeugt seinen Dienst tat früh und spät. Mit einem bärtigen Gesicht, buschigen Augenbrauen, einem finsternen Blick und einem Herzen voller Seele. Es brauchte nicht erst erwähnt werden, daß Martin Reimers Herz und Seele in Ordnung ist, wenn man behauptet, daß er einen ganz richtigen Forstmann stellt. Jawohl, er ist ein ganzer Forstmann, ihm ist sein Wald mit allem, was darin lebt ein Stück Familie, er schießt kein Rehlein des Schießens wegen, er schickt keinen Baum unnachdenklich sterben. Es ist der deutsche Wald, er gehört zum Leben unseres Volkes wie die Sprache der Mutter. Lachen und Weinen müßte aus unserem Herzen weichen, wenn wir ihn nicht hätten. So sprach er bei gegebener Gelegenheit. Daß sein Franz ebenso empfinden möge, daß er das Leben einmal auf gleiche Art betrachte, das war der sehnlichste Wunsch des Försters. Dafür sorgte und bangte und liebte die Frau Förster ihren Mann und ihren Jungen. Als die Försterfamilie an einem lauen Sommerabende vor dem Forsthouse saß, feierlich wie des Abends Güte, sagte mit warmer Stimme nach langem Schweigen die Försterin: „Ob Holzmüller mit seinem Lenchen auch so glücklich ist wie wir?“ — Da machte die untergehende Abendsonne die Fenster an Holzmüllers Häuschen golden und ein verspätetes Bienchen brachte eine beträchtliche Last Honig von Holz-

müllers blütenschwerer Linde. — Sommer und Winter hatten sich einigemale verjüngt. Immer war wieder Frühling mit Blütenschnee und Herbst mit welchem Laub geworden. Des Försters Haare waren etwas grauer geworden, Joachim Holzmüller mußte seine Brille etwas mehr putzen. Försters Franzl ging schon alle Wochen einmal in den Rasierladen und das Stadtschreiberlenchen ließ die Zöpfe schon nicht mehr ganz gerade hinunterhängen. Der bucklichste der Apfelbäume bei Holzmüller schaute schon auf einer Stütze in das Tal und der alte Totengräber hatte sich schon wieder einmal den Schweiß für die Holzmüllerleute von der Stirne gewischt. Damals als die Frau Stadtschreiberin heimfuhr. Es ändert sich nicht viel im kleinen Gebirgsdorfe im Wandel einiger Jahre und doch genug, daß man Schmerz und Leid, Freude und Glück alleweil durch die Glocken des Kirchturms erzählen lassen muß.

Wieder war ein lauer Sommerabend. Am Waldsaum zirpten die Grillen, im Weiher unten im Tale bemühte sich ein Frosch vergeblich einen besseren Ton zu finden, die Baumkronen am Gebirgsrücken spielten mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, ein Bauersmann zog mit seinem Gespann dem Dorfe zu, am Saume einer futternvollen Waldwiese hielt ein zaghaftes Rehlein wie ein Traumichnicht den Atem an und vom Turme der Dorfkirche klang hell und friedlich das Abendglöcklein durchs Tal, über die Berge ins Gebirge, wo der Klang in süßen Schlummer sank.

„Hast recht Martin!“ sagte halblaut und kopfnickend der Stadtschreiber. „Ich brauch's Mädle, du brauchst n' Jungen. Hast recht, Martin, hast recht. Wir müssen es den jungen Dingen ausreden.“

„Sie werden es auch einsehen lernen, die beiden Kindsköpfe, daß man mit Liebesgeschichten nicht das Brot verdienen kann“, brummte der Förster und blies volle Rauchwolken aus seiner Pfeife in die reine Abendluft.

„Dein Junge soll doch noch was Tüchtiges werden!“ hub Holzmüller an.

„Dein Mädchel kannst Du doch nicht entbehren, brauchst sie doch für Deine Hauswirtschaft“, ergänzte der Förster und klopfte sein Pfeife aus.

Als die Dämmerung bereits weit über die Berge ins Tal geschlichen war, hatten sich die beiden Männer so gründlich ausgesprochen, daß es kein Wort der Aufklärung mehr bedurfte. Mit einem herzhaften Händedruck und einem freundlichen „Gute Nacht!“ gingen sie auseinander.

Dort, wo der Dorfbach aus dem Walde tritt, hatte der Förster Martin und der Stadtschreiber Joachim über das Glück und den Weg ihrer Kinder beraten. Der lustig sprudelnde Dorfbach hatte alles erzählt, nein, noch viel lustiger hat er geplätschert, als das Lenchen und der Franzl mit heißesten Küssen sich ewige Liebe und Treue schwuren. In der Nacht neckten sich Millionen funkelnder Sterne auf tiefblauem Himmel mit den glücklichsten Träumen und die beiden Alten durch-

kramten ihre Gedanken und fanden nicht das Rechte in langer Schlaflosigkeit.

Als die Sonne des Winters Eis und Schnee so erwärmt hatte, daß der Dorfbach bereit war, allen Schmerz talwärts zu tragen, da sprang der Frühling durch die Wiesen auf die Hänge bis hinauf auf die Spitzen der ältesten Waldbäume. Holzmüller sagte zum Förster Martin: „Wir haben uns umsonst die Köpfe voller Sorgen gemacht. Unsere Kinder wollen ja nicht mehr, als was wir einst wollten.“

„Reimer“, hat der Stadtschreiber erwidert, „daß man nur seine eigene Jugend so vergessen kann. Du willst doch Deinen Grünrock nicht mit zum Totengräber machen?“ „Und du willst doch, daß Dein Häuschen lebendig bleibt“, erwiderte der Förster. Im Tale flüsterte der Dorfbach mit den Steinen und den Forellen, gen Himmel jubelte eine Lerche, die Sonne ließ einen Falter die Blumen wachrütteln und einer der bucklichten Apfelbäume streute seinen Blütenschnee auf das Holzmüllerlenchen, die ihr Brautkleid nähte.

www.riesengebirgler.de



Sudetengau — Johannisbad im Riesengebirge



*Sein Zauber birgt im Raum der Zeit
ein Stückchen Erden-Herrlichkeit!
Denn alle Pracht der Gottnatur
schenkt — wie Musik in moll und dur,
ein Übermaß an Freud' am Leben!
Wenn Lerchen trillernd aufwärts streben,
die Mandel-, Kirsch- und Apfelbäume,
lichtscheinend, wahre Blüenträume!*

*Der Garten — beetelang umsäumt —
in allen Farben übersäumt —
und Kinder unter jungen Buchen
zum „Muttertag“ — Maiglöckchen suchen!*

von Olga Brauner

Roland Fiedler

Die Reisen nach Wekelsdorf

Meine ersten Reisen, an die ich mich auch nach sechzig Jahren noch gut erinnern kann, waren Familienausflüge vom Hummelhof in Trautenau nach Wekelsdorf. Meist fuhren wir mit dem Taxi. Manchmal aber war es möglich, die ganze Familie im Sonntagsstaat rechtzeitig durch die Augarten zum Bahnhof zu bringen, wo der Wekelsdorfer Zug meist schon bereitstand. Es soll vorgekommen sein, daß der uns bekannte Fahrdienstleiter, Herr Merta aus Neuhof, den Zug fünf Minuten später

abfahren ließ, weil er informiert worden war, daß wir im Anmarsch seien.

Das Warten hat sich dann für die Tschechoslowakische Staatsbahn gelohnt. Unsere Reisegruppe bestand immerhin aus acht Personen, nämlich aus meinen Eltern, uns fünf Geschwistern und aus Emma, unserem Kindermädchen. Daß wir Emma regelmäßig mitnahmen, hatte mehrere Gründe. Einmal konnte sie bei dieser Gelegenheit ihre Angehörigen in Wekelsdorf besuchen, zweitens half sie meinen



In der Felsenstadt Wekelsdorf

Eltern bei der Beaufsichtigung von uns Kindern, die nötig war, damit nicht bei fahrendem Zug die Notbremse gezogen wurde — oder gezogen werden mußte, und schließlich sorgte sie dafür, daß es auf der Fahrt nicht langweilig wurde, denn ihr Mundwerk stand nicht gern still.

In Parschnitz Hauptbahnhof erkundigte sie sich nochmals beim Herrn Kondukteur, ob wir bestimmt im richtigen Zug säßen, denn sie möchte ja nach „Wecksdruf“ (Wekelsdorf) und nicht ins Biehmische (Böhmische) oder ins Preißsche (Preußische) fahren. Pilzsammler, die auf der Haltestelle Bösig—Wellhotta ausstiegen, fragte sie, ob sie in den „Pusch“ (Wald) gingen, um „Offa zu toppa“ (Affen zu fangen). Als die Dampflock beim Überqueren eines Teils des Faltengebirges in Atemnot kam, begleitete Emma diese Geräusche mit den rhythmischen Reimen: „Halft ok schercha, halft ok schercha, s geht schun besser, s geht schun besser (hilft nur schieben, hilft nur schieben, es geht schon besser, es geht schon besser) immer schneller, immer schneller!“ Als dann der auf Tempo gekommene Zug bei-

nahe ohne anzuhalten in Wekelsdorf durchgefahren wäre, brachte ihn Emmas lautes „Halt — Prrr“ doch noch zum Stehen. So kam sie zu ihrem freien Nachmittag und wir rechtzeitig zum Mittagessen bei den Großeltern in Oberwekelsdorf an. Abends mußten wir pünktlich am Bahnhof sein, denn in Wekelsdorf gab es keinen bekannten Fahrdienstleiter.

Kein Zeit- — aber auch kein unlösbares Raumproblem gab es, wenn wir mit dem Taxi nach Wekelsdorf fuhren. Die Mietautos der Firma Fink waren mit klappbaren Notsitzen ausgerüstet und so war es möglich, daß alle Familienmitglieder mitfahren konnten, die mitfahren wollten. Die Taxifahrten brachten eine erheblich längere Aufenthaltszeit in Wekelsdorf und wir nutzten diese zu Spaziergängen in die Umgebung. Einmal ging es über die Felder zu einer Maiandacht im Maria-Hilf-Kirchlein in Stegreifen, ein anderes Mal besuchten wir die Felsenstadt. Wie uns erklärt wurde, war vor mehr als hundert Jahren Goethe auf den gleichen Wegen gewandert, um die Natur staunend zu erforschen. Uns Kinder interessierte freilich

mehr das Echo und das Orgelkonzert des Leierkastenmannes im hohen Felsendom.

An diese und andere Jugenderlebnisse wurde ich erinnert, als ich im Jahre 1977 mit meiner Frau und meinen Kindern das

letzte Mal in Wekelsdorf war. Viel hatte sich in 32 Jahren verändert. Erhalten geblieben aber war das Haus meiner Großeltern, ihre letzte Ruhestätte am Friedhof und die Felsen. Gründe genug, um wieder einmal nach Wekelsdorf zu fahren.

Muttertag

von Hans Bahrs



*Der schönste Tag im Maien,
Das ist der Muttertag.
Da jubiliert die Lerche
Und tönt der Amsel Schlag.*

*Da zwitschert und lobsinget
Der Vogel froher Chor.
Da blühet und da leuchtet
Der Blumen bunter Flor.*

Erhard Müller

Sonnwendfeier im Riesengebirge

www.riesengebirgler.de

Der Sommer war da und das Land duftete nach Heu. Des Abends standen die Schorber die Hänge hinan und je tiefer die Sonne sank, umso länger wurden die Schatten auf den Wiesen, die abgemäht waren. Die blauen Berge sahen ins Tal und waren wie Wächter im Abend, ruhig und groß. Die Menschen gingen langsamer als sonst, denn es war sehr heiß, und auf der weißen Landstraße lag fingerdick mehliges Staub. In der Fabrik sagte ein Weber zum anderen: „Morgen ist Sonnwend!“ „Da wird die Musik spielen“, meinte einer. „Da werden viele Lichter brennen“, ein anderer. „Da wird der Lehrer eine Rede halten“, sagte ein Dritter. „Ja und die Tage werden dann wieder kürzer werden“, sagte eine alte Arbeiterin und hielt ihren Webstuhl an, weil ein Faden in der Webe gerissen war. Und die Arbeiter hatten recht gehabt. Seit den frühen Abendstunden spielte die Ka-

pelle des Musikvereins „Lyra“ auf dem Turnplatz ihre fröhlichen Weisen. Der Dirigent, ein pensionierter Bahnvorsteher, stand wie eine Latte und führte den Taktstock, daß es in seinem ganzen Körper nur so zuckte. Manchmal hob er die linke Hand zum Rockkragen, aber das tat er nur ganz selten und so, daß es niemandem auffiel. Die ersten Neugierigen, die herumstanden und zuhörten, waren Kinder. Sie hatten den Zeigefinger im Mund und betrachteten mit runden Augen die Musikanten, welche ihre Backen blähten.

Die Klänge gingen über den hohen Zaun des Turnplatzes auf die Straße, über die Wiesen und Bäume hin zu den Ohren der Menschen, die in ihrer Arbeit innehielten. „Horcht“, sagte der Bauer vom Berg, „sie spielen schon.“ Durch die offenen Fenster kamen die Klänge zu den Frauen, die mit roten Gesichtern beim Ofen wirtschafteten.

ten. Sie wischten ihre Hände an der Schürze ab und fühlten, ob das Kopftuch gut gebunden war.

Weithin bis zum Berg, bis zum Wald sangen die Trompeten ihr helles Lied, und jedermann, der es hörte, bekam einen blanken Schimmer in die Augen. Auf der Dorfstraße begann reges Leben. Die Kinder liefen in Scharen zum Turnplatz und die Alten kamen hinterher. Sie mahnten die Jungen zur Ruhe, selber aber machten sie schnellere Schritte als sonst. Die alte Bäuerin aus dem letzten Hof in den Niederhäusern kam daher. Sie hatte ein seidenes Kopftuch um und hielt in den gefalteten Händen ein Sträußchen Glockenblumen. Diese nickten mit den blauen Kelchen, als die Alte dahertrippelte. „Der Student ist schon da“, kicherte eine junge Arbeiterin und nahm den Arm ihrer Freundin. Richtig, dort ging er, der Student. Er hatte hellgraue Hosen an, dazu einen dunkelblauen Rock. Er war von der Hohen Schule nach Hause gekommen, trug eine Hornbrille und grüßte die Bekannten mit einem stummen Nicken des Kopfes. Der Fleischer sprach ihn mit „Herr Doktor“ an und der Student entgegnete leutselig, er freue sich, das Fest der Sommerrunde daheim mitfeiern zu können.

Das war ein Laufen und Hasten in dem Dorf! Die Menschen sahen ganz anders aus als sonst. Sie hatten etwas Feiertägliches an sich. Der dürre Barbier trug an einer langen Stange einen kugelförmigen Lampion vor sich her, auf dem der Mond breit lachend abgebildet war. Das säuerliche Gesicht des Barbiers, in das immer dann, wenn ein Bekannter erschien, von neuem toderne Falten kamen, stand in absonderlichem Gegensatz zu dem behäbig-zufriedenen gelben Mond, der von der Stange herunterlachte. Ein Kind hatte es nicht erwarten können und seine Fackel angezündet, bevor die Dunkelheit da war. Es schwang die brennende Laterne und schreckte die anderen damit.

Und dann auf dem Turnplatz! Das war ein Wogen, ein Begrüßen, ein Scherzen und ein Rufen! Die Mädchen hatten glänzende Schürzen um und die Burschen trugen Hüte schief auf dem Kopfe. Die Musik spielte, daß es sogar den Alten in die Beine fuhr. Wer noch keinen Lampion hatte, bekam einen geliehen. Es dauerte nicht lange, so standen sie in Reih und Glied, die Leute aus dem Dorfe, fertig zum Ausmarsch. Die Dämmerung senkte sich langsam über das Land und die Kerzen in den Lampions schickten ihr mildes Licht in das Dunkel. Als alles zum Abmarsch bereit war und der Barbier sein allerernstestes Gesicht machte, fing der Lampion des Fleischers Feuer. Eine schöne Flamme stieg zum Abendhimmel auf, dann war es vorbei. Alle sagten „Ah!“ und blickten zu der Stange auf, die leer war und ganz sinnlos aussah. Der Bahnvorsteher hob seinen Arm, die Kapelle spielte einen schneidigen Marsch und los ging's hinaus auf die Straße. Vorne marschierten die Turner, dann kam der Gesangverein „Liedertafel“ und am Ende die Feuerwehr mit blinkenden Helmen. Ganz zum Schluß zogen die Frauen daher, aber nicht mehr in Reih und Glied, sondern bunt durcheinander mit den Kindern an den Händen. In den Fenstern der Häuser am Wege brannten Kerzen, und ihr Schein fiel traulich auf die Vorüberziehenden. So mancher im Dorf, der nicht mitzog hinaus auf den Berg, stand vor seiner Haustür und sah mit verschränkten Armen dem Zuge nach. Auf des Bergbauern Feld war der Holzstoß aufgeschichtet, in dessen Mitte eine Fichte ihre dünnen Äste in den Nachthimmel streckte. Ringsum scharten sich die Leute aus dem Dorfe. Der Lehrer hielt eine Rede, die so ganz zu den Wiesen, den Feldern und den blauen Bergen dahinter paßte, weil sie so einfache Worte hatte und so zu Herzen ging wie ein Baum, der einen Heimkehrer grüßt. Der Gesangverein sang ein Lied von der Heimat, und der Wald rauschte darein. Die Menschen, die zuhörten, standen da und sahen in den brennen-



den Holzstoß. Überall in den Bergen glommen Lichter auf.

Als die Flammen lustig emporschlugen, sprangen die Burschen hindurch, daß die Funken stoben. Voll Stolz blickten die Mädchen, wenn ihr Liebster in weitem Sprung durch das Feuer fegte, und die Alten begannen zu mahnen, auf daß kein Unglück geschehe. Die alte Bäuerin aus den Niederhäusern hielt in ihren gefalteten Händen die Glockenblumen, die ihre Kelche müde zur Erde niederhängen ließen. Der Fleischer trug seine leere Stange wie eine Lanze auf der Schulter und wies einem Bekannten ein neues Feuer, das er im Gebirge entdeckt hatte.

Allmählich erloschen die Lichter in den Bergen und nur die Sterne glommen weiter. Der Bahnvorsteher hob seinen Arm und mit Musik ging es zurück ins Dorf. Als die Musik aufhörte zu spielen, stimmten die Mädchen ein Lied an, und in der Heimat klang es mit.



Geschnitzter Wegweiser aus früherer Zeit

Hanns Kappler

www.riesengebirgler.de

Echo-Donnergrollen im Kessel des Melzergrundes

Der Himmel spannte sich in seidigem, klarem Blau über die Riesengebirgslandschaft. Es war an einem heißen Sommertag, als wir von Krummhübel kommend dem Melzergrund zustrebten. Unser Ziel an diesem Morgen — die Schneekoppe — türmte sich zur Linken wie ein Kolöß aus grauer Vorzeit auf.

Jung, wie wir damals waren, trugen wir eine leichte, dünne Kleidung, zumal eine absolute Windstille herrschte. Heiße Stunden standen uns also bevor.

Der Wanderpfad führte über Wolfshau und am Ufer der Kleinen Lomnitz entlang, die leise rauschend im dunklen Tann uns entgegenfloß. Der Melzergrund ist bekanntlich die längste und tiefste Schlucht des Riesengebirges auf schlesischer Seite. Er wird begrenzt im Westen anfangs von der Kleinen Koppe mit dem auslaufenden

Lausmannshübel. Im Osten ragt der Riesenkamm, die Schneelehne empor.

Als wir am oberen Rande des Waldes die Melzergrube erreichten, hielten wir unsere erste Rast. Das Bild, das sich uns bot, war überwältigend, befanden wir uns nun doch in einem alpinen Kessel mit der beginnenden Knieholzregion. Unweit ragten noch einige Trümmer jenes Einkehrhauses aus dem Gewirr von Büschen und Farnen hervor, das im Jahr 1902 von einer niedergehenden Lawine zertrümmert und verschüttet worden war. Die Kleine Lomnitz stürzte nahebei in einem kleinen Fall den Hang hinab und quälte sich durch Felsblöcke dahin, dem Tale zu.

Als wir nun endlich den Zickzackweg der Melzergrundlehne erreichten und der Höhe des Koppenjochs zustrebten, brannte die Mittagssonne nun schon vom Him-

mel herab, und der Schweiß brach uns aus allen Poren hervor. Knieholz, das hier und da am Pfad überhing, konnte beim Verschnaufen nur wenig Schatten bieten. Wir mochten gerade die halbe Höhe des Steilhanges erreicht haben, als sich urplötzlich der Himmel dunkelgrau färbte,

Als ich einmal den Blick zum Himmel hob, nach einem Fleckchen des sommerlichen Blaus spähend, sah ich über der Kammkante einen Wall von dürrem Berggras, über das die Wasser schimmernd flossen. Das Unwetter dauert aber nicht lange, und urplötzlich, wie es gekommen,



Der Metzgergrund

ist die tiefste und längste Schlucht des Riesengebirgen auf schlesischer Seite, 1 1/2 Stunden lang, begrenzt von der Kleinen Koppe, dem Riesenkamm und von den nackten, riesigen Wänden der Schneekoppe. Die Kleine Lomnitz bildet hier den Lomnitzfall und rauscht dann zwischen Felsenstrümmern im Waldedunkel ins Tal.

und Donnerrollen ein vielfältiges Echo im Kessel des Metzgergrundes rind. Grelle Blitze zuckten vom Himmel herab, und dann schüttete es wie aus Kübeln auf uns hernieder. In Sekundenschnelle waren wir in unserer leichten Kleidung bis auf die Haut durchnäßt.

Unter einem weit vorhängenden Knieholzweig, der breitgefächert unsere Köpfe überragte, suchten wir Schutz, an die Felswand gepreßt verharrend. Aber einen Schutz vor den Regenfluten gab es natürlich nicht.

zog es weiter, über die Schneekoppe hinweg. Von neuem brannte die Sonne wieder vom Himmel herab und als wir den Koppenplan erreichten, war unsere Kleidung wieder ganz trocken. Aber so etwas kannten wir Gebirgler natürlich seit Jahren. Bei einer Tasse Kaffee im Schlesierhaus lachten wir schon wieder.

Eine Stunde später standen wir auf der Schneekoppe. Eine herrliche Fernsicht entschädigte uns für die kalte Dusche. Es bleibt für uns eine schöne, unvergessliche Wanderung als Erinnerung zurück.

Ein Mensch erhofft
Sich fromm und still,
Dass er einst das kriegt,
was er will.

Bis er dann doch
Dem Wahn erliegt
Und schliesslich das
will, was er kriegt.

Der Fluch des Otternkönigs

Viele Sagen und Legenden ranken sich um die Existenz des Otternkönigs. In früheren Jahrhunderten waren die Menschen fest davon überzeugt, daß es ihn gäbe. Ja, einige Leute wollten sogar den sagenhaften Otternkönig selbst gesehen haben. Im Volke sprach man davon, daß er übernatürliche und geheime Kräfte besäße, die einem Zauber gleichkämen. Wieder andere behaupteten, er sei der Hüter und Bewacher eines unermesslich großen Schatzes, der irgendwo in den ausgedehnten Waldungen des Riesengebirges verborgen sei. Ferner sagte man, wer jemals diesen Otternkönig lebend fangen würde, dem gehöre dann auch jener riesige Schatz von Gold, Silber und Edelsteinen, mit dessen Erlös er sich dann alle Dinge dieser Welt kaufen könne. Somit war es denn auch nicht verwunderlich, daß immer mehr leichtgläubige Leute sich in die einsamen Wälder des Riesengebirges begaben, um den legendären Otternkönig zu erspähen. Zudem waren die Menschen der damaligen Zeit für alle Dinge der Mystik mehr als empfänglich. Auch war es ein Reiz eigenster Art, dem Geheimnis nun endlich auf die Spur zu kommen.

Verwegene und mutige Burschen, Abenteurer, Glücksritter, Wanderer und auch Tagediebe durchstreiften tagelang die Waldregionen im Lande der Riesenberge, um des Otternkönigs habhaft zu werden. Aus Erzählungen wußte man, daß der Gebieter einer Millionenschar von Ottern, ein kleines goldenes Krönlein, als äußeres Zeichen seiner Würde, auf seinem Haupte trug. Ottern, Schlangen und andere Vipern gewahrte man in großer Zahl in den Wäldern, jedoch den von Geheimnissen umwitterten Otternkönig bekam keiner dieser unternehmungslustigen Leute je zu Gesicht.

So ging die Suche nach ihm jahrzehntelang weiter.

Zu erwähnen wäre noch, daß die Schlangen und Ottern jener Zeit, mit den Menschen in Frieden und Eintracht lebten. Sie mieden sich zwar, doch ohne ersichtlichen Grund fügten sie sich gegenseitig kein Leid zu. Entgegen allen Vorstellungen von heute, war es damals eben so. Die Schlangen und Ottern, vor allem aber die Kreuzottern, galten bei den Menschen allgemein als nützliche Tiere, da sie Mäuse, Ratten und andere Schädlinge in großen Mengen vertilgten. Sie waren also gewissermaßen die Freunde und Helfer der Bewohner des Riesengebirges.

Nun beginnt die eigentliche Geschichte! Das 15. Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung war bereits angebrochen. Der Erntemonat August, auch Ernting genannt, hatte schon seinen Einzug in das Reich Rübezahls gehalten. Glühendheiß schien die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Sie brütete voller Glut auf dem gewaltigen Riesengebirgsmassiv und lagerte hitzeschwer auf den riesigen Waldgebieten des Berglandes. Die Bewohner der langgestreckten Gebirgsdörfer und Marktstellen stöhnten unter dieser Hitzewelle im August. Die Getreideernte, an den Hängen der Berge und in den tiefen Tälern, war bereits in vollem Gange. Überall wurde fleißig gearbeitet, um die Ernte zu bergen. Eile war geboten, denn an den Kämmen der Berge zeigten sich schon die ersten Gewitterwolken.

Die Hitze des Mittags lag träge über dem Berglande. An den Säumen der Gebirgswälder sonnten sich eine Unmenge von Ottern und Schlangen. Nun war ihre Zeit gekommen. Sie liebten die Hitze vor allen Dingen. Die Reptilien lagen dort behaglich in der Sonne und hielten ihr Mittagsschläfchen. Sie waren in das umherliegende dürre Laub der Bäume gekrochen und recht oft lagerten sie auch, verborgen, in den Gräsern der Waldränder. Kaum konn-



*Nun ist das Korn geschnitten,
die Felder leuchten fahl,
ringsum ein tiefes Schweigen
im heißen Sonnenstrahl.*

*Verblüht ist und verklungen,
was duftete und sang,
nur sanft tönt von den Triften*

der Herdenglockenklang.

*Das ist, o Menschenseele,
des Sommers heiliger Ernst,
daß du, noch eh er scheidet,
dich still besinnen lernst.*

Ferdinand von Saar

te man sie wahrnehmen, so still und ruhig verhielten sie sich. Nur beim genauen Hinsehen konnte man ihre glänzend-schillernden Schlangenkörper in der prallen Augustsonne erkennen. In der unmittelbaren Nähe des Fiebigwaldes war der Stellenbesitzer Melchior Wiesner mit dem Mähen seines Weizens beschäftigt. Sein achtjähriges Söhnchen spielte derweil am Raine der angrenzenden Wiese. Gerade pflückte das muntere Knäblein einige bunte Wiesenblumen. Dann hüpfte es fröhlich lachend zum nahen Waldrande hinüber. Wie angewurzelt blieb der Kleine plötzlich stehen. Da, was war das? Einen Meter vor ihm, am Waldessaume, inmitten des Laubes, bewegte sich etwas. Schon sah der Knabe die vielen Ottern vor sich liegen. Erschrocken betrachtete er die glänzenden Schlangenkörper, die dort reglos in der glühenden Mittagshitze lagen. Staunend blickte er auf die vielen schlanken Leiber dieser Ottern. Noch größer aber wurde seine Verwunderung, als er

das goldene Krönchen auf dem Kopfe einer dieser Vipern entdeckte. Noch hatten die Tiere ihn nicht bemerkt.

Leise, jedoch behende, schlich sich das Bürschchen nun zum Felde seines Vaters zurück. Atemlos berichtete er seinem Vater, was er soeben gesehen hatte. Aufgeregt sagte er zu ihm: „Du Vater, es gibt doch einen Otterkönig! Dort drüben am Waldrand liegt er und läßt sich von der Sonne braten! Und das goldene Krönchen auf seinem Kopf, hab' ich auch gesehen.“ Der Melchior Wiesner jedoch hegte nun große Zweifel an den Worten seines Kindes. Verächtlich sagte er zu ihm: „Der Otterkönig? Wer weiß, was du da wieder gesehen hast! Den haben schon Tausende gesucht, aber niemand hat ihn bisher gefunden oder entdeckt! Fast möchte ich glauben, daß es diesen Otterkönig gar nicht gibt!“ Das Knäblein aber behauptete standhaft: „Ich habe den Otterkönig wahrhaftig gesehen, lieber Vater! Komm mit! Ich werde ihn dir zeigen!“

Doch Melchior Wiesner lehnte ab. Er glaubte eben nicht an einen derartigen Unsinn. Wenig später verließen Vater und Sohn das Feld und sie gingen nun heimwärts, zurück in ihr Dorf. Jedoch der Junge drängte den Vater stetig weiter, wenigstens morgen mit ihm zu jenem Wald zu gehen. Nach langem Zögern willigte Wiesner ein und er sagte: „Gut, ich verspreche dir, morgen mitzukommen, um den Otternkönig an dieser Stelle zu suchen!“

Wiesner aber, ein listiger, grober und ein überaus geiziger Mann, der zwar den Worten seines Söhnchens nicht den geringsten Glauben schenkte, hegte nun in seinen Gedanken den finsternen und teuflischen Plan, daß, wenn jene Geschichte doch stimmen sollte, er dem besagten Otternkönig morgen sein goldenes Krönlein wegnehmen würde. Dann wäre er, der arme Melchior Wiesner, gleichzeitig auch der alleinige Besitzer dieses riesengroßen Schatzes, den der Otternkönig hütete und er wäre dann bestimmt der reichste Mann im Reiche der Riesengebirge und im ganzen Lande. Ja, er hätte dann diesen großen Reichtum und dazu die Macht über alle Menschen dieser weiten Regionen. Die Phantasien Wiesners steigerten sich von Stund' an ins Unermeßliche. Und da er keinem anderen etwas Gutes gönnte, so hieß es nun eiligst, die Gunst der Stunde zu nutzen.

Am nächsten Tage, schon früh beizeiten, ging Melchior Wiesner zusammen mit seinem Knäblein zu dem besagten Waldesraine, um den Otternkönig aufzuspüren und ihm sein goldenes Krönlein zu rauben. Das Büblein ging fröhlich plaudernd neben seinem Vater her, nichts ahnend von den finsternen Plänen, die jener hegte. Nach mehr als einer Stunde erreichten beide die Stelle, an welcher gestern die vielen Ottern gelegen hatten. Enttäuscht stellte Wiesner fest, daß das große Nest der Ottern leer war. Voller Wut herrschte er den Knaben, in barschem Tone an: „Ich habe es doch gleich gewußt, daß du mir gestern

nur ein Märchen erzählt hattest! Wo sind denn nun die vielen Ottern und wo ist denn jetzt dein Otternkönig? Belogen hast du deinen Vater! Dafür sollte ich dich nun eigentlich züchtigen! Da du aber noch so klein bist, so werde ich Gnade vor Recht walten lassen!“ Jedoch der Kleine beteuerte seinem Vater immer wieder, daß er die vielen Ottern und auch den Otternkönig, ganz bestimmt gestern an diesem Ort gesehen habe. Trotzig beharrte er auf seiner Aussage. Danach sagte er zu seinem Vater: „Es kann ja sein, daß die Ottern jetzt noch im Walde sind! Es ist ja erst sieben Uhr, in der Frühe! Diese Schlangen kommen doch sicher erst zu ihrem Neste, wenn die große Hitze über den Wäldern brütet!“ Da kannst du wohl recht haben!“ entgegnete der Vater. „So wollen wir wieder nach Hause gehen! Aber mittags kommen wir noch einmal wieder, um nachzusehen, ob die Ottern und der Otternkönig dasind!“ entschied nun Melchior Wiesner. Mittags, als die Sonne im Zenit stand und ihre sengenden, glühendheißen Strahlen durch die August-Wäldern des Riesengebirges hinabsandte, gingen Wiesner und sein Söhnchen abermals zu jener Stelle, an welcher die Reptilien gesehen wurden. Schweißtriefend erreichten beide den Wald, der von zahlreichen Brombeerhecken umsäumt war. Schwarz und verheißungsvoll lugten die überreifen Beeren aus dem grünen Laub der Sträucher hervor. Der aromatische Duft des Sommers schwelgte, herb und süß zugleich, aus den Wäldern herüber, in berauscher Fülle. Dessen ungeachtet, schritten Wiesner und sein Bübchen zielstrebig dem Lager der Ottern entgegen. Nun, nur noch wenige Meter. Ja, dort drüben, da ist es! Schon sahen beide die vielen glänzenden Schlangenkörper am Waldessaume liegen. Vorsichtig schlichen sie näher. Sichtlich erschrocken erblickte Wiesner das Knäuel der vielen schlanken Otternleiber. Blitzschnell gewahrte er auch den sagenhaften Otternkönig mit dem goldenen Krönlein auf seinem Kopfe. Wiesner wurde blaß

vor Schreck. Da lag er nun, der mächtige Gebieter aller Schlangen, greifbar vor ihm. Wahrlich, es stimmt also doch, es gibt ihn, sinnierte Wiesner und sein Blick, von Habgier geprägt, glitt hinüber zum Otternkönige, der scheinbar seinen Mittagsschlaf hielt.

Na warte, bald habe ich dich! Bald bin ich ein sehr, sehr reicher Mann, dachte der Wiesner im stillen, und seine Gesichtszüge bekamen urplötzlich den Ausdruck von barbarischer Wildheit, Härte und Entschlossenheit. Listig, von hinten kommend, näherte er sich dem mächtigen Reptil. Sein Söhnchen, ängstlich geworden, wollte seinen Vater von diesem frevelhaften Tun zurückhalten. Jedoch, es war schon zu spät. Voller Habgier griff Wiesners Rechte nach dem goldenen Krönchen des Otternkönigs. Doch dieser wand sich blitzschnell aus dem Laube empor. Böse funkelten die Augen des Otternkönigs, starr auf Wiesner gerichtet, und sein Zünglein bewegte sich zischend. Wie auf ein Kommando, schnellten alle anderen Ottern gleichzeitig aus dem Laub und aus den Gräsern hervor. In wilder Panik rannte nun Wiesner mit seinem Bübchen von dannen in die Richtung seines Dorfes. Jedoch der Otternkönig mit seinen vielen Ottern folgte zischend und pfeifend den beiden Flüchtenden, voller Wut und Zorn. Mit raschen und schwingenden Bewegungen blieb das Heer der Ottern den beiden auf den Fersen. Schon waren sie bedenklich nahe herangekommen. Schaurig und furchterregend gellte das Pfeifen und das Zischen der Ottern in den Tälern und in den Bergesklüften, die im Lande der Riesengebirge in mittäglicher Sonnenglut, schlummernd ruhten. Sich eifrig windend kamen die Ottern rasch näher. Die Lüfte waren erfüllt von den Pfeiftönen unzähliger Reptilien, die auf Befehl des Otternkönigs, nun böse Rache nehmen wollten. Angstschlotternd rannten Wiesner und sein Bübchen um ihr Leben. Melchior

Wiesner und sein Knabe sahen bereits die Häuser ihres Heimatdorfes. Kein Mensch war auf den weiten Feldern der Riesengebirgsgemeinde zu sehen. Nur die Mittagshitze des August-Tages glühte einsam und schwelend in den Landen.

Und das unbarmherzige Pfeifen und Zischen dieser Ottern verfolgte Vater und Sohn, mit wildem Haß. Das Schicksal nahm seinen Lauf. Schier ermattet und zu Tode erschöpft, stolperte Melchior Wiesner, kurz vor seinem Heimatdorf über die Wurzel eines maroden Baumes. Schon nahte der sich behende windende Heerwurm der vielen Ottern, allen voran war der zornige Otternkönig. Ehe sich Wiesner vom Boden erheben konnte, war der mächtige Gebieter aller Schlangen über ihm. Und alle die vielen Ottern, die gefolgt waren, stürzten sich auf jenen Melchior Wiesner, und er fand hier ein schreckliches Ende. Nur sein Söhnchen blieb von der Rache verschont, die die Ottern vollzogen hatten. Weinend ging das Bübchen in sein Dorf zurück und berichtete das Geschehene seiner Mutter.

Wenig später fanden die Dorfbewohner die übel zugerichtete Leiche des Melchior Wiesner, jenes Mannes, der dem Otternkönig sein goldenes Krönlein rauben wollte. Ja, Habgier und Geiz nehmen recht selten wohl ein rühmliches Ende!

Die Ottern und ihr König aber, sie kehrten schnell wieder in ihr sonniges Lager am Waldesrande zurück. Seitdem hat auch niemand mehr versucht, dem Otternkönige sein goldenes Krönlein zu rauben! Aber die Schlangen, die Ottern, haben diesen Raubversuch bis zum heutigen Tage nicht vergessen. An jenem Tage im August hat der Otternkönig einen grauisigen Fluch über alle Menschen dieser Erde ausgesprochen. Und seit dieser Begebenheit leben alle Ottern und Schlangen mit allen Menschen in steter und größter Feindschaft!



Alfred Kubin, Rübezahl

Rübezahls Glühwürmchen

Nun hatte auch der Sommer in den Vorbergen des Riesengebirges seinen Einzug gehalten. Es war bereits Mitte Juni und der Johannistag war nicht mehr fern. Die Mittsommerszeit hatte schon begonnen. Es war eine sehr schöne, eine geheimnisvolle Zeit, hier in den Vorgebirgen des sagenumwobenen Riesengebirges. Wer jemals in dieser herrlich-schönen Gegend gelebt hat, weiß dieses liebliche Fleckchen Erde zu schätzen. Weltbekannte Poeten von Rang und Namen priesen dieses Schmuckkästlein der Natur in Wort und Schrift und sie nannten es mit Fug und Recht den „Garten Gottes“. Es war ein Paradies, im wahrsten Sinne des Wortes! Ein Land der Schönheit, in dem die Glückseligkeit wohnte. Wer konnte sich dem Zauber dieses Landes jemals entziehen? Zahlreiche bewaldete Bergespitzen, auf denen fast immer die gemütlichen schlesischen Bergbauden standen, ragten, trutzigen und stolzen Rittern gleich, steil zum Himmel empor und ließen die Blicke weit in's schlesische Land hinein schweifen. In den romantischen Tälern und Gründen lagen die verträumten, langgestreckten Gebirgsdörflein, die sich an die Hänge der Berge innig schmiegt. In weltabgeschiedener Bergeseinsamkeit konnte man auf verschlungenen Wanderpfaden stundenlang durch die schier endlosen dunkelgrünen Tannen- und Laubwälder wandern, ehe man einer Menschenseele begegnete. Geheimnisumwittert und voller mystischer Romantik erschienen diese langen Wälder jedem Wandersmanne, vor allem jedem Fremdlinge. An wetterfesten, holzbehaunten Schutzhütten vorbei, durch blumenreiche Waldwiesen, über moosbestandenes Felsgestein gehend, strebte der Wanderer dem Hochgebirge entgegen. Ab und zu floß ein kleines Gebirgsbächlein, mit seinem eiskalten, kristallklaren Quellwasser, leise murmelnd und emsig gluckernd, vom

Berge herab, durch den grünen Tann, einem fernen, verwunschenen Mühlentale zu, wo es noch, wie in alten Zeiten, Wassermühlen gab, mit hölzernen Mühlenrädern, die sich knarrend und ächzend drehten. Man könnte dicke Bücher davon schreiben, wie romantisch und schön unser liebes Riesengebirge ist und wie herrlich und lieblich die Lande seiner Vorgebirge sind. Wieder einmal, es war vor vielen, langen Jahren, kam auch die Zeit des Mittsommers in's Vorgebirgsland der Riesenberge. In jener Johanniszeit im Monat Juni war die Heuernte bereits in vollem Gange. In den stillen und tiefen Tälern und an den steilen Berghängen wurde überall das Gras eifrig gemäht, das in der prallen Sonne rasch dörrte und später heimgefahren wurde. Flimmernd lag der Sonnenglast über den weiten Wiesenauen. Der würzige Duft von frischem Heu zog durch die Täler und Gründe und erfüllte das ganze Gebirgsland. Nur einzelne Wiesen waren noch nicht gemäht. Das dicke, hohe Gras wogte leise rauschend im lauen Sommerwinde. Wispernd zirpte es in den Gräsern. Wallend, wie die Wellen des Meeres, bogen sich die schlanken Halme des Grases im Winde. Unzählige Blütensternchen nickten mit ihren Köpfchen schwankend an den Stengeln. Wiesen-schaumkraut, Hahnenfuß, Pechnelken und Glockenblumen standen in reicher Zahl in den saftigen Wiesen. Prächtig leuchtete der gelbe Löwenzahn aus dem frischen Grün des Grases. Wiesenhornklee und Scharbockskraut, der blaue Ehrenpreis, Storchschnabel und Johanniskraut blühten ringsumher und glänzten, wie ein buntes Band, inmitten der Wiesen. Schafgarbe und große Blumenteppeiche von kleinen „Gänseblümchen“ lugten aus dem grünen Halmenmeer. Der frische Duft von abertausend Blüten stieg aus den Wiesen empor und entschwebte zum Wal-

deßsam hinüber. Doch wehe! Nun wird auch hier bald der Schnitt beginnen und der blanke Stahl wird all die vielen schönen Blüten und die grünen Gräser dem sicheren Tode weihen und wird sie zu Heu werden lassen.

Da, aus dem Walde ruft, glückverheißend, nun ein Kuckuck. Laut schallt das Echo zurück aus den dunklen Gründen. Es ist Johanniszeit. Der frische Duft von letzten Maiglöckchen schwebt betörend aus dem Forst herüber zum Wiesenrain. Im Talesgrunde blüht noch der blaue und der weiße Flieder und sein holder Duft zieht durch die Wiesenauen. Die Zweige der alten Lindenbäume rauschen leise fächelnd im warmen Sommerwinde. Der süße Odem der Lindenblüten weht aus den hohen Wipfeln der Bäume und liegt berauschend im Geäste. Der heiße Strahl der Juni-Sonne gleißt wie ein glühender Pfeil aus einer einsamen Wolke hervor. Gleich einer Regenwand, die vom Himmelszelt herniederrinnt, fließt das Strahlenbündel aus der Wolke herab zur Erde und malt gelbe Kringle an die Stämme der Bäume.

Der wundersame Juni-Tag neigt sich allmählich dem beginnenden Abend zu. Schon liegen die langen Schatten auf den Fluren der Vorgebirgslande. Nach wenigen Stunden kommt die schwarze, dunkle Nacht über die Gebirgskämme gekrochen. Rasch schleicht sie sich in die Täler und Gründe und verhüllt mit sanftem Schleier das Angesicht der Erde. Bald blinken die vielen Lichtlein aus den Häusern der Gebirgsdörfer. Noch liegt die Wärme des vergangenen Juni-Tages der mittsommerlichen Zeit auf den Bergen und in den Tälern des Berglandes. Lange schon sind die Abendglocken in den Gemeinden verklungen. Die große Stille der Nacht liegt nun geheimnisvoll in allen Fluren. Die Menschen rüsten sich zur friedlichen Nachtruhe, denn der kommende Tag wird sicher wieder sehr heiß werden und er wird harte Arbeit mit sich bringen. Doch während sich die Gebirgsbewohner alle

zur Ruhe begeben haben, ist noch eine sehr, sehr alte Frau in dem kilometerlangen und unwegsamen Hainwalde des Gebirges unterwegs. Sie wohnt in den letzten Häusers des Oberdorfes einer langen Gebirgsgemeinde, die sich sechs Kilometer lang, von den Hängen des Buchberges, ins Kemnitztal hinab, erstreckt. Schon seit einigen Jahrzehnten wohnt sie dort, abgeschieden von aller Welt, einsam und allein. Sie gilt als sonderbar und hat fast gar keinen Kontakt zu den anderen Dorfbewohnern. Ihre sehr einfache Hütte ist klein. Sie teilt ihr Häuschen mit zwei Katzen und drei Ziegen. Die Greisin verdient ihren Lebensunterhalt mit Holz- und Beeren sammeln. Im Herbst trägt sie Pilze heim in ihrer alten großen Kiepe, die sie auf ihrem mageren, ausgemergelten Rücken trägt. Auch sammelt die Alte die vielfältigen Kräuter des Waldes, die sie alle mit Namen kennt und deren Heilkraft sie aus uralten Büchern zu deuten weiß. Zudem holt diese Frau auch Kastanien, Eicheln und Tannenzapfen aus den Wäldern. Sie sucht auch andere Baumfrüchte, die sie sich mühsam sucht. Einmal in jeder Woche geht die alte Frau in die nahe Stadt, um dort ihre schwere Bürde an Waren den Leuten auf dem Markte anzubieten. Bei aller Bescheidenheit und Armut kommt sie mit dem erzielten Erlös gut aus. Diese Frau ist schon sehr alt. Ihr genaues Alter kennt man nicht. Sie mag wohl schon hoch in den Achtzigern sein. Jedoch ist sie noch sehr rüstig.

Nun, an jenem Junitage, war sie bereits im Morgengrauen in die großen und weiten Wälder des Hainwaldes gegangen. Ihre gesamte Wegzehrung waren zwei Scheiben Roggenbröt, zwei Ziegenkäse und ein Fläschchen mit Ziegenmilch. Damit kam die Alte den ganzen Tag lang aus.

Doch an diesem Juni-Tage der beginnenden Johanniszeit, hatte sie sich, trotz aller Ortskenntnis, in dem tiefen Walde verirrt. Ziel- und planlos, schier verzweifelt, humpelte die Greisin durch's dichte Unterholz des Hainwaldes und stolperte mit ihrer



Rübezahl, aufs Land blickend

schweren Kiepe auf dem Rücken, über dürre Äste hinweg, durch Farnkräuter und Flechten, und geriet immer tiefer in den Wald hinein. Erschöpft setzte sie sich auf einen Baumstumpf und verschnaufte einige Minuten. Im Walde war kein Geräusch zu hören. Nur ein verschlafenes Vögelchen piepste klagend im Wipfel eines Baumes. Einsam und verlassen, rechtschaffen müde, weinte nun die Alte leise vor sich hin und dicke Tränen kullerten ihr über die mageren, faltigen Wangen, die in's grüne Moos des Waldes hinuntertropften. Ringsumher schwirrten die kleinen Leuchtkäferchen in riesengroßer Zahl durch die Büsche und an den Bäumen vorbei. Funkelnd und glühend kamen die Glühwürmchen mit ihren Laternen aus

dem tiefen Dunkel des Hainwaldes herbeigeflogen und sie summten stillvergnügt um den Kopf der alten Frau. Hoch über den Wipfeln der Tannen leuchtete der Silbermond mit mattem Schein in das Dunkel des Hainwaldes hinab.

Mühsam stand nun die Alte von dem Baumstumpfe auf, um den Heimweg endlich zu finden. Es war ein mehr als aussichtsloses Unterfangen, den richtigen Weg zu finden, da sich einige der holperigen Waldwege kreuzten und ihr zudem die ganze Umgebung sehr fremd vorkam. Das tiefe Dunkel des Waldes ließ nur schwache Konturen erkennen. Weinend schritt die brave Alte weiter durch den unbekanntem Wald, innigst hoffend, bald auf die rechte Fahrte zu gelangen.

Da, was war das? Plötzlich knackte es im Unterholz. Vom Schrecken gelähmt, verharrte die Greisin eine Weile und sie blickte in jene Richtung, aus der sie das Geräusch vernahm. Mit vor großer Angst geweiteten Augen, starrte sie zu den Büschen hinüber. Da, jetzt hörte die Alte es sehr deutlich. Schwere Schritte näherten sich der Stelle, an der sie stand. Ein großer, breitschultriger Mann, im Habit eines Försters, kam auf sie zu. Die Alte wollte schnell weitergehen, da sie eine riesengroße Angst verspürte. Jedoch, sie kam nicht voran. Die Füße versagten ihr und, am ganzen Leibe zitternd, erwartete sie das Kommende.

Schon rief der Fremde ihr zu: „Nun, liebes Mutterl, wohin denn noch zu so später Stunde? Du hast Dich wohl im Walde verlaufen? Keine Angst! Ich will Dir ja nur helfen!“ Der Fremde hatte ein gütiges, vertrauensvolles Gesicht und die Angst wich von der alten Frau von Stund' an. Mit Tränen in den Augen berichtete sie dem fremden Manne ihr großes Mißgeschick. Darauf sagte der vermeintliche Forstmann mit betont freundlicher Stimme, voller Mitleid, zu der Alten: „Ich weiß bereits alles! Mir bleibt wahrlich nichts verborgen! Ich lasse Dich nun sicher zu Deiner Hütte nach Hause geleiten! In we-

nigen Minuten schicke ich Dir meine dienstbaren Geister, die kleinen Glühwürmchen mit ihren Laternen! Sie fliegen Dir voraus! Du brauchst nur ihren Lichtlein zu folgen und dann wirst Du in einer Stunde bei Dir wohlbehalten zuhause eintreffen!"

„Diese Leuchtkäferchen sind meine getreuen Helfer und ihnen kannst Du Dich jederzeit anvertrauen!“ Danach legte der Fremdling der Alten heimlich eine Lederschutulle in die Kiepe, die sie auf ihrem Rücken trug. Freundlich verabschiedete sich der geheimnisvolle Mann, und er winkte ihr noch einige Male zu, ehe er im Dunkel des Waldes entschwand.

Noch zweifelnd, verweilte die alte Frau an jener Stelle, an der sie dem fremden Manne begegnete. Doch wenig später wurde es taghell im Hainwalde. Myriaden von Glühwürmchen kamen geflogen und sie schwärmten der Alten voran, die ihnen rasch folgte. blieb das alte Mütterchen vor Müdigkeit stehen, so hielten die Leuchtkäferchen in ihrem Fluge inne, solange, bis ihnen die alte Frau wieder folgen konnte.

Um drei Uhr früh waren sie mit der Alten bei der Hütte angelangt. Lautlos flogen die Glühwürmchen zum Hainwalde zurück.

Als das alte Weiblein seine Kiepe absetzte, gewährte sie die Lederschutulle und öffnete sie. Erstaunt gewährte die Greisin die hundert Goldstückelein, die darinnen steckten. Auf dem Leder stand, mit ungelinker Hand geschrieben: Es grüßt Dich, Dein Freund Rubezahl!

Nun hatte alle Not ein Ende und die Alte brauchte fortan nicht mehr in die einsamen Wälder des Hainwaldes zu gehen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen! Und sie lebte noch einige Jahre ohne Sorgen. Jeden Tag aber betete sie zu Gott und sie schloß Rubezahl in das Gebet ein!

Welt, hast du dieses wohlbedacht:
Ein Kind erschien in dunkler Nacht,
es schlug die hellen Augen auf
und wendete den Weltenlauf.

Erhard Krause

Wanderung durchs Mummeltal auf den Riesengebirgskamm

„Schatzkammer“ am Pantschefall

Zu den lohnendsten Wanderungen auf der böhmischen Seite des Riesengebirges zählt die Partie durch das wildschöne Mummeltal auf den Kamm zu den Pantsche- und Elbwiesen. Die prächtige Hochgebirgstour mit allmählicher Steigung läßt sich auf zwei verschiedenen Wegen beginnen: entweder von Neuwelt auf dem sogenannten „Harrachschen Reitweg“ am Hüttenfloß entlang, später über das Steinigte Wasser und über das Weiße Floß in eineinviertel Stunden zum Mummelfall; oder in Har-

rachsdorf bei der ehemaligen Schindelsäge links auf der Waldfahrstraße an der Mummel aufwärts durch herrlichen Nadelwald, der hie und da von Laubwald durchsetzt ist und botanische Seltenheiten birgt.

Wir wählen den letzteren Fahrweg, der uns an einem alten Bergwerkstollen vorüberführt, in dem einst nach Schwerspat und Antimonglanz geschürft wurde, und nähern uns dann dem breiten Mummelfall (728 m), der einem natürlichen Wehr

gleich und einer der wenigen ungestauten Wasserfälle des Riesengebirges ist. Die Mummel stürzt hier über eine 8 m hohe Granitwand in zwei geteilten Strömen hernieder. Für seine Breite ist der Fall jedoch nicht hoch genug und wegen der im Sommer oft geringen Wassermenge nur nach starken Regenfällen sowie bei der Schneeschmelze im Frühjahr wirklich sehenswert. Neben dem Fall befindet sich die Mummelfallbaude mit kleiner Gastwirtschaft, welche in staatlichem Besitz war.

Das Merkwürdigste an der Mummel, welche braunes Wasser führt und viele Strudel und Schnellen bildet, ist ihr Flußbett. Dieses besteht hier auf längerer Strecke aus schalenförmig ausgewaschenem Granit, sogenannten „Hexenkesseln“ (auch „Täufen“ genannt) und aus glatt polierten Flächen, über die der Wildbach schäumend dahinbraust. Man kann lange Zeit neben dem Wasser hinwandern, ohne einen einzelnen Stein anzutreffen. Dafür aber sieht man zahlreiche Forellen in den Fluten sich tummeln. Von der Kranichwiese und von den Sausteinen eilen der Mummel muntere Bergwässer zu, die unter unserem Wege hindurch in ihr Bett finden. Es sind dies das Lubocher Floß, der Wossekerbach, das Bruchfloß, das Kranichwiesenfloß und die Kleine Mummel.

Wir überschreiten nach halbstündiger Wanderung, die uns vom Mummelfall in dem herrlichen engen Tal an der rauschenden Mummel weiter aufwärts führt, die erste Brücke, bei der links das Lubocher Floß einmündet. Hier zweigt ein Weg ab, der nördlich zwischen Lubocher Floß und Kranichwiesenfloß aufwärts zieht, das letztere Gewässer überschreitet und in einer Stunde die Wossekerbaude (1260 m) erreicht, die idyllisch am oberen Rand einer Bergwiese liegt. Die urkundlich um 1790 erstmals erwähnte Kammbaude hieß früher „Neue Böhmisches Baude“ und „Franziskanerbaude“. 1895 brannte sie ab, wurde aber im alten Gebirgsbaudenstil



Die deutsche Wetterbeobachtungsstation auf der 1603 Meter hohen Schneekoppe

neu errichtet und später nochmals erweitert.

Unser Harrachscher Reitweg verengt sich zum Fußpfad. Weite Waldwildnis umfängt uns und begleitet uns bis auf die Hochfläche des Kammes. Links rauschen laute Gewässer. Das Steinigte Wasser, von der Grenzwiese südlich der Neuen Schlesi-schen Baude kommend, stürzt in ein-drucksvollen Kaskaden zu Tal, den Platten- oder Steinigtwasserfall bildend, den wir allerdings von unserem Weg aus nicht sehen können. Wir gelangen indes-sen durch herrlichen Tannenhochwald immer höher hinauf in die Gebirgseinsam-keit, in welcher der Auerhahn vor uns aufsteigt und wir den „König der Wälder“, den Hirsch beobachten können. Vor der Einmündung des Wossekerbaches in die

Mummel zweigt links ein Steig über die Grenzweise zur Neuen Schlesischen Baude (1195 m) ab, die 1787 von einem gewissen Hollmann aus den Krausebänden am Nordwesthang des Reifträgers erbaut wurde.

Nachdem unser Reitsteig auch noch das Kranichwiesenfloß (Grenzfloß) überschritten hat, welches von links herabkommt, erreichen wir am Zusammenfluß von Kleiner und Großer Mummel („Rübezahls Frühstückshalle“) den „Bannwald“, welcher als breiter, undurchforsteter Waldgürtel den Gebirgskamm in einer Höhenlage von etwa 1100 bis 1200 m umzieht. Rechts steigt der Plechkamm (1216 m) und der Kahle Berg (1352 m) in die Höhe, während wir links die Abdachung der Grenzweise und des Reifträgers (1362 m) vor uns haben. Wir kommen hier zu einer weiteren Wegkreuzung: Rechts führt ein Weg über den Plechkamm nach den Hofbänden und weiter nach Rochlitz, links einer zur Wossekerbaude.

Unser Steig zieht geradeaus weiter, nun stärker steigend, am rechten Ufer des letzten Quellbaches, der Kleinen Mummel, am Abhang der Naworer Wiese empor. Das Tal erweitert sich, der Wald wird spärlicher, bald ist die Grenze der Baumregion erreicht und das Knieholzgebiet beginnt. Beim Austritt aus dem Wald begrüßt uns rechts die Kesselkoppe (1434 m), links die einsame Feldkuppe des Veilchensteins (1472 m). Eine moorige Hochfläche umgibt uns und der Weg senkt sich die eintönige Pantschewiese hinab, wo er in 1350 m Höhe den „Pietzeweg“ kreuzt, welcher von der Elbquelle kommend zur Kesselkoppe führt.

Nach wenigen Minuten gelangen wir jetzt zu der Stelle, wo der kleine, aus den Sümpfen der Pantschewiese sickernde Bach, die Pantsche, als Pantschefall über 250 m tief in den Elbgrund stürzt und unten in die vorbeifließende Elbe mündet. Es ist dies der höchste Wasserfall in den Sudeten, der jedoch künstlich gestaut werden muß, da die Wassermenge des Baches

zu gering ist. Das Ziehen der Schleuse erfolgte gegen Zahlung einer geringen Gebühr. Bei der großen Tiefe zerstiebt das aufgestaute Wasser, ehe es die Talsohle erreicht. Wir haben hier eine großartige Aussicht in den jäh abstürzenden Elbgrund, die Sieben Gründe und auf den Ziegenrücken. Hart am Rand der Felsabstürze führt nördlich ein Weg in 20 Minuten zum Elbfall mit der Elbfallbaude (1284 m). Die Baude gehörte früher, bevor sie staatlicher Besitz wurde, den Grafen Harrach und besaß zuletzt 42 Zimmer mit 102 Betten. Vor einigen Jahren ist sie abgebrannt und befindet sich z. Zt. in Wiederaufbau, der aber sehr langsam vorstatten geht.

Wenige Schritte nördlich vom Pantschefall, ungefähr 50 m unterhalb des Felsrandes, öffnet sich der Eingang zu einer kleinen Höhle der sogenannten „Schatzkammer“, die zerklüftet und schwer zugänglich ist. Der Sage zufolge soll diese wertvolle Schätze bergen und es hat nicht an Versuchen gefehlt, in den zerklüfteten Felsgang einzudringen. Anscheinend haben in alter Zeit Räuber in der Höhle gehaust, da man u. a. Reste von ein Paar Stiefeln mit Rittersporen, einen Säbelgriff und ein Stück von einer Säbelklinge darin gefunden haben will. Auch soll sich in unmittelbarer Nähe der „Schatzkammer“ an einem schwierig zu erklimmenden Felsen eine rätselhafte Inschrift mit geheimnisvollen Zeichen befinden, bei denen es sich wahrscheinlich um alte Walenzeichen handeln dürfte. Das würde bedeuten, daß „welsche“ Schatzgräber hier einst am Werke waren. Es soll auch ein Engländer, den ein Gebirgsführer auf den Höhlengang aufmerksam machte, drei bis vier Tage darin mit Forschungen zugebracht haben. Bergsteiger, welche in neuerer Zeit das labyrinthische Geklüft zu ergründen suchten und bis 30 m tief eindringen, vermuten, daß die Höhle ursprünglich viel größer war und erst durch das Einstürzen verwitterter Felsmassen unpassierbar geworden sei.

Wichtige geschichtliche Daten von der Stadt Braunau

1256 wird Braunau urkundlich zum ersten Male genannt.

1258 übergibt Bischof Johann III. von Prag die Seelsorge von Braunau dem Abt Martin von Brevnov, so daß wohl um diese Zeit die ersten Benediktiner nach Braunau kamen. Dieser Abt Martin hat vom Jahre 1253 an die meisten Braunauer Dörfer mit deutschen Kolonisten besiedelt.

1322 gründete Abt Bawar von Brevnov innerhalb der Braunauer Burg eine Propstei, also die Anfänge des Braunauer Klosters.

1348 verließ auf Bitten des Abtes Kaiser Karl IV. Braunau das Stadtrecht, wahrscheinlich das Magdeburger.

1421 am 17. Juni erschien vor Braunau ein hussitisches Heer. Das Hospital, die Liebfrauenkirche und die Vorstädte wurden verbrannt, die Stadt selbst blieb unversehrt. Nach Verhandlungen zogen die Hussiten ab. In Braunau blieb die schlesische Besatzung.

Um diese Zeit flieht der Abt von Brevnov, Nikolaus, vor den Hussiten nach Braunau; Brevnov wird 1420 verbannt und das Braunauer Kloster wird nun der Mittelpunkt des Ordens.

1449, 1452 große Brände. 1452 zerstört eine Feuersbrunst fast die ganze Stadt, die Pfarr- und Hospitalkirche und das Rathaus.

1450 wird die Kirche bei Unserer Lieben Frau in der heutigen Form gebaut.

1540 bis 1570 waren Unglücksjahre, von denen die Tafeln an der Friedhofskirche berichten. 1540 Dürre und Teuerung, 1542 Heuschreckenplage, 1549 brannte die Stadt mit dem Kloster ab, 1552 wieder große Teuerung; 1557 und 1560 große Überschwemmungen.

1570 der 14. Juli war ein großer Unglückstag, denn er brachte eine ungeheure Überschwemmung. Tafel 3 bei Unserer Lieben Frau, Häuser werden weggerissen, ganze Familien ertrinken.



Stadtsiegel Braunaus von 1416

1582 bis 1586 ist Pest im Braunschen. Es sterben bis 20 Menschen täglich; in 4 Jahren 2207 Leute.

1594 bis 1600 wieder Mißwachs und Teuerung, Unglücksjahre (Tafel 5).

1609 bis 1618 Religionsstreit zwischen Katholiken und Protestanten in Braunau. Infolge der Vorgänge in Braunau und Klostergrab.

1618 Fenstersturz in Prag und Beginn des ersten Teiles des 30jährigen Krieges. Das Braunauer Ländchen wird furchtbar verwüstet durch die Kriegswirren. Als 1648 der Friede geschlossen wurde, war die Bevölkerung auf ein Drittel zusammengeschrumpft. Viele Häuser in der Stadt standen leer und auf dem Lande gab es kaum eine Wirtschaft, die in leidlichen Zustände gewesen wäre.

1664 und 1684 brannte das Kloster, das noch den Charakter einer Burg hatte, ab und wurde in neuem Stile aufgebaut. 1684 brannten auch 3 Ringseiten ab, die meisten Häuser der Niedergasse, zusammen 178 Häuser und der Meierhof.

1684 bis 1694 wurde die Klosterkirche durch Martin Allio aus Prag neu gebaut



und von Jakob Steinfels ausgemalt. Abt war damals Thomas Schneider (Sartori), ein gebürtiger Braunauer (1663—1700).

1727 bis 1735 läßt Abt Othmar Zinke durch den berühmten Baumeister Kilian I. Dientzenhofer das neue Kloster bauen, wie es heute noch steht, wenn auch seinem Zwecke entfremdet.

In den Kriegen unter der Kaiserin Maria Theresia, es waren das die ~~schwedischen~~ ^{schwedischen} Kriege und der Siebenjährige Krieg, erlitten die Stadt und das Land großen Schaden.

1757 wurde die Stadt an mehreren Stellen angezündet und es verbrannten 183 Häuser. Verschont bleibt nur die St. Wenzelskirche und der Meierhof.

1780 wurde das Braunauer Gymnasium, das im Dreißigjährigen Kriege wieder erneuert worden war, fünfklassig.

1781 wurde die erste bürgerliche Apotheke errichtet.

1786 wurde die von Abt Stephan Rautenstrauch erbaute Schule zur Stadtschule und 1835 zur Hauptschule erhoben.

1789 brannten in der Niedergasse 36 Häuser ab.

1804 wurde durch den Stiftsarzt Kneisel das Stadttheater gegründet.

1832, 1836 und 1847 wütete in der Stadt und im Ländchen die Cholera.

1847, den 14. Juli der berühmte Meteorfall.

1848 bis 1849 wichtige politische Ereignisse unter dem Abte Nepomuk Rotter, der ein Sohn Braunaus und ein großer Wohltäter der Stadt war: Aufhebung der Erbuntertänigkeit und der Patrimonialgerichtsbarkeit, die Erteilung der konstitutionellen Staatsverfassung, die Einrichtung der Kreise, später der Bezirkshauptmannschaften.

1860 Eröffnung des Stiftsgymnasiums zum Obergymnasium.

1850 Wahl des ersten Bürgermeisters nach dem neuen Gemeindegesetz, des Maurus Teuber. — Im gleichen Jahre Errichtung des Braunauer Bezirksgerichts und Erbauung des Schießhauses.

1866 Der Krieg mit Preußen. Am 26. Juni Durchmarsch des 2. preußischen Armeekorps unter der Führung des preuß. Kronprinzen Friedrich, des späteren Kaisers Friedrich. Sein Benehmen gegen den Abt, den Bürgermeister und die Stadträte war äußerst zuvorkommend und denkbar freundlich. Die Kriegsschäden konnten aber nicht ausbleiben.

1873 bis 1875 wurde die Eisenbahn gebaut und der Verkehr am 25. Juli 1875 eröffnet, nachdem der erste Zug schon am 15. Mai 1875 gefahren war.

1870 Eröffnung der Bürgerschule.

1871 bis 1874 Auswanderung nach Chile in Südamerika. In Chile entsteht ein Neubraunau.

Der Raupach

Durch eines der Täler meiner Kindheit fließt der Raupach, ein merkwürdiger Bach, der mehrmals sein Gesicht wechselt, bis er sich in die Elbe, den mütterlichen Strom, ergießt. In der Dorfschule lernten wir von unserem alten Lehrer, der immer eine lange Pfeife im Mund hatte und gebückt einherging, der Raupach entspringe auf der Kalkkoppe. Zu näherer Anschauung wies er uns diese auf der Karte des Bezirkes, die immer an der Wand hing. Ich habe in meinem Leben die Quelle des Raupaches nicht gesehen. Vermutlich wird es bei dieser Unkenntnis bleiben, aber das tut nichts zur Sache und ist auch nicht so wichtig. Ich weiß nur, daß dieser Bach meiner Kindheit auf einmal da ist, dort, wo die ersten Häuser des Dorfes stehen. Er kommt durch weite Talwiesen daher und an seinen Ufern stehen mancherlei Sträucher. Der Bach zieht sich in vielen Windungen durch die Talniederungen ins Land hinein und daher kommt es, daß er von weitem aussieht wie eine Raupe. Lange war ich der Meinung, der Name des Baches sei auf diese Weise zu erklären, bis mich ein Sprachbessener auf meinen Irrtum aufmerksam machte und mir Laut für Laut bewies, daß ich unrecht hatte. Ich nickte und vergaß mit derselben Gründlichkeit, mit der ich unterrichtet worden war, die genaue Erklärung des Namens „Raupach“.

Das breite Tal, durch welches der Raupach fließt, trennt unser Dorf Harta von dem benachbarten Langenau, das seinem Namen alle Ehre macht, wie jeder weiß, der es einmal von oben bis unten durchwandert hat. In diesem Dorfe wohnte eine alte Tante, die mir ihrer großen Güte und Freigebigkeit wegen in Erinnerung geblieben ist. Sie war einem ebenso braven Manne angetraut, den ich nicht mehr kannte, von dem sich aber die Leute noch viele Jahre nach seinem Tod wunderliche Dinge er-

zählten. Er habe, so wurde berichtet, als Pensionist unter Langeweile gelitten und sich aus diesem Grunde mit der Herstellung eines Rentierschlittens beschäftigt. Man denke sich: eines Rentierschlittens, in einem Dorfe im Riesengebirge! Als an einem strahlenden Wintertag die erste Ausfahrt mit dem besagten fremdartigen Schlitten stattfand, war das ganze Dorf auf den Beinen, und ich bedauerte es unendlich, daß ich damals noch nicht auf der Welt war. Ich fragte die Tante immer wieder nach dem Rentierschlitten, aber sie gab darüber nur einsilbige Auskunft. Einmal fand ich beim Durchstöbern des Dachbodens ein unförmiges Gebilde, das ich mit tödlicher Sicherheit als einen Rentierschlitten erkannte. Man könnte mir heute einen echten Rentierschlitten zeigen, wenn er dem auf dem Dachboden in meiner Tante Haus nicht ähnelte, wäre es aus und vorbei mit ihm!

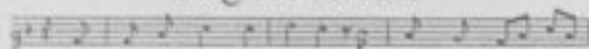
Doch jetzt zurück zum Raupach! Im Frühjahr, wenn auf den Bergen der Schnee schmilzt, führt auch der Raupach viel Wasser mit sich, das schlammig und rot über seine Ufer tritt und sich auch über jene Talwiese, durch die der Weg nach Langenau führt, ergießt. „Wenn nur der Raupach das Tal nicht überschwemmt hat“, sagte dann die Mutter, und ich war von Bangnis erfüllt, wir könnten nicht zur Tante nach Langenau gehen, bei der es Kaffee und Kuchen und Zuckerwerk gab, daß sich der Tisch bog, und ein Bild, das an der Wand der guten Stube hing, das man nicht genug bewundern konnte, denn es zeigte Rentiere, die mit ihrem Schlitten über den Schnee dahergebraust kamen. Aber die Mutter wußte immer einen Weg durch das Tal, auch wenn es noch so überschwemmt war, zum Beispiel den über die Brücke unten am Walde, unter deren Bohlen das Wasser des Raupachs donnerte. Wenn wir abends nach Hause gingen,

mischte sich das Rauschen des Wassers in das des Hochwaldes und ich drückte mich enger an die Mutter, weil ich mich fürchtete.

Immer wieder ändert der Raupach sein Gesicht, nicht nur in den Jahreszeiten. Sobald sich in seinem Wasser die ersten Häuser des Dorfes spiegeln, wird aus dem wilden Wiesenbach ein richtiger Dorfbach. Anstatt des zügellosen Strauchwerks wachsen schlanke Erlen und Birken an seinen Ufern, und der Lauf des Wassers wird ruhiger. Er sieht an manchen Stellen aus wie ein dunkler Spiegel, besonders dort, wo die Schleuse seinen Weg sperrt und das Wasser in den Fabrikgraben hinüberleitet, der die große Turbine treibt. So kommt es, daß das Bachbett tagsüber, wenn die Fabrik arbeitet, fast leer ist und nur ein kleines Rinnsal sich seinen armseligen Weg durch das Geröll sucht. Wir Kinder schauten mit neugierigen Augen nach blanken Kieselsteinen und bunten Scherben aus. Wenn dann am Feierabend die Fabrikpfeife ertönte, da wußten wir, daß nun ein Schauspiel beginnen werde, das wir jedesmal, obzwar wir es unzählige Male gesehen hatten, aufs neue wunderbar fanden. Das Schauspiel hieß: „Das große Wasser kommt.“ Erwartungsvoll saßen wir am Bachrande und spähten durch das Laubwerk der Bäume nach dem Bachbett, in dem es immer noch leise rieselte. Dann begann in der Ferne ein dumpfes Rauschen, ein Brausen, das langsam näher kam. Das

Rinnsal begann mit einem Male zu glucksen, als ob es einen Stoß bekommen hätte. Aus dem Glucksen wurde ein Plätschern und auf einmal kamen sie daher, die Wellen, immer höher und höher und am Ende bespülten sie unsere braunen Füße. Wir jauchzten vor Freude und patschten in die Hände. Als wir größer waren, wurden auch unsere Spiele erfindungsreicher. Wir entdeckten, daß sich Mutters Waschmulde als Boot verwenden ließ. Wenn dann das große Wasser kam, nahm es uns auf seinem Rücken und trug uns in unserem Boot bis hinunter an das Ende des Dorfes, wo eine neue Schleuse der Fahrt ein Ende machte. Wieder war es dort unten so wie am Anfang des Dorfes. Zwischen weiten Wiesen verlor sich der Bach. Strauchwerk wuchs an seinen Ufern, und wenn ich ganz ehrlich sein will, so muß ich bekennen, daß ich die Stelle, an der er in die Elbe mündet, nie gesehen habe. Auch das weiß ich nur von unserem alten Lehrer, der es uns auf seiner Karte des Bezirkes zeigte. Wenn im Sommer die Wiesen nach dem Mähen gelb wurden, war es köstlich, unten am Bachrand zu sitzen im Schatten, der Kühlung spendete. Rot sank die Sonne hinter den Erlen hinunter und die Schatten der Heuschaber wurden länger, je später es in den Abend ging. Und wenn dann die Sterne am Himmel aufzogen, raunte der Raupach sein uraltes Lied, und dem späten Heimkehrer wurde es dabei, ich weiß nicht wie, ums Herz.

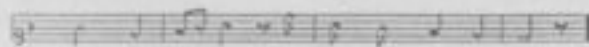
DAS JUNGRÖNNLEIN



1 Und in dem Schneegebirge da fließt es Grünlein
2 Ich hab' daraus getrunken gar manchen Frühen



1 kalt, und wer das Grünlein trinkt, und wer das
2 trinkt, ich bin nicht alt geworden, ich bin nicht



1 Grünlein trinkt, wird jung und nimmer alt,
2 alt geworden, ich bin noch älter als jung.

Der Bergdienst im Riesengebirge



*Der erste Skiläufer
im Riesengebirge.
Eine Aufnahme
aus dem Jahr 1893.*

Als der Skilauf im Riesengebirge heimisch geworden war, entwickelten sich auf den Höhen und in den Tälern die Wintersportplätze. Das Zentrum war Spindelnaun. Sein Name hatte in Böhmen und in Schlesien etwa den gleichen Klang wie Kitzbühel in Tirol und St. Anton am Arlberg. Hier hatte der Fremdenverkehr den größten Aufschwung genommen und die großen Hotels, bekannt für gepflegte Unterkunft und gute Küche, stellten ihren vielfach prominenten Gästen (Minister, Generaldirektoren, bekannte Filmschauspieler u. a.) auch Skilehrer zur Unterweisung im weißen Sport zur Verfügung. Hanns Ehinger aus Schwarzenal war Anfang der dreißiger Jahre als Skilehrer im Hotel Savoy tätig. Sein Freund Alfred Trömer unterrichtete die Gäste des Grand-Hotels; Franz Wende aus Freiheit, ein guter Skispringer, betreute Anfänger und Fortgeschrittene bei Buchberger; Erich Hollmann (mit seinem bärischen Lockenkopf) war auf der Adolfbaude und Franz Civerny, der nebenbei gerne Torten für die Gäste buk, auf der Spindlerbaude. Die Brüder Franz und Willy Möhwald ge-

hörten dem Sporthaus Olympia an und verkauften, wenn sie keine Kurse hielten, Sportgeräte und Sportbekleidung. Nach den Kursen trafen sich alle — mit frischer Bergluft vollgepumpt — zum Kaffee und Tanztee in Alt-Sankt-Peter. Zwischen ihnen allen bestand ein gutes kameradschaftliches Verhältnis. So ergab es sich, daß sie sich zu einer eigenen Skischule zusammenschlossen mit festem Lehrplan und Klasseneinteilung. Die Skischule „Slalom“ war — nach der Schule am Arlberg von Hannes Schneider — die zweite festorganisierte Gemeinschaft in dieser Tätigkeit und wuchs später bis auf 20 Skilehrer an. Doch so ein Bergwinter bringt nicht nur eitel Sonnenschein, sondern birgt auch viele Gefahren in sich: Durch Wetterstürze, Lawinen und Unerfahrenheit gerieten immer wieder Menschen in Bergnot, die der Hilfe bedurften. Da meldeten sich die Skilehrer der Skischule „Slalom“ bei den zuständigen Stellen (wie Bürgermeister, Kurverwaltung, Feuerwehr) und boten ihre Hilfe für Rettungsdienste an; und nach mehreren

glücklich verlaufenen Einsätzen wurde Hanns Ehinger vom Bezirkshauptmann in Hohenebelbe gefragt, ob er nicht willens und in der Lage sei, im Hinblick auf den ständig steigenden Touristenverkehr eine Rettungsorganisation größeren Ausmaßes ins Leben zu rufen.

Hanns Ehinger stellte nun Überlegungen über die Größe des Einsatzgebietes an und er und seine Freunde beschlossen, das gesamte Riesengebirge — diesseits und jenseits des Kammes — einzubeziehen.

Anfängliche Bedenken von staatlichen Stellen konnten rasch ausgeräumt werden und bald wurde Hanns Ehinger vom Bezirkshauptmann — mit Einverständnis der tschechischen Ministerien — beauftragt, mit dem Aufbau des „Bergdienstes im Riesengebirge“ zu beginnen.

Er stellte seine Aufgabe unter das Motto: „Schutz des Menschen vor den Bergen, Schutz der Berge vor den Menschen“; denn im Sommer war besonders darauf zu achten, daß die Hochgebirgsflora nicht aus Leichtsinne zerstört wurde. Besonders Enzian und Habmichlieb, sowie das Knieholz mußten vor Frevlern geschützt werden.

Von Prag aus hielt Hans Ehinger über die deutschen Sendungen des tschechischen Rundfunks aufklärende Vorträge, die in der Folge von den Zeitungen publik gemacht wurden und bereitete so die Bevölkerung auf das Projekt vor.

Bei der Organisation kamen ihm die Kameradschaft auf den Bauden — mit den Besitzern und Angestellten — und die vielen Bekannten in den Gebirgsorten zugute. Innerhalb von 3 Wochen konnte er die stattliche Anzahl von 300 erprobten Männern für eine freiwillige Einsatzbereitschaft gewinnen. Dann wurden 3 Zentralstationen eingerichtet: in Harrachsdorf unter der Leitung des Gastwirtes Lambert Erlebach, in Spindelmühle durch Herrn Ehinger und den Feuerwehrsaniäter Lorenz, in Petzen unter der Führung von Oberförster Herrmann. Ihnen standen je

3 Gruppen zu 10—12 Mann zur Verfügung.

In den Bauden entstanden Hilfsstationen, die mit 4—6 Mann besetzt waren. Durch dieses dichtmaschige Netz war die Gewähr gegeben, daß jeder Punkt des zu betreuenden Gebietes von den Hilfsstationen binnen einer halben Stunde, von den Zentralstationen spätestens in eineinhalb Stunden erreicht werden konnte.

Die Ausbildung in Erster Hilfe oblag den jeweiligen Gemeinde- bzw. Kurärzten und die Männer des Bergdienstes erhielten ein Abzeichen und einen Ausweis, wodurch sie berechtigt wurden, auch gesperrte Wege zu begehen.

Auf den Zentralstationen hatte jeweils eine Gruppe 8 Tage Dienst und die Männer mußten in kürzester Zeit zu erreichen sein. Bei Alarm ging die Aufforderung zur Bereitschaft an die nächste Gruppe.

Für eine rasche Verständigung zwischen den Stationen konnte eine telefonische Ringverbindung gestöpselt werden; die Benutzung des Fernsprechers war kostenlos.

Nach der Erinnerung von Hanns Ehinger waren pro Jahr 200 bis 300 Rettungsaktionen notwendig wegen Verirrungen, Erfrierungen, Skiuunfällen und Lawinenunfällen.

Welchen Strapazen die unerschrockenen, selbstlosen Männer des Bergdienstes dabei ausgesetzt waren, schildert Herbert Beutel vom „Bergdienst Wiesenbaude“ in seinem Bericht:

„Der Schneesturm heult über den Hochwiesenberg. Die Januarnacht ist im Kommen und die Gespanne sind noch draußen — die Schlitten — die Kutscher. Sie bringen das täglich Notwendige zum Leben für die Kammbaude, die mit ihren Menschen leben will und muß.

Die Gespanne sind schon längst überfällig. Man muß ihnen unbedingt entgegengehen, ehe Nacht und Schneegewalt sie abschneiden.

Die wenigen Baudengäste, verärgert durch das Sturmwetter, sitzen an den Tischen,



Gerold Effert

Wintertag im Riesengebirge

*Schnee aus verwehten Wäldern,
knirscht unter meinen Schuhn;
ich seh auf verhüllten Feldern
das Licht des Mittags ruhn:*

*blauschattend eisiges Flimmern
über den Abhang gehaucht,
schneehell stäubendes Schimmern
und Glitzern von Bäumen raucht.*

*Gleiten, Schwingen und Kreisen
am eisverglasten See,*

*Wind weht Ahnung vom leisen
Lachen über den Schnee.*

*Von weiß verhangenen Hügeln
wend ich nun mein Gesicht.
Schreiende Krähen flügeln
schwarz im eisigen Licht.*

*Von walddunkler Bläue umfängen
am zottig erstarrten Bach
hullen noch immer die bangen
krächzenden Schreie nach.*

trinken Kaffee und essen Kuchen, wissen kaum, daß da draußen eine ganze Kolonne für die paar Bissen der kommenden Tage einen verzweifelten Kampf kämpft.

Die Rettungsmannschaft geht los und müht sich an den Markierungsstangen zur Kapelle hinaus, die zwischen Brunnberg und Hochwiesenberg steht.

Oben ist der Sturm so rasend, daß es unmöglich ist, die Skistöcke einzukrallen, so daß wir wie führungslose Wesen den Blaugrund hinabgejagt werden.

Es bedarf eiserner Energien, um abzuschwingen. Es gelingt. Nun ist's windruhig hier unten und kein so hartes, blankes Eis wie oben an der Kammkuppe.

Wir schreien in den Flockentanz hinein, suchen — auseinandergetrieben durch die Abfahrt — uns zusammen und steigen der Strecke zu, die die Proviantkolonne alltäglich nimmt. Höher hinaufkommend, wirbelt der Sturm wieder wilder. Um uns ist die Undurchsichtigkeit des orgelnden Schneesturmes. Der Schnee rast so dicht, daß man in einem weißen Taumel geht — und plötzlich renne ich einem Pferd in die Flanke. Das Tier schnuppert im Schnee, eingesunken bis zum Bauch, ist weiß — schneeweiß — todmüde. Ein paar liebe tätschelnde Klapse auf den eisstarrten Hals, und schon werden die Skier abgeschmalzt, tief eingerammt und ich stapfe vor.

Da ist auch der zweite Schlitten . . . , der dritte — und ganz vorn stapfen — wie Schemen — mit wankenden Bewegungen die drei Kutscher in einer Windwehe umher. Sie treten den Schneeberg zusammen — knietief — hüfttief — sie schinden sich todmüde um den Weg für ihre Gespanne. „Hallo, Ihr!“ — Sie werden angerempelt, schwanken zurück . . . hatten sich im Schutz des Pferdebauches mit Brantwein und Brot gelabt. Es geht alles furchbar stumm zu, wie in einer Welt ohne Sprache, in der nur der Schnee im Sturm heulen darf.

Wäre nicht das erstmal, daß die Gäule, bis zum Hals eingeschnit, abgestochen

werden müssen, wenn sie nicht schon geduldig und stumm in den Sielen erfroren; wär' nicht das erstmal, daß einer von der Mannschaft taumelmüde einsinkt — einschläft — einweht — weg ist.

Meter um Meter wird vorgedrückt, bis die Kolonne die Kammhöhe erreicht. Dann ist es geschafft! Das harte Eis läßt keine Windwehe hoch ansetzen. Die Baude ist nahe!

Die Männer des Bergdienstes gaben ihr Bestes, oft unter Einsatz des eigenen Lebens. Für sie galt das Lied vom braven Mann. Die Organisation bewährte sich so gut, daß sie von den jetzigen staatlichen Organen in derselben Weise fortgeführt wird.

Durch seine Tätigkeit war Hanns Ehinger im ganzen Riesengebirge bekannt; man nannte ihn kurz den „Schimmel“ als Abkürzung für „Rotschimmel“. Und er spricht heute noch voll Dankbarkeit von seinen Bergkameraden, die ihn in seinem Bemühen um die Heimat mit Rat und Tat unterstützt haben:

Ich denke vor allem an Gerhard Zinecker von der Peterbaude, an Eugen Bönisch und Herbert Beutel von der Wiesenbaude. Wir waren alle von demselben Geist beseelt und fühlen uns heute noch als die Gefolgsleute Rubezahl's!

*Der Fluch des Menschen ist
das Zögern. Nichts kann
gelingen, was aufgeschoben
wird. Denn die Empfindungen,
aus denen die Kräfte,
die etwas Ganzes und
Lebendiges schaffen,
entspringen, sind nur in dem
Augenblick ursprünglich,
wo sie sich am Anlaß
zur Tat entzünden*



Adolf Knappe

Die Kiewälder Spinnstube

Gedanken an eine vergangene Zeit

Da, wo die steilen Wände der Schneegruben fast senkrecht in die Höhe ragen, breitet sich als Vorgelände ein grüner Wiesen-teppich aus, der von einzelnen Felsgruppen und kleinen Waldteilen durchbrochen wird. Auf dieser Hochfläche liegt das Baudendörfchen Kiewald, das mit seinen schindelgedeckten Holzhäusern, seinen niedrigen Schiebefenstern und Holzgattertüren uns in die Zeit vor hundert Jahren zurückversetzt. Infolge seiner Abgeschlossenheit und schweren Zugänglichkeit ist es bis jetzt verhältnismäßig wenig vom Fremdenverkehr berührt worden, und diesem Umstande ist es wohl zu danken, daß die dreihundert Bewohner der Siedelung, die nach der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von vertriebenen evangelischen Böhmen gegründet worden ist, ihre alten Sitten und Gebräuche bewahrt haben. Dazu gehören auch die Spinn- und Lichtenabende.

Besonders zur Winterzeit, wenn der Schnee so hoch liegt, daß man nur mit Mühe von einem Hause zum anderen gelangen kann, da ist die Zeit der Spinnabende. Da kommen Männer, Frauen, junge Mädchen und die jungen Burschen des Dorfes bald bei diesem, bald bei jenem Nachbar zusammen. Die Männer tragen langschäftige Stiefel, Lederhosen, rote

Halstücher, bunt gestreifte Westen und kurze blaue Schoßjacken. Der Kopf wird von einer dicken Pelzmütze umrahmt. Anmutiger ist die Tracht der Frauen. Kurze blaue, rote oder geblünte Miederröcke umschließen den schlanken Körper, denen große weiße, oft schön gestickte Schürzen und bunte Brusttücher ein besonders farbenprächtiges Bild geben. Den Kopf schmücken kunstvoll geschlungene viel-farbige Tücher, während die älteren Frauen sogenannte Bort- oder Tressenkap-pen tragen, die häufig genug in Gold oder Silber gewirkt sind. Die niedrige Holzstu-be wird vom Spanleuchter erhellt. Es ist dies ein länglicher vierbeiniger Holzsche-mel, auf dem eine in die Höhe ragende Holzwinde befestigt ist. In diese werden vom Spinnstubenvater, das ist der jeweili-ge Hauswirt, die zwei bis drei Finger brei-ten trockenen Buchenspäne, auch Kien-späne genannt, hineingezwängt, immer wieder abgerispelt und dann wieder durch neue ergänzt. Die ganze Beleuchtung gibt der Spinnstube ein eigenartiges, schwer-mütiges Gepräge.

Wenn dann die Räder schnurren und jene uralten, längst verklungenen Volksweisen dazu ertönen, die Flachsklopfe in gleich-mäßigen Schlägen auf den großen Bu-chenklotz saust, die Hechel knarrt und die

Weife summt, dann ist Spinnstubenstim-
mung. Da hört man ein leises Hüsteln. Es
kommt aus der Ofenhöhle, wo auf dem
niedrigen sogenannten Höllenschemel die
Großmutter sitzt. Wegen ihres Alters kann
sie nicht mehr spinnen, aber trotz des
zahnlosen Mundes noch erzählen, wie sie
selber behauptet: ewig und drei Tage lang.
Das Hüsteln war das Zeichen für das Still-
stehen der Räder; denn nun lauscht alles
den Erzählungen der Großmutter. Sie
weiß zu erzählen: vom großen Leuchter,
von den Irrlichtern, vom wilden Jäger, der
in Begleitung eines dreibeinigen Hasen
nachts durch die Wälder ritt, vom sieben-
köpfigen Drachen, von den Busch- und
Moosweiblein, die den auf dem Felde ar-
beitenden Frauen die Kinder vertauschten
und ihnen einen Wechselbalg in die Wiege
legten, von den Graumännlein, vom
Mann ohne Kopf, von den Elfen und Was-
sernixen und wie die Sagen alle heißen. Da

unsere abergläubischen Gebirgsbewohner
noch an das Vorhandensein dieser un-
heimlichen Wesen glauben, so ist es kein
Wunder, daß Furcht und Zittern die
Spinnstubenleute beherrscht. Niemand
wagt es darum, jetzt allein nach Hause zu
gehen. Kein Wunder, daß alle entsetzt auf-
fahren, als es plötzlich draußen mit lauten
Schlägen an die hölzernen Fensterläden
klopft, glauben sie doch, der leibhaftige
Gottseibeius käme schon zur Tür herein.
Der Spinnstubenvater aber weiß, was das
Klopfen zu bedeuten hat. Er geht hinaus,
schiebt den mächtigen Holzriegel, der die
Tür verschließt, weg und führt eine Schar
junger Burschen herein. Diese kommen in
die sogenannte „halbe Sitzige“. Die jungen
Burschen verstehen es gar bald, die furcht-
samen Gedanken zu verschweigen. Sie
treiben allerhand Kurzweil, blasen den
Mädchen den Flachs ins Gesicht, greifen
in die Speichen der Spinnrädchen und
necken auf die mannigfaltigste Weise.
Aber auch die jungen Mädchen sind nicht
auf den Mund gefallen und verstehen es
trefflich, Gegenrede zu geben. So sagen
sie unter anderem, vom vielen Netzen des
Fadens sei ihnen die Zunge ganz trocken
geworden, da möchten sie was „zur Netze“
geben. Das lassen sich die jungen Bur-
schen nicht zweimal sagen. Es wird „ge-
wimmert“, daß heißt, jeder gibt einen
„Bohm“, und der Spinnstubenvater geht
in die nahe Schenke und holt dafür einen
süßen „Rosol“. Zum Danke dafür darf er
auch das erste Glas trinken. Der süße „Ro-
sol“ hebt die Stimmung. Im Nu sind
Spinnräder, Spanleuchter, Hechel und
Weife beiseite geräumt, und unter den sü-
ßen Klängen einer Harmonika, die ein
Bursche gar trefflich zu spielen versteht,
drehen sich die Paare in der großen Holz-
stube. Der Samtmanchester, der Würge-
walzer, Herr Schmidt, der Bohnenwitz,
der Fuhrmannswalzer, der Kuckuckswal-
zer, der alte Deutsche geben den innersten
Gefühlen der Jugend lebhaften Ausdruck.
Daß die Texte zu den Tänzen gesungen
werden, gibt ihnen einen ganz besonderen

Sudetenheimat

Nie hab' ich es so tief empfunden,
wie hell dein Bildnis in mir strahlt,
als nun, da in verschwiegenen Stunden
die Sehnsucht mir Verlor'nen malt.

Nie reckten kühner deine Berge
ihr wald'ges Haupt in blaue Luft,
nie raunten heimlicher die Zwerge
in ihrer dunklen Felsenluft.

Nie ragten mächtiger die Wälder
in ihrer behren Sonntagsruh,
nie wugten reicher deine Felder
der blanken Erntesichel zu.

Nie sprang vom bunten Wiesenhange
das Dächlein frühlicher zu Tal,
nie weilt' auf stiller Flur so lange
der letzte gold'ne Abendstrahl.

Nie tauchte aus den Blütenbäumen
mein Dörflein lieblicher empor,
nie klang so traun in meinen Träumen
der Mutter Sprache mir ins Ohr.

Nie dacht' so stolz ich der Geschlechter,
die längst die Heimaterde hüllt;
sie sind des heil'gen Erbes Wächter,
bis sich dereinst die Zeit erfüllt.

Reiz. Aber dann verkündigt der große „Seegen“ im altertümlichen Holzgehäuse die elfte Stunde. Jetzt muß nach altem Spinnstubengesetz die „Heimpresche“ angetreten werden. Ehe aber die jungen Mädchen nach Hause gehen, wollen sie wissen, ob ihnen auch ihr Herzallerliebster treu ist. Sie zünden einen Flocken

Flachs an. Steigt dieser leuchtend in die Höhe, so glauben sie an seine Treue. Und warum sollen Sie dies auch nicht! Sitzt er doch gewöhnlich mitten unter ihnen. Die jungen Leute gehen nun in der Regel paarweise nach Hause, und was sie unterwegs für süße Heimlichkeiten austauschen, bleibt uns leider verborgen.

Hanns Kappler

Bei den „Zwölf Aposteln“ von Schömburg



Grenzbauden: In jedem Haus waren Unterkünfte für Wintersportler reichlich vorhanden

Ein beliebtes Ziel für unsere Streifzüge durch das Vorgebirge waren die so einsam aber herrlich gelegenen Grenzbauden. Hier haben wir gern Einkehr gehalten, um von diesem Punkt des Riesengebirges aus nach allen Himmelsrichtungen zu wandern.

Zur 1704 m hohen Schwarzen Koppe strebten wir besonders in der Hauptferienzeit, wenn das Gedränge rings um die Schneekoppe gar zu groß zu werden drohte. Uns lockten dann die einsamen Gründe, das Aupatal zum Beispiel, mit den weit verstreuten Häusern von Klein-Aupa, oder die schön gelegene Mohornmühle, weiter-

hin das Rehorn-Gebirge mit dem 903 m hohen Kuppelberg, über Schwarzwasser zum Rabengebirge und schließlich nach Schömburg.

Schömburg ist ein altherwürdiges, liebliches Bergstädtchen im romantischen Ziedertal gelegen. Man nennt es wegen seiner barock anmutenden Bauten auch das „Denkmal des schlesischen Handwebers“. Von Schömburg aus ist besonders im 18. Jahrhundert das schlesische Leinen in alle Welt hinausgegangen. Vom Bürgerfleiß künden noch heute die laubengeschmückten stattlichen Häuser am Ring.

Noch heute sage ich —: denn aus Berich-



Das Anpathal

ten der während des Russeneinmarsches in Schönberg verbliebenen Einwohner weiß man, daß diese Stadt zum Glück nicht zerstört worden ist.

Am Ziel unserer Wanderung haben wir die berühmten Weberhäuser fotografiert, die man „Die Zwölf Apostel“ genannt hat, weil sie zu einem Dutzend nebeneinander und fast in gleicher Bauart errichtet worden waren. Ähnlich in solcher Zusammenstellung gab es noch die „Sieben Brüder“. Unsere schlesische Handwerkskultur ist kaum anderwärts in einer solchen anheimelnden Form zum Ausdruck gekommen, wie in Schönberg, am Westhang des Schönberger Gebirges gelegen. In manchem der alten Häuser fanden wir noch

den Webstuhl der Heimweber vor, liebevoll gepflegt und so gut erhalten, daß uns ein grauhaariger Schönberger vorführte, wie seine Väter und Ahnen einst an diesem Webstuhl das schlesische Linnen unter dem unermüdlichen Geklapper der Gewerke hervorzubereiten . . .

Es war gewiß eine harte Zeit — damals. Aber was gäben wir wohl darum, wieder in unserer schlesischen Heimat schaffen zu können.

Leider, nach neuesten Berichten von Besuchern der einst so schönen Stadt Schönberg, verfällt die Stadt in erschreckender Weise immer mehr. Besonders die herrlichen alten Apostelhäuser aus dem 17. Jahrhundert sind bald nur Ruinen.

Erhard Krause

Silvesternacht in der Bergheimat

„Hier heißt es nur sehr leise sein, Oskar“, flüsterte ich meinem Freunde zu, als wir uns, etwa eine Stunde weit von meinem Heimatort entfernt, auf einer schmalen und tiefverschneiten Schneise im heimatischen Bergwald befanden. Es war am letzten Dezembernachmittag, und Oskar und

ich hatten beschlossen, das Jahresende einmal in einer kleinen, einsamen Jagdhütte draußen im Gebirge zu verbringen. Da aber der Aufenthalt in Jagdhütten üblicherweise nur den Forstbeamten, nicht aber den Touristen gestattet ist und wir zur letzteren Sparte gehörten, mußten

wir vorsichtig sein. Aber die kleine Hütte stand tief verschneit und unbewohnt auf der Waldlichtung. Es war fast wie ein Märchen: der einsame Bergwald, die verschneite Hütte, der tiefe Friede — nur die hübsche Märchenprinzessin fehlte noch, die eines der kleinen Hüttenfenster geöffnet und uns willkommen heißen hätte. An die Außenseite der Hüttentür war ein schwarzer Totenkopf gemalt und darunter standen zwei drohende Worte: „Achtung! Selbstschuß!“ Wir hatten aber nichts zu fürchten, denn erstens hatten wir vorsorglich einen Schlüssel, und zweitens wollten wir gar nicht in die Hütte einbrechen, sondern nur ein paar frohe Stunden in ihr verleben, und da wäre es ein bißchen hart gewesen, gleich sterben zu müssen.

Nachdem wir mit großer Mühe die Tür vom Schnee frei gemacht hatten und in die Hütte eingetreten waren, ohne daß ein Schuß losgegangen war — es befand sich auch sonst keine Mordwaffe in der Hütte — sahen wir zunächst so gut wie gar nichts. Der Raum lag in tiefer Dunkelheit, und auch draußen war die Abenddämmerung angebrochen. Wir schoben die Fensterläden zurück, und Oskar zündete die große Petroleumlampe an, die von der Decke herabhing. Sogleich wurde uns heimlicher zumute, und wir begannen die Hütteneinrichtung zu mustern: die fast neuen Kamelhaardecken und die bunt bestickten Kopfkissen auf den Holzpritschen, den großen Eichentisch, den Geschirrschrank neben der Tür und den behelfsmäßigen Waschtisch, das Bücherbrett, auf dem eine uralte Weckeruhr stand, den Kleiderrechen und vor allem den großen eisernen Hüttenofen. Während ich Feuer anzündete, stieg Oskar auf den Dachboden hinauf, wo massives zerkleinertes Buchenscheitholz lag. Nicht lange dauerte es, und unser eiserner Wärmepender begann zu prasseln und zu glühen. Wir liefen um Wasser und stellten Tee auf, rückten uns zwei Stühle an den Ofen heran und rauchten von den mitgebrachten Zigaretten.

Draußen begann es zu schneien. In dicken Flocken wirbelte der Schnee hernieder, und bald waren die abgetauten kleinen Hüttenfenster wieder weiß. Die plötzliche Wärme in der Hütte hatte eine Motte aus ihrem winterlichen Versteck aufgeschreckt und zu neuem Leben erweckt. Sie umschwirrte in unermüdlichem Flug das Glas der brennenden Petroleumlampe, bei deren unruhig flackerndem Lichtschein leerten und füllten wir immer wieder aufs neue unsere mit Tee und Rum gefüllten Punschgläser. Die Stimmung wurde dadurch von Stunde zu Stunde immer angeregter. Ich zog den Wecker auf und stellte das Läutwerk auf 12 Uhr, damit wir den Beginn des neuen Jahres nicht versäumten. Als wir glaubten, genug gefeiert zu haben, legten wir uns auf die Pritschen und deckten uns mit den warmen Kamelhaardecken zu. Wir fielen beide sofort in festen Schlaf.

Ein ohrenbetäubender Lärm schreckte uns auf und ließ uns in die Höhe fahren. Wir glaubten im ersten Schreck nichts anderes, als daß eine Schar Forstleute draußen stünde und mit ihren Fäusten an die Tür trommelte. Erst als wir ganz wach waren, merkten wir zu unserer großen Erleichterung, daß die alte Weckeruhr über uns auf dem Bücherbrett das Höllenkonzert verursachte.

Wir sprangen von unseren Pritschen, umarmten uns, wir lachten und beglückwünschten einander. Dann traten wir gemeinsam vor die Hütte hinaus. Es schneite noch immer. Unsere Skispur von gestern war längst zugedeckt. Der Himmel war grau und verhangen, nur im Osten leuchtete ein einzelner Stern. Weit und breit kein Laut — Neujahrsnacht.

Im Morgengrauen verließen wir die kleine einsame Waldhütte und fuhren wieder heimwärts. Wir fuhren in ein neues Jahr. Was es uns bringen würde, das wußten wir nicht. Wir waren aber trotzdem voll Hoffnung und Zuversicht, denn das Erlebnis der heimatlichen Bergnacht hatte uns froh und glücklich gemacht.



Ortslexikon Sudetenland

Das Ortslexikon Sudetenland ist ein ortho- und topographisches, statistisches und wirtschaftsauländisches Nachschlagewerk, Auskunfts- und Ortsnamenbuch über jeden Ort, die verschiedenartigen Namen, Lage, Einwohner, Denkmäler, Bedeutung, Post- und Eisenbahnstationen, kommunal-industrielle Tätigkeit nach verlässlichen Daten. Ein Nachschlagewerk über das Sudetenland von Prof. Ernst Pohl. 600 Seiten, DM 59,50.



Geschichte der Sudetendeutschen

Eine übersichtliche, gestaffelte, aber dennoch nichts Wesentliches auslassende Zusammenfassung der die Deutschen betreffenden geschichtlichen Ereignisse in den historischen Ländern Böhmen, Mähren und Schlesien, sowie in der Slowakei, von der Besiedelung bis zur Vertreibung über alle Höhen und Tiefen der Jahrhunderte von Rudolf Meixner. 2. erweiterte Auflage, 133 Seiten, illustriert, farb. Umschlag, kart., DM 14,80.



Das Sudetendeutsche Weißbuch. Dokumente zur Austreibung der Sudetendeutschen.

Dieses Werk mit seinen erschütternden Erlebnis- und Augenzeugenberichten über die unermessliche Austreibung der sudetendeutschen Volksgemeinschaft aus ihren jahrhundertalten Heimatgebieten ist ein Appell an das Weltbewusstsein. Mit Orts- und Personenregister, Verordnungen und Dekretentexten. 590 Seiten, Lesekorformat, geb., DM 39,80.



„Rund um den Altvater“

Ein heimatkundliches Lesebuch für Sudeten-Schlesien und Nordmähren. Auf 279 Seiten wird von Land und Leuten erzählt. Auch die Mundart, der Humor und die Siegerwelt der Heimat kommen nicht zu kurz. 279 Seiten, farbiger Umschlag, kartoniert, DM 22,70.



Böhmische Küche weltbekannt

Von Siegfried Friedl. 1000 Rezepte auf 384 Seiten, vielen Textzeichnungen, 34 Fotos, buntes, abwaschb. Einband. DM 36,-.



Auf allen Straßen der Erde

Heute ist der Name Ferdinand Porsche in der ganzen Welt ein fester Begriff des Automobilismus. Wie es dazu kam, schildert dieser Lebensroman des großen technischen Genies. Den VW kennt jeder, kennen Sie auch die Geschichte des Konstrukteurs? Der Aufstieg vom Kleinwerkzeug zum Autokönig schildert dieser packende Roman von Hugo Scholz. 170 Seiten, farbiger Umschlag, DM 19,80.

Bestellen Sie bitte bei: Helmut Preußler Verlag und Buchhandlung, 8500 Nürnberg 70, Rothenburger Str. 25, Tel. 0911/262323. Bitte fordern Sie auch unseren ausführlichen Prospekt „Heimatverbindende Bücher“ an.

DIE HEIMAT FÜR KINDER UND ENKEL – IM BUCH



Schönstes
Sudetenland-Bildwerk
ISBN 3-8083-1082-0 DM 68,-



ISBN 3-8083-1090-1 DM 40,-



ISBN 3-8083-1095-2 DM 44,-

Weitere Sudetenland-Bücher:



ISBN 3-8083-1087-1 DM 45,-

HEIMAT NORDBÖHMEN
HEIMAT WESTBÖHMEN
NORBÖHMEN IN FARBE
WESTBÖHMEN IN FARBE
SUDETENDEUTSCHE
GESCHICHTE
SO LACHT MAN IM
SUDETENLAND

www.riesengebirger.de



ISBN 3-8083-1074-X DM 45,-



ISBN 3-8083-2003-6 DM 16,-



ISBN 3-8083-1163-0 DM 38,-



ISBN 3-8083-1180-0 DM 39,-

Adam Kraft Verlag · Beethovenstraße 5 · 8700 Würzburg



www.riesengebiet.de

PAUL HEY